beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Geld oder Leben

15/16

Hrsg. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.

Infoladen im CI
Koburger Straße 3
04277 Leipzig
Tel./Fax: 0341/31 10 44

17 c 10,1

beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Frauen, Arbeit und Zukunft e. V.
Kreuzstr. 155, Postfach 278
4600 Dortmund 1

Geld oder Leben

15/16

1. Auflage, 1985
Eigenverlag des Vereins Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen, Köln (Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1)
Gesamtherstellung: Farbo Druck & Grafik Team, Köln
Titel und grafische Arbeiten: Heidi Rautenberg, Köln

Impressum

beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Hrsg: Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e. V.

8. Jahrgang (1985) Heft 15/16

Redaktion: Ute Annecke, Inge Hehr, Maria Mies, Carola Möller, Brunhilde Sauer-Burghard, Christa Wichterich

Mitarbeiterinnen dieses Heftes: Ute Annecke, Adelheid Biesecker, Marita Blauth, Angelika Blickhäuser, Birgit Cramon-Daiber, Ingrid Düßmann, Helga Grubitzsch, Lu Haas, Béatrice Hecht-El Minshawi, Heidi Heinisch, Dörthe Jung, Barbara Kavemann, Barbara Köster, Agnes Lewe, Dorothea Mey, Maria Mies, Monika Molter, Astrid Osterland, Barbara Rendtorff, Claudia Roth, Nawal el Saadawi, Brunhilde Sauer-Burghard, Irmgard Schultz, Claudia von Werlhof, Christa Wichterich, Susanne Zeller

Die „beiträge" erscheinen dreimal im Jahr. Preis des Einzelheftes ab Heft 13 DM 16,- (Heft 8-12 DM 14,-), Doppelhefte DM 28,-, Jahresabonnement (jeweils 3 Hefte) DM 38,-, Förderabonnement ab DM 60,-, Mitgliederinnenabonnement DM 35,-. Einzelhefte sind durch jede Buchhandlung oder ab Heft 8 durch den Verlag zu beziehen. Abonnements ausschließlich durch den Verlag. Abbestellungen spätestens drei Monate vor Ende des Kalenderjahres möglich. Der Verlag erzielt keinen Gewinn. Mitarbeit erfolgt grundsätzlich ohne Honorar. Copyright by the authors. Nachdruck nur mit besonderer Erlaubnis des Verlages und unter Quellenangabe gestattet. Sämtliche Verwertungsrechte an den Übersetzungen liegen beim Verlag. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Verlags- und Redaktionsadresse: Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1, Tel. 02 21/52 64 22. Konto: Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e.V., Konto-Nr. 7 192 032 Stadtsparkasse Köln (BLZ 370 501 98).

Vertrieb von Einzelheften und Abonnements: Verlagsbetrieb des Vereins Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen.
Vertrieb für den Buchhandel: Frauenliteraturvertrieb GBR, Schloßstr. 94, 6000 Frankfurt/M. 90

INHALT

Editorial 5

Geld oder Leben

Ute Annecke, Maria Mies, Brunhilde Sauer-Burghard
Noch tanzt Rumpelstilzchen 7

Dorothea Mey
„Geld beruhigt echt . . .".
Über die Ruhe und die Unruhe, die der „Lohn für Liebe" mit sich bringt — gezeigt am Beispiel der Kurtisane Cora Pearl aus dem Paris des zweiten Kaiserreichs 19

Helga Grubitzsch
Konsumarbeiterinnen und Lockvögel: Frauen in der kapitalistische Konsumtion 35

Susanne Zeller
Vom „Gotteslohn" zum „Frauenlohn"
Die Bezahlung von Fürsorgerinnen unter der preußischen Besoldungsordnung nach dem ersten Weltkrieg 55

Irmgard Schultz
Über den Zusammenhang von Zeit — Geld und Geschlecht 65

Maria Mies
Brautpreis, Mitgift und Mitgiftmorde in Indien 77

Claudia von Werlhof
Kredite für Hausfrauen: Traum oder Alptraum? 94

Praxisberichte

Ingrid Düßmann
Kapitel aus einer noch unendlichen Geschichte 107

Lu Haas
Frauenbetriebe zwischen den Stühlen 111

Marie Raschke
Die Entwicklung der Frauenbank — ihre Ziele und Zwecke (1914) 126

Agnes Lewe
Die Ökobank — eine Bank für die Frauenbewegung? 131

Birigt Cramon-Daiber, Heidi Heinisch, Barbara Kavemann
Geld pflastert unseren Weg . . .
Drei Jahre Goldrausch-Frauennetzwerk Berlin e.V. 143

Christa Wichterich
SEWA 147

Dörthe Jung, Barbara Köster, Barbara Rendtorff
Frauenpolitik und Geld 149

Angelika Blickhäuser, Monika Molter
Mit dem garantierten Mindesteinkommen ins Paradies? 156

Diskussion

Adelheid Biesecker
Nicht-kapitalistisches Milieu und Hausarbeit — Mit welcher Berechtigung und welchem Erfolg stützt sich die feministische Theorie auf Rosa Luxemburg? 165

Adelheid Biesecker
Thesen zur Rolle der Gen- und Reproduktionstechnologie bei der gegenwärtigen Restrukturierung des Kapitals 180

Marita Blauth
Die Hälfte des Himmels — und ein ganzes Taxi 185

Dokumentation, Informationen

Kongreß „Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnik" (Resolution) 189

Claudia Roth, Maria Mies
Konferenz des internationalen feministischen Netzwerks gegen Reproduktionstechniken (FINNRET) 192

Christa Wichterich
Eindrücke vom Forum '85 und der 3. Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen in Nairobi 198

Béatrice Hecht-El Minshawi
Wissen ist Macht. Ein Gespräch mit der ägyptischen Feministin Nawel el Sadaawi 203

Christa Wichterich
Lose Gedanken zur Ausstellung "Die Braut" in Köln 209

Vorankündigung Heft 17 212

Rezension

Gisela A. Erler
Frauenzimmer — Für eine Politik des Unterschieds *(Astrid Osterland)* 213

Autorinnen 217

Editorial

„Geld regiert die Welt" — und weil die Frauen selten Geld haben, heißt es, haben sie auch keine Chance zu regieren, Einfluß zu nehmen, bleiben sie arm oder abhängig.
„Geld macht nicht glücklich" — und weil die Frauen so wenig Geld haben, heißt es, konnten sie sich bis heute vielleicht ein größeres Stück Lebendigkeit bewahren.
„Arm aber glücklich" oder „reich aber kaputt" oder von beiden etwas? Wie stehen Frauen zum Geld, wie arrangieren sie sich damit, welche Perspektive entwickeln sie dazu?

Als wir das vorliegende Heft auf Anregung einiger Bremer Frauen mit ihnen und anderen Frauen konzipierten, sprachen wir ausführlich über das Verhältnis von Frauen zum Geld und was die Geldverhältnisse mit den Frauen machen. In unserer kapitalistisch-patriarchalisch strukturierten Gesellschaft vermittelt Geld den entscheidenden Zugang zu unseren täglichen Lebensmitteln im weitesten Sinne. Dieser Zugang jedoch ist in einer Weise reglementiert, der Frauen weitgehend ausschließt. 1982 hatten nur 75 % aller Frauen über 15 Jahre ein eigenes Einkommen zwischen 0 und 1.200,— DM, und die Hälfte dieser 20 Mio. Frauen hatte überhaupt kein eigenes Einkommen, bei den Männern sind es im Vergleich 25 %, immer noch viel zu viele, aber eben entscheidend viele weniger. Die vergleichsweise große Armut bzw. Abhängigkeit der Frauen ist nicht zu übersehen. Ausgeschlossen aus der Geldwirtschaft, sind sie gleichzeitig ausgeschlossen aus den gesellschaftlichen Entscheidungs- und Einflußbereichen hier. Es zeigt sich, daß das Bewußtsein der Frauen über ihre Ausgrenzung überdeutlich ist, daß der Kampf um die Teilhabe jedoch sehr zwiespältig geführt wird. Zum Teil wird sehr hart um gute Erwerbsarbeit gekämpft, zum Teil möchten sich Frauen gerne auf ihren unbezahlten, aber „Versorgung" versprechenden Arbeitsplatz im Haus zurückziehen. Immer aber ist ein Gefühl davon da, daß das sich Einlassen auf die Geldwirtschaft mit Zerstörung von Lebendigkeit einhergeht. Und manche sehen auch, daß der Komsumreichtum hier mit der Armut anderer — meist von Frauen hier und in der Dritten Welt — erkauft wird.

Der Widerspruch in dem frau lebt, ist ein doppelter: einerseits ist Geld hier und heute notwendig zum Überleben, zudem gibt es ein Stück Sicherheit, es beruhigt die Besitzerin auf die kürzere oder längere Zukunft hin. Dem entgegen stehen die zerstörenden Bedingungen, unter denen dieses Geld herangeschafft werden muß, die bis in den Warencharakter der persönlichen Beziehungen hineinreichen. Auf der anderen Seite bringt einem der Verzicht auf Geld, auf die Erbschaft, auf Konsumgüter ein freies, leichtes Gefühl, verbunden mit dem guten Gewissen, sich nicht die Hände schmutzig zu machen, andere auszubeuten. Ist dieser Verzicht jedoch erzwungen von den Umständen, ist er meist nicht mehr rückgängig zu machen. Und das heißt dann Not, Verbitterung, Abhängigkeit. In einer solchen Lebenssituation ist die Kraft, für Veränderungen zu kämpfen, ganz gering. Es ist schon ein großer Balanceakt für Frauen mit diesen mehrfachen Widersprüchen zurechtzukommen und jeden Tag neu zu versuchen, in den Verhältnissen hier zu leben und sie gleichzeitig täglich neu in Richtung Frauenutopie zu wenden.
Der konkrete Kampf ums Geld spielt sich für mehr und mehr Frauen erzwungenermaßen im sekundären Arbeits- und Wirtschaftsmarkt ab. Alternative Projekte fordern Geld vom Staat, wollen aber gleichzeitig nicht von ihm oder den anderen geldgebenden Institutionen kontrolliert und vereinnahmt werden. Die Auseinandersetzungen hierüber sind heftig. Was die theoretische Durchdringung und die strategischen Konsequenzen betrifft, sind sie aber nicht über den Stand von vor zehn Jahren hinausgekommen. Die Möglichkeiten, an Geld zu kommen, sind vielfältiger geworden (ABM-Stellen, Ökofonds, kommunale Subventionen, Kredite etc.) und damit die Möglichkeiten der Verstrickungen, Hoffungen ebenfalls.

Das Heft bringt theoretische und historische Überlegungen und Forschungsergebnisse, die an wichtigen Aspekten der Geldverhältnisse ansetzen. Zudem gibt es unterschiedliche Berichte aus der Frauen-Objekt-Praxis. Der berühmte ,,rote Faden", der von Frauen beispielsweise zu dem Zusammenhang von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung — Verarmung — internationalem patriarchalischem Kapitalismus erarbeitet wurde, beginnt beim Thema Geld erst sich zu entrollen, obgleich diese Fäden ja eng verknüpft sind. So fehlen uns beispielsweise historische Forschungen aus feministischer Sicht über den Prozeß der Ausgrenzung von Frauen aus der Geldwirtschaft oder die Herausbildung des Geldes zu einem selbständigen Wert, zur Ware Kapital und was diese Entwicklung mit der Ausprägung des ,,abendländischen Geistes", der männlichen rationalen Identität einerseits und der Definition von Frauen zur bewußtlosen Natur andererseits zu tun hat.
Unsere Antwort auf die zentrale Frage, wie können wir es verhindern, immer weiter unsere Lebenskraft in die lebenszerstörenden Geld-Kapitalverhältnisse einzugeben, wird unsere ganze Phantasie und Kraft benötigen. Niemand wird für uns handeln. Stichworte für eine Perspektive sind: tätig, mit eigenen Produktionsmitteln, selbstbestimmt und bedürfnisdeckend leben.

Quelle: NDS, Nr. 18, 1985, S. 7

Ute Annecke, Maria Mies, Brunhilde Sauer-Burkhardt

Noch tanzt Rumpelstilzchen

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm ,ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen'. Der König sprach zum Müller ,das ist eine Kunst, die mir wohl gefällt, wenn deine Tochter so geschickt ist, wie du sagst, so bring sie morgen in mein Schloß, da will ich sie auf die Probe stellen.' Als nun das Mädchen zu ihm gebracht ward, führte er es in eine Kammer, die ganz voll Stroh lag, gab ihr Rad und Haspel und sprach ,jetzt mache dich an die Arbeit, und wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben.' Darauf schloß er die Kammer selbst zu, und sie blieb allein darin.

Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte um ihr Leben keinen Rat: sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Geld spinnen konnte, und ihre Angst ward immer größer, daß sie endlich zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Türe auf, und es trat ein kleines Männchen herein und sprach ,guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint sie so sehr?', ,Ach,' antwortete das Mädchen, ,ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe das nicht.' Sprach das Männchen ,was gibst du mir, wenn ich dirs spinne?', ,Mein Halsband,' sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war auch die zweite voll und so gings fort bis zum Morgen, da war alles Stroh versponnen, und alle Spulen waren voll Gold. Bei Sonnenaufgang kam schon der König, und als er das Gold erblickte, erstaunte er und freute sich, aber sein Herz ward nur noch goldgieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war, und befahl ihr, das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Türe auf, und das kleine Männchen erschien und sprach ,was gibst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?', ,Meinen Ring von dem Finger,' antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, fing wieder an zu schnurren mit dem Rade und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Maßen bei dem Anblick, war aber noch immer nicht Goldes satt, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach , die mußt du noch in dieser Nacht verspinnen: gelingt dirs aber, so sollst du meine Gemahlin werden.', ,Wenns auch eine Müllerstochter ist,' dachte er, ,eine reichere Frau finde ich in der ganzen Welt nicht.' Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum drittenmal wieder und sprach ,was gibst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?', ,Ich habe nichts mehr, das ich geben könnte,' antwortete das Mädchen. ,So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind.', ,Wer weiß, wie das noch geht,' dachte die Müllerstochter und wußte sich auch in der Not nicht anders zu helfen; sie versprach also dem Männchen, was es verlangte, und das Männchen spann dafür noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles fand, wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.

Über ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Männchen: da trat es plötzlich in ihre Kammer und sprach ,nun gib mir, was du versprochen hast.' Die Königin erschrak und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königsreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte: aber das Männchen sprach ,nein, etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt.'

Brüder Grimm
Kinder- und Hausmärchen

Dieser Pakt zwischen der schönen Müllerstochter und dem Rumpelstilzchen fand zur Zeit des Merkantilismus, also etwa im 18. Jahrhundert statt. Und das Männlein das angeblich Stroh zu Gold spinnen konnte, war der ,,Geist des Kapitalismus" (Fetscher). Damals erschien dieser Geist noch in der Form eines Koboldes, einer der hilfreichen Geister der Goldsucht, Alchemisten und Händler, die sich an den Höfen der Könige herumtrieben. Er war noch klein. Seither ist er aber immer mehr gewachsen, hat sich aufgebläht und ist zum Herrn der Welt, ja zu einem Gott geworden. Nach und nach hat er die Eigenschaften des alten Schöpfergottes in sich aufgesogen. Er ist ein wirklich wirkender Gott, nicht nur ein Hirngespinst. Er versucht die Wirklichkeit, das Innen und Außen, das Oben und Unten und den ganzen Erdkreis so zu durchdringen, daß er alles Leben, was da entsteht und vergeht, in sich aufsaugt und in sich selbst verwandelt, wie ein Vampir. Sein Name ist Kapital.
Das Evangelium dieses Gottes, sein schöpferisches Prinzip:

Aus einer Mark mach zwei
aus zwei drei
aus drei vier, sechs, hundert usw.
bis in alle Ewigkeit.

Oder: Das Geld, das aus sich selbst neues Geld gebiert.
Der Gott ist wie jeder Gott unsichtbar, man kann ihn nicht anfassen. Um aber wachsen und wirken zu können, mußte er materielle Gestalt annehmen, er mußte z.B. in der Gestalt des Goldes oder des Geldes erscheinen. Das Geld kann man anfassen. In ihm hat sich der Gott in Kleingeld verkörpert, das unter die Leute gebracht wird. Denn das Geld ,,gebiert" nur neues Geld, wenn es unter die Leute kommt.
Die Tempel dieses Gottes sind die Banken, seine Priesterkaste die Bankiers, die Manager der multinationalen Unternehmen und ihre Ökonomen. Die unteren Ränge dieser Kaste besetzen die Wissenschaftler.
Die Priester arbeiten eng zusammen mit dem König — ja wir können sogar sagen, ohne die Priester gäbe es den König nicht, und ohne den König nicht die Priester. Das Geheimnis des Königs ist die Gewalt. Er besitzt die Gattengewalt über die zur Königin ,,aufgestiegene" Müllerstochter und die Staatsgewalt über seine Untertanen, das Volk.
Wie aber der Gott etwas von sich ,,abgeben" muß, — nämlich Geld — damit die Menschen an ihn glauben und sich in die Geldvermehrungsmaschine begeben, so muß auch der König etwas von seiner Gewalt abgeben. Er hat etwas von seiner Gewalt an die Männer des Volkes abgegeben, hat sie zu ,,Gatten" ernannt, zu Kleinkönige innerhalb ihres Kleinstaates Familie und hat ihnen die Frauen des Volkes unterworfen. Als dies geschehen war, hörten die Männer des Volkes auf, gegen den König zu rebellieren, denn sie waren ja nun dem König ,,gleich" geworden, so dachten sie.

Wie war es möglich, daß dieser Gott so mächtig wurde? War er doch noch vor einigen Jahrhunderten das oben zitierte kleine Männlein. Wie kam es, daß alle Menschen, die ganze Natur, Luft, Wasser, Erde, Pflanzen und Tiere — ja selbst die Träume und Gedanken der Menschen — zu Futter, zu Rohmaterial für diesen gefrässigen Gott wurden? Nun, das lag daran, daß die Priester und die Könige dieses Gottes es fertigbrachten, ihn dem Volk als den *Schöpfer allen Lebens* darzustellen. Das Geheimnis der Priester war das Wissen und die Erklärungsgewalt. Sie zerstückelten das Lebendige und benannten die Teile. Sie sagten dem König und dem Volk, wie die Welt anzusehen sei, was ,,wirklich" sei. Sie nannten aber nur das ,,wirklich", ,,real" was dem König und ihnen nützte. Der König machte daraus seine ,,Realpolitik" (Duelli-Klein). Alles andere sahen sie und der König nicht (Gena Corea). Sie schrieben viele Bücher über die wunderbare Fähigkeit des Geldes, aus sich neues Geld zu schaffen, vor allem, wenn es mit den Menschen in Berührung käme, und verbreiteten das Dogma, daß das Leben aus dem Geld kommt und nur mit Geld zu erhalten sei. Das schöpferische Prinzip des Gottes nannten sie *Wachstum,* oder auch *Produktivitätssteigerung*. Zu den Menschen sagten

sie, sie würden alle sterben, oder zumindest in die Steinzeit zurückversetzt werden, wenn der Gott nicht mehr weiter wachsen würde. Mit der Zeit glaubten die Menschen den Priestern und vergaßen, daß sie selbst, im Bunde mit der Mutter Erde, die Schöpfer des Lebens waren.

Um diesen Glauben durchzusetzen, brauchten die Priester aber die Gattengewalt und die Staatsgewalt. Denn das Glaubensgesetz hieß« leben kann nur der, der Geld hat, wer keins hat, muß sterben. Und so drohte auch der König im Märchen der Müllerstochter: ,, . . wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben". Da erschien der Gott Kapital selbst in Inkarnation des kleinen Männleins der verzweifelten Müllerstochter und versprach sie zu retten, wenn sie nur einen Pakt mit ihm einginge. Denn ,,alles hat seinen Preis, besonders das Unbezahlbare" (Sloterdijk). Aber was bedeutete schon das Halsband und der Ring, die sie bei ihrem ,,Retter" in der ersten und zweiten Nacht gegen das gesponnene Gold und damit ihr (Über)leben eintauschte? In der dritten Nacht jedoch wiederholte der König seine Todesdrohung nicht mehr, sondern versprach: ,,Die mußt du noch in dieser Nacht verspinnen: Gelingt dir's aber, so sollst du meine Gemahlin werden." — ,,Wenn's auch nur eine Müllerstochter ist", dachte er, ,,eine reichere Frau finde ich in der ganzen Welt nicht." — denn der König/Staat konnte damals durch Heirat im Pakt mit dem aufstrebenden Bürgertum reich werden. Obwohl in dieser Nacht die Müllerstochter keine bitteren Tränen vergoß (jedenfalls steht in dem Märchen davon nichts geschrieben), kam das Männlein erneut und schlug ihr einen neuen Handel vor: etwas Lebendiges wollte es haben, ihr Kind für das Leben einer Königin mit Reichtum und weniger Arbeit. Und die Müllerstochter in ihrer ,,Not" gab dem Männlein das Versprechen, stellte ihm gleichsam einen Wechsel auf das (noch ungeborene) erste Kind aus, um das Gold/Geld, den Kredit für das Leben einer (Konsum)Königin zu erhalten.

Da trat ein Gegenprophet auf, der einen ersten Angriff auf den Gott und seine Clique startete. Er bewies, daß das Geheimnis der wunderbaren Geldvermehrung in der lebendigen menschlichen Arbeit lag, daß es diese Arbeit war, die der gefräßige Gott in sich aufsaugte und in Geld verwandelte, und daß der Heißhunger dieses Gottes nach immer mehr Lebendigem (lebendiger Arbeit) immer mehr Waren, immer mehr Reichtum und immer mehr Geld produzierte.
Der Gegenprophet kannte aber offenbar nur den einen Pakt, der zwischen dem Müller und dem König bei hellem Tageslicht geschlossen worden war, nämlich, daß der Müller Schwiegervater des Königs werden würde, wenn seine Tochter dem König alle die Kammern voll Stroh zu Gold spinnen würde. Der Gegenprophet entschlüsselte das Geheimnis der Gold/Geldvermehrung in der Weise, daß er sagte, es war nicht irgendein geheimnisvoller Kobold, der Stroh zu Gold machte, sondern die Arbeit des Müllers selbst (bzw. seines Knechtes), der wie es in der Tat damals auch geschah, eine bessere Technik zum Mahlen, bessere Maschinen zum Mahlen einsetzte, wodurch in der Tat die Müller damals sehr reich wurden. Der Gegenprophet hatte übersehen, daß es die *Tochter,* also eine Frau war, die am Anfang der wunderbaren Geldvermehrung stand. Des Rätsels Lösung lag nach der Meinung dieses Gegenpropheten in der Ausbeutung der Arbeitskraft der Müllerburschen und dem Einsatz einer immer besseren Maschinerie. Das erlaubte dem Müller schließlich, aus seiner Mühle eine Mehlfabrik zu machen. Das Kapital zum Aufbau der Fabrik bekam der Müller, bzw. seine Nachfahren aus dem aufgehäuften *Mehrwert,* d.h. dem Teil der Arbeit, den die Müllerburschen oder Arbeiter in der Mehlfabrik über die ,,notwendige" Arbeit hinaus taten, die Arbeit nämlich, die notwendig war, um sich am Leben zu erhalten und für die sie auch nur einen Lohn, Geld bekamen.
Der Prophet Karl Marx glaubte nun der List des Gottes dadurch beikommen zu können, daß er das schöpferische Prinzip dieses Gottes, sein Produktivitätsdogma, zunächst einmal anerkannte. Er sagte, der Gott wird durch dieses Dogma getrieben, so-

viel Reichtum zu schaffen, daß Armut und Elend — das Reich der Notwendigkeit — auf der Erde verschwinden werden. Er macht zwar aus Leben nur Geld, aber damit produziert er auch seinen eigenen Untergang. Es kommt dann nur noch darauf an, daß die Menschen all das, was er durch ihre Arbeit geschaffen hat, wieder an sich nehmen, also all die Waren, den ganzen Reichtum und den Gott schließlich aus seinen Tempeln, den Banken und Fabriken vertreiben und so wieder Herren über sich selbst, ihre Arbeit und die Erde werden.

Dabei hat der Gegenprophet aber den Pakt zwischen der schönen Müllerstochter und dem Männlein übersehen. Dieser fand in tiefer Mitternacht in der Einsamkeit der Strohkammer statt. Bei diesem Pakt hieß es nicht:
Arbeitskraft gegen Geld
sondern:
Leben gegen Geld
Nachdem die Müllerstochter dem Männlein in den ersten beiden Nächten alles gegeben hatte, was sie an ,,Wertvollem'' besaß, verlangte es nun etwas von ihr selbst, etwas Lebendiges, ihr Kind, ihre Lebenszeit, ihr Leben.
Wie wir aus dem Märchen wissen, hängen beide Pakte, der am Tage und der in der Nacht, ursächlich miteinander zusammen. Ohne das Lebendige, das die Müllerstochter (und später ihre Nachfahrinnen) gibt, also ohne *Leben* würde der Tauschvorgang *Arbeitskraft gegen Geld* nicht funktionieren.
Das hat aber sowohl der zum Königs-Schwiegervater aufgestiegene Müller wie auch der durch die Müllerstochter reich gewordene König schnellstens verdrängt. Sie erscheinen den Menschen als die Schöpfer des ganzen Reichtums.
Dieser nächtliche Pakt war beides: Eine Erpressung unter einer Todesdrohung und ein Versprechen eines ,,besseren Lebens''. Jedenfalls stiegen die Müllerstochter und ihre Nachfahrinnen auf zu den Konsumköniginnen im Schlaraffenland und bezahlten dennoch dafür mit ihrem eigenen Leben und dem ihrer Kinder. Denn das Ganze war ja ein Betrug. In dem Moment, wo die Müllerstochter auf das Angebot des Männleins einging, war sie ja schon als ,,Mensch'' oder ,,Menschin'' gestorben.
Aus Geld entsteht niemals Leben, soviel Geld auch der Gott durch die Arbeit der Menschen aus sich heraussprudeln mag. Aus Geld mag Reichtum, Warenfülle, Konsum, Macht usw. entstehen, aber nicht Leben. Denn die Waren, und die Ware aller Waren: das Geld, enthalten ja in sich all das getötete und unterworfene Leben der Menschen. Darum tragen sie einen Leichengeruch an sich. Um zu überleben mußten die Menschen Sklavenarbeit innerhalb und außerhalb der Fabriken des Gottes leisten, der Gott gab ihnen durch seine Priester einen Teil von sich selbst — Geld — um sich Waren zu kaufen, die sie *Lebensmittel* nannten. Allerdings war der Trick dabei, daß das Leben, das der Gott ja schon in sich aufgesaugt hatte und wodurch er sich selbst in einem permanenten Wachstum am Leben erhielt nicht wieder in die Menschen zurückfloß. So dachten sie, daß sie noch nicht genug Waren hätten, daß sie mehr davon und andere brauchten, um endlich wieder *ihr* Leben, daß der Gott ihnen gestohlen hatte, zurückzubekommen.

Auch die Menschen, die dem Gegenprophet folgten, glaubten auf diese Weise, nämlich über ,,produktive Arbeit'', technischen Fortschritt und Warenreichtum wieder an ihr Leben zu kommen, denn hatte nicht der Gegenprophet versprochen, daß Warenreichtum und die Ersetzung der menschlichen Arbeit durch die Maschinen die Vorbedingung für das Reich der Freiheit sei?
Der Gott aber lachte. Der Gegenprophet hatte ihm einen guten Dienst erwiesen. Dadurch, daß er sein schöpferisches Prinzip anerkannte, war sichergestellt, daß auch in den Reichen, die der Lehre des Gegenpropheten folgten, die Menschen dem selben Prinzip folgten: aus Leben mach Geld.

Das Problem für die Menschen aber blieb, hier wie drüben: Wie sollten sie ihr Leben zurückbekommen? In den Ländern, wo der Gott Kapital offen angebetet wurde und wo er die größten Waren- und Geldhaufen akkumulierte, wurden die Menschen immer verzweifelter.
„Water, water all around, and no drop to drink!" schrien sie in ihrer Not. Verzweifelt suchten sie nach ihrem verlorenen Leben. Zunächst einmal in den Bereichen, wo sie meinten, der Gott sei noch nicht eingedrungen. Denn irgendwie begannen sie zu ahnen, daß sie an der Nase herumgeführt wurden. Da fielen ihnen z.B. die Frauen ein. Hatten die nicht die merkwürdige Fähigkeit, Leben zu schaffen, sogar ohne Geld? Oder die Natur. Brachte die nicht auch Leben hervor, ohne daß sie vorher dafür bezahlt worden war? Oder sie suchten das verlorene Leben in den armen Ländern „im Süden", aus denen der Gott zwar Arbeit und „Rohstoffe" herauspreßte, denen er aber kaum Anteil an dem Waren- Geld- und Maschinenreichtum gab. Die warenübersättigten, lebenshungrigen Menschen begannen plötzlich die Armut selbst als das Glück, das Leben zu romantisieren, wenigstens für die Zeit ihres Urlaubs. Sie wollten diese schrecklich toten Fabrikwaren nicht mehr, die einen Leichengeruch an sich hatten, der sie krank machte. Sie wollten wieder Dinge, denen man noch anfühlte, daß sie von menschlichen Händen und nicht von Maschinen gemacht waren.
Bald aber stellten sie mit Entsetzen fest, daß Frauen, die Natur und die ausgebeuteten Länder des Südens auch nicht mehr heil waren. Die Frauen waren nicht der ewig neues und warmes Leben sprudelnde Schoß, in den Mann sich zurückflüchten konnte, die Natur war immer mehr vergiftet und die Länder des Südens waren Ansammlungen ausgehungerter Menschen.

Wenn die Menschen und auch die Frauen in den reichen Ländern ein Problem hatten oder unglücklich waren, dann versprachen die Priester des Gottes schnell eine weitere technische Neuerung, die dieses Unglück sofort, ohne Arbeit und für alle Zeiten beheben würde. Auf diese Weise verlernten die Menschen die Künste, selbst ein glückliches Leben zu gestalten und wurden immer abhängiger von den Ingenieuren und anderen Experten des Gottes. Doch jede technische Neuerung, die diese Experten gegen „Krankheit, Unglück und Tod" produzierten, machte die Menschen nur noch verzweifelter, denn nach dem ehernen Gesetz des Gottes konnten sie nur als Ware gekauft und konsumiert werden. Und das bedeutete, daß sie immer mehr von ihrem schon ganz dünn gewordenen Leben diesen Waren hinzusetzen mußten, um sie zum Leben für sich zu erwecken.

Rumpelstizchen zerreißt die Frauen

Was aber taten die Frauen, die ihr Leben verloren hatten und immer wieder jede Nacht aufs Neue verloren. Merkten sie es nicht oder konnten sie sich nur nicht dagegen wehren? Am Anfang waren die Frauen, die Königin geworden waren, sehr zufrieden. Die vielen Wünsche nach glitzernden Sachen, die sie sich nun endlich erfüllen konnten, das erfreute sie sehr und verschaffte ihnen einen angenehmen Kitzel. Sie glaubten das Paradies sei angebrochen, eine Art Schlaraffenland, wo einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Bald aber merkten sie, daß sie zwar keine schwere Arbeit mehr zu tun brauchten (Wasch- und Spülmaschinen), aber stattdessen mußten sie jeden Tag feststellen, daß sie nicht *mehr* Zeit hatten, sondern im Gegenteil, daß die tägliche Arbeit mehr und mehr wurde. Sie mußten sich immer mehr um die Kinder kümmern, weil niemand anders nach den Kindern sah und auch der Großkönig und die anderen Kleinkönige mußten jeden Abend, wenn sie nach Hause kamen, aufgebaut werden. Diese Arbeit strengte die Frauen auf eine ganz andere Weise an als die körperliche Arbeit vorher und sie konnten oft nachts nicht mehr schlafen. Auch die Waren, die sie kauften, mußten sie aufbereiten, damit man überhaupt Freude an ihnen hatte. Außerdem mochte

niemand diese Tätigkeiten so recht als Arbeit ansehen. Das war doch alles nur „Liebe". Auch der Konsum von Waren entpuppte sich immer mehr als Arbeit, je mehr Waren es in den Geschäften gab. Es dauerte nun viel länger, die besten und billigsten herauszusuchen. Niemand brachte ihnen mehr die Lebensmittel ins Haus. Stundenlang mußten die Frauen nun an den Kassen der Supermärkte stehen. Ernüchtert stellten sie fest, daß das Männlein sie betrogen hatte, denn sie mußten genauso viel Zeit wie früher arbeiten, ohne das dies jemand anerkannt hätte. Außerdem sahen sie, daß das Leben einer Königin ihnen keine Macht verlieh, sondern, sie eigentlich nichts anderes waren als die Dienerinnen der Groß- und Kleinkönige, ihre (Haus)frau. Aber sie begriffen noch nicht, daß die gekauften Waren ihnen ihr Leben nicht zurückbrachten, im Gegenteil sie immer noch mehr Leben dafür geben mußten. Sie spürten nur, daß sie immer unglücklicher wurden. Sie glaubten, daß sie immer mehr Waren kaufen mußten, um wieder glücklich zu werden. Aber das Gegenteil trat ein, sie wurden immer müder und ausgebrannter ohne recht zu wissen, woran das lag. Inzwischen erfuhren sie durch Gerüchte, die ihnen zugetragen wurden, daß der König überall die Mär verbreitete, er selbst könne Stroh zu Geld spinnen, mit dem er die nicht arbeitende Königin ernähre. Auch die anderen Männer erzählten die selben Lügen über ihre Frauen.

Da platzte einigen mutigen Frauen der Kragen und sie meldeten sich in aller Öffentlichkeit zu Wort. Sie redeten aber nicht von ihrem Pakt mit dem Männlein, sondern, sie schrien: „Wir wollen nicht länger nur Königin sein, da haben wir nichts zu sagen, und müssen nur unsere Männer bedienen, die über uns noch freche Lügen verbeiten. Wir wollen auch König werden. Wir fordern die Gleichstellung mit ihm. Wir wollen auch berufstätig sein, damit wir mehr Macht und Geld haben. Dann können wir endlich glücklich sein." Der König, der darüber sehr erschrocken war, versuchte die aufgebrachten Frauen erst einmal zu beschwichtigen. „Gut," sagte er zu den anderen Männern, die ebenfalls sehr erschrocken waren. „Machen wir Zugeständnisse an einige wenige Frauen, die sollen ruhig Karriere machen und König werden, tagsüber. Nachts aber sind alle Katzen grau, da haben die Frauen nichts auf den Straßen und in den Kneipen zu suchen."

Die Frauen griffen die Möglichkeit, berufstätig zu werden, begeistert auf und erzählten sich gegenseitig, wie erfolgreich sie doch mit ihrem Protest gewesen waren; sie bestätigten sich gegenseitig, daß die Männer doch gar nicht so schlimm seien, wenn man ihnen nur ordentlich den Marsch blase. Man müßte sie nur aufklären, dann würden sie schon begreifen.

Bald allerdings stellten sie fest, daß sie nicht genug verdienten. Von dieser Mehrarbeit profitierte eigentlich nur der König, der Gott und seine Clique, denn der brauchte ihnen nun kein Haushalts- und Taschengeld mehr zu geben. Der König und die anderen Männer freuten sich klammheimlich über die „Emanzipation der Frauen", die ihnen so viel Gutes brachte. Zu den Frauen aber sagten sie, sie seien gegen ihre Berufstätigkeit, da die Frauen nun keine Zeit mehr hätten, den König und die Männer zu bedienen. So beeilten sich die Frauen im Beruf und zu Hause noch mehr zu arbeiten, so daß die Männer sich bald wieder als Pascha fühlen konnten. Außerdem nahmen nun die „emanzipierten" Frauen alle die Pille, das machte es für die Mäner viel bequemer und die Frauen hatten nun keine Ausrede mehr für ihre Unlust an der männlichen Lust. Außerdem brauchten nun der König den Frauen kein Mutterschaftsgeld zu zahlen, da immer weniger Kinder zur Welt kamen.

Die Frauen sahen sehr schnell, daß sie abermals betrogen waren. Sie riefen nun schon empörter: „Wir wollten doch mehr Geld und Macht haben, stattdessen haben wir nur mehr Arbeit im Beruf, Haushalt und Bett."

Sie erkannten, daß, obwohl sie die meiste Arbeit auf der Welt verrichteten und alles Leben hervorbrachten, immer noch als Menschen 2. Klasse galten und kaum eigenes Geld hatten, denn das Gold, was sie mit Hilfe des Männleins aus dem Stroh gewannen, wurde ihnen vom König jeden Tag weggenommen. Er füllte damit seine Kammern und wurde reicher und reicher. Die Frauen schrien: „Wir wollen Geld für unsere (Haus-)

Arbeit.“ Immer noch nicht begriffen sie, daß zwar Leben in Geld verwandelt werden kann, aber nicht umgekehrt. Sie erinnerten sich daran, daß der Vater der Müllerstochter diese in die Gewalt des Königs gegeben hatte, um sich „einen Namen zu machen“. Es wurde ihnen klar, daß der König und der Vater auch einen Pakt geschlossen hatten, dessen Gegenstand sie selbst waren, um von ihren Fähigkeiten zu profitieren. Der König tat so, als ob er auf das eingehe, was die Frauen forderten. Im Stillen sagten er zu sich: „Gut, geben wir ihnen ein bißchen Erziehungsgeld, das sieht dann so aus, als ob wir Lohn für Hausarbeit zahlten. Gleichzeitig können wir so die Mütter von den gutbezahlten Arbeitsstellen vertreiben. Dadurch behalten wir die Männer auf unserer Seite und machen außerdem alle Mütter zu Almosenempfängerinnen, die man so noch besser kontrollieren kann“.
Viele Frauen durchschauten die Absicht des Königs sofort und warnten die anderen Frauen. Inzwischen wurden sie immer mißtrauischer und dachten manchmal daran, sich von dem Großkönig und den Kleinkönigen zu trennen. Aber dann erinnerten sie sich, daß der König in den ersten Nächten, bevor er die Müllerstochter in die Stube eingeschlossen hatte, damit sie aus Stroh Gold spinne, diese mit dem Tode bedroht hatte, wenn sie dieses Kunststück nicht fertigbringe. Plötzlich fiel es wie Schuppen von ihren Augen. Sie sahen, daß sie überall auf der Straße, am Arbeitsplatz aber auch zu Hause von Männergewalt bedroht waren. Sie gingen hinaus auf die Straßen und Plätze und riefen laut: „Der König und die anderen Männer vergewaltigen und schlagen uns, wenn wir nicht das tun, was sie von uns wollen.“
Aber statt die Freiheit und ein glückliches Leben anzustreben, forderten sie wiederum nur Geld für ein unabhängiges Leben. Und das auch noch vom König, der doch wohl das alles verursacht hatte. Der König aber wurde böse. Auch die Kleinkönige wurden böse. Das ging doch wohl zu weit, schließlich plauderten die Frauen aus ihrem Privatleben aus. Das ging doch keinen etwas an. Das bißchen Schläge als Gewalt zu bezeichnen, war ja geradezu hysterisch, außerdem hatten die Frauen die Schläge immer verdient. Die Priester aus der Abteilung „Psyche“, die sie wegen des Ärgers aufsuchen mußten, beruhigte ihn mit dem Slogan, daß kein Mann eine Frau gegen ihren Willen vergewaltigen kann. Nun waren die Frauen aus dem Häuschen. Sie amüsierten sich über die männlichen Psychotherapeuten, die ihre Weisheit offenbar auch von den Vergewaltigern bezogen, und kündigten ihnen die Gefolgschaft auf. Bald wurden Frauenhäuser gegründet und viele Frauen flüchteten dorthin, so daß diese Häuser bald hoffnungslos überfüllt waren. Sie alle klagten den König und die anderen Männer an, sie würden geschlagen und vergewaltigt. Das es so viele waren, hatten die Frauen selbst nicht gedacht.
Der König aber wurde kleinlaut als der das sah. Er fürchtete plötzlich, daß die Frauen den Grund erfahren könnten, warum die Todesdrohung gegen die schöne Müllerstochter ergangen war und gegen ihre Nachfahrinnen noch immer ergeht. Der König hatte Angst davor, die Frauen könnten, wo sie schon so nahe an der Wahrheit waren, herausfinden, daß sein Königtum auf Gewalt, Raub und Bluff beruht. Darauf änderte er wiederum seine Taktik und beschwor die anderen Männer, nicht mehr ganz so unverschämt zu sein wie bisher, sonst könne es für ihre künftige Herrschaft über die Frauen bedrohlich werden. Das sahen einige Männer ein, immer wenn sie jetzt mit Frauen redeten, besonders in der Öffentlichkeit wo viele zuhörten, redeten sie nun von sich als Chauvis und Machos. Die Zeit der männlichen Selbstbezichtigungen brach an, und die Frauen frohlockten, jetzt endlich war der König und die anderen Männer angeschlagen. Die Aufklärung, so glaubten sie, habe endlich gewirkt. Nun konnte das Reich der Freiheit anbrechen. Allerdings wollten die Männer für ihre löbliche Einsicht auch noch getröstet werden; natürlich von den Frauen.
Abends aber schlichen sie sich in die Kneipen davon, wo sie ihresgleichen trafen. Dort begannen sie immer lauter auf die Emanzen zu schimpfen.
Sie hatten es satt. Zu Hause redeten sie den Frauen nach dem Munde, damit sie nicht mißtrauisch würden. Die Frauen, die immer noch an die aufklärerische Macht ihrer

Worte glaubten, vertrauten den Besserung gelobenden Männern. Sie nahmen Worte für Taten. Immer, wenn ein Mann sagte, ,,Ich will dich nicht zur Magd machen, ich schwöre dem Patriarchat ab, dann sagten solche Frauen zu anderen Frauen, die zu Hause noch einen Chauvi rumhocken hatten: ,,Ich bin nicht unterdrückt, mein Mann ist eine Ausnahme. Wir führen eine partnerschaftliche Ehe. Und sie waren stolz auf sich. Sie fühlten sich als König. Sie waren einzigartig und fühlten sich allen anderen Frauen überlegen, weil sie so besonders emanzipiert waren. Wahrlich sie waren die besten Propagandistinnen des Königs. In Wirklichkeit kümmerten die Männer sich immer noch nicht um Haushalt und Kinder, sie mimten nur den Hausmann. Immer wenn sie ein bißchen halfen, redeten sie tagelang davon. Sie machten aus jeder Mücke einen Elefanten. Vor allem meinten sie, daß die Arbeit mit den Kindern ein großes Entgegenkommen den Frauen gegenüber sei. Die Kinder waren immer noch nicht ihr Job. Die Frauen nahmen immer noch Worte für Taten. Manchmal wenn sie wieder so richtig kaputt waren, fragten sie sich, warum sie immer noch keine Zeit für sich hätten, wo doch die Männer inzwischen genauso viel im Haushalt täten wie sie selbst. Da stimmte doch etwas nicht. Endlich begriffen die Frauen, daß sie der Magie der Worte aufgesessen waren. Ihr Wunsch nach schneller Versöhnung mit den Männern hatte sie in die Falle tappen lassen. Einige riefen: ,,Chauvi bleibt Chauvi." Aber sie waren ratlos, wie sollten sie aus dem Zirkel herauskommen. Es schien zu schwer. Einige Frauen die früher zu den eifrigsten Kämpferinnen gehört hatten, gaben den Kampf auf. Sie zogen sich in die Magieecke zurück und beschäftigten sich mit sich selbst. Die anderen Frauen aber wollten sich nicht mit einer esoterischen Ecke in der Welt zufrieden geben. Sie fingen an ernsthaft darüber nachzudenken, was die eigentlichen Ursachen ihres Unglückes waren. Langsam erfaßten sie, daß alles immer schlimmer würde und sie nicht mehr viel Zeit hätten, um ihre Situation zu ändern.
Sie sahen auch, daß ihre Kraft nicht grenzenlos war. Auch wenn einige Frauen sich einzureden versuchten und die Priester von ihren Kanzeln immer lauter predigten, daß sie die einzig unbeschädigt gebliebenen seien, die die Kraft und Pflicht hätten mit ihrer heilenden Mütterlichkeit, den täglich dargebrachten ,,Opfern" im Ritual: Leben gegen Geld, auf den Altären des Gottes (in den Fabriken, Schulen, im Militär, auf den Straßen usw.) in den nächtlichen und häuslichen Kammern neuen Odem einzuhauchen. Nein, da konnte etwas nicht stimmen. Wußten nicht gerade sie, welchen Preis der geheime nächtliche Pakt mit dem Männlein gekostet hatte und jeden Tag neu kostete? Oder log das Märchen etwa? So bemühten sich immer mehr Frauen, sich und den anderen Menschen zu beweisen, daß sie den richtigen Namen des Männchens ausrufen könnten, wenn es seine ,,Rechte" einfordern würde. Und hatte der Gott Kapital ihnen nicht durch den Mund seiner Priester, die Botschaft verkünden lassen, das er ihre Hilfe brauche, denn aus toten Dingen allein ließ sich weder Leben und noch nicht einmal Geld machen.
Die Priester des Gottes und der König aber merkten, daß aus der Verzweiflung der Menschen und der Rebellion der Frauen Schlimmes erwachsen könnte. Außerdem wurde es immer schwieriger, dem gefräßigen Gott immer neues, frisches, unverbrauchtes Leben vorzuwerfen, aus dem er totes Geld machen konnte, denn er hatte ja schon fast die ganze Erde abgegrast . . . Dieses Bedürfnis, die Sehnsucht der Menschen nach dem ,,Leben" mußte befriedigt werden.

Das ließ sich auch zunächst machen. Die Millionen armer Frauen in den ausgeplünderten Ländern des Südens, die keine Arbeit in den Fabriken fanden, konnten sinnvoll in ihren Hütten beschäftigt werden, wie seinerzeit die schöne Müllerstochter. Sie kannten ja noch eine Reihe der in den reichen Ländern zerstörten Gebrauchsfertigkeiten wie Spinnen und Weben und Sticken und Häkeln und Korbflechten und Nähen und Holzschnitzen. Sie mußten nur dazu gebracht werden, diese Sachen nicht für sich und ihre Schwestern und Brüder zu machen, sondern für die verzweifelten, gebrauchswerthungrigen Menschen in den reichen Ländern des Nordens, die sie dann kaufen konn-

ten. Um dies zu bewerkstelligen, gaben die Priester des Gottes diesen Frauen ein winziges Stück von Gott Kapital höchstpersönlich, nicht Lohn, sondern Kredit, den sie durch ihre eigene Arbeit abarbeiten und mit Zinsen an die Priester zurückzahlen konnten. Außerdem verliehen sie ihnen den Ehrentitel, den sie sonst nur für ihresgleichen erlaubten. Sie nannten sie „Unternehmerinnen" und weil ihr „Kapital" klein war „Kleinunternehmerinnen". Dieser sprachliche Aufstieg von der verachteten Arbeiterin oder Hausfrau zur „Klein- oder Kleinstunternehmerin" verblendete viele Frauen so sehr, daß sie nicht merkten, daß dies der neue Trick war, durch den der Gott an ihr Leben kommen konnte, denn auch Kleinvieh macht Mist, wie das Sprichwort heißt. Erst als manche der armen Frauen merkten, daß sie durch den Kredit in eine Falle gelockt worden waren, die ihnen nur mehr Arbeit und Leben abpreßte, für Waren, die sie nicht einmal kaufen konnten, und daß sie trotzdem weiter hungerten, sahen einige, daß sie durch den Kredit nur an die große Maschine der Geldvermehrung angeschlossen worden waren, die sie mit ihrem eigenen Leben in Gang hielten.
Die Priester des Gottes merkten jedoch, daß die Verzweiflung der Menschen in den reichen Ländern des Nordens nicht mit noch soviel selbstgestrickten Pullovern aus Peru oder Holzschnitzereien aus Afrika zu beheben war. Darum verlegten sie sich mehr und mehr auf die Produktion nichtmaterieller Waren, durch die die Träume der Menschen vermarktet werden konnten, z.B. auf die Bewußtseinsindustrie, auf Liebe und Sex. Hier kamen ihnen die Frauen in den ausgeplünderten Ländern wieder gerade recht, denn die verstanden noch, anders als die Frauen in ihren eigenen Ländern, wie Liebe und Sex als Gebrauchswert produziert werden konnten. Da sollten sich die verzweifelten, ausgebrannten Lohnsklaven aus den Tempeln des Gottes wieder auftanken, bei denen braunen und schwarzen „Naturkindern." Die Priester des Kapitals empfahlen daher allen Ländern des Südens, ins Touristikgeschäft einzusteigen, wobei die Vermarktung ihrer Frauen als Prostituierte Teil des Geschäfts war.
In den reichen Ländern des Nordens, wo die Menschen immer unruhiger wurden, bauten die Priester des Gottes einige andere Abteilungen der nichtmateriellen Produktion auf, durch die sie die Sehnsucht der Menschen nach ihrem Leben zu befriedigen versprachen. Diese Abteilungen heißen „Therapie', „Religion" Drogen aller Art usw. Allerdings funktionierten diese Abteilungen nicht anders als die der materiellen Warenproduktion, denn nur wer Geld hatte, konnte sich diese Waren kaufen. Und das Prinzip *aus Leben mach Geld* war auch hier nicht umkehrbar, so daß auch hier die Leute nicht heil wurden.
Der Gott wuchs und wuchs, indem er sich immer mehr Lebendiges einverleibte, das vor allem die Frauen und die Natur und die fremden Völker zu liefern hatten. Schließlich hatte er nicht nur das ganze Stroh im Lande aufgefressen, sondern auch das Land, auf dem das Korn gewachsen war, das Korn, selbst die Mehl- und Textilfabriken und schließlich fast alle „Produktions- und Reproduktionsmittel", die es da so gab. Als fast alles aufgefressen und in tote Waren und Geld verwandelt war, und als bereits alle Kinder der Frauen, kaum daß sie geboren waren, in die Geldvermehrungsmaschine gesteckt wurden — entweder in die Abteilung „Warenprodutkion" oder/und in die Abteilung „Warenkonsum" — da wollte er die Körper der Frauen selbst, als den letzten Rest des Lebendigen.

Inzwischen hatte nämlich das Prinzip *Aus Leben mach Geld* in den reichen Ländern des Nordens dazu geführt, daß die Tempel des Gottes immer menschenleerer und maschinenvoller wurden. Um die wundersame Geldvermehrung in Gang zu halten, so schien es, brauchte man fast keine menschliche „lebende" Arbeitskraft mehr. Das machten nun mehr und mehr Maschinen.
Da sahen die Kleinkönige, die ja als Lohnsklaven in der Geldvermehrungsfabrik gearbeitet hatten, daß sie überflüssig wurden. Sie waren nicht mehr gefragt. Voller Entsetzen rannten sie zum Großkönig und schrien:
„Das kannst Du nicht machen. Das ist gegen unseren Vertrag. Wir haben ein Recht auf

Arbeit. Wir sind nicht gegen die Maschinen und Roboter. Die sollen ruhig alle Arbeit tun. Aber wir haben ein Recht auf Arbeit und ein anständiges Einkommen. Wir fordern die 35-Stundenwoche bei gleichem Lohn.“
Sie merkten nicht, wie sie sich in Widersprüchen verstrickten. Der König und die Priester des Gottes gingen scheinbar auf das Geschrei der Kleinkönige ein. Aber sie lösten das Problem in der bekannten Weise. Sie beschlossen, nun die Frauen, die noch gutbezahlte Stellen hatten, nach Hause zu schicken. Sie sollten wieder mehr unbezahlte Arbeit für die Familie und die Nachbarschaft und die Alten und Kranken machen. ,,Da ist uns allen mit geholfen“ sprachen der König und die Priester zu den empörten Kleinkönigen. Die waren's zufrieden. Sie erneuerten den alten Pakt ,,zwischen uns Männern“ und halfen dem König und den Priestern die Frauen auszubooten.
Als die Frauen merkten, was gespielt wurde, gerieten sie in Panik. Sie hatten gehofft, daß Lohnarbeit sie zumindest von der Gattengewalt befreien würde. Nun sollte das auch wieder zu Ende sein.
Einige Frauen glaubten dem, was die Sprecher des erneuerten Männerbundes sagten, nämlich, daß in Zukunft die Maschinen alle notwendige Arbeit tun würden, und daß das arbeits-lose Paradies, das der Gegenprophet ,,Reich der Freiheit“ genannt hatte, vor der Tür stünde. Zusammen mit einer Fraktion der Kleinkönige verlangten sie nun vom Gott, und dem König (Staat), daß er sie, wenn sie schon nicht mehr in der Geldvermehrungsfabrik arbeiten ,,dürften“, nun auch ohne Arbeit ernähre oder alimentiere. Sie forderten ein sogenanntes Mindesteinkommen, unabhängig von der geleisteten Erwerbsarbeit. Denn inzwischen hatten sie ja das Prinzip des Gottes, daß er Schöpfer allen Lebens sei, zu ihrem eigenen gemacht. So fragten sie nicht mehr, wo denn Einkommen ohne Arbeit herkommen sollte. Sie meinten, der König solle nun endlich die große Umverteilung einleiten. Daß eine solche Umverteilung im Reich des Gottes Kapital aber nur möglich ist, wenn *andere* Frauen und Männer, vor allem in den Ländern des Südens, noch weiter ausgebeutet würden. Denn der Gott wollte ja nicht schrumpfen, indem er mehr von sich abgab, sondern weiter wachsen. Das wollten die Frauen und Männer, die diese Forderung erhoben, nicht so genau wissen. Was der Gott ,,da unten“ machte, da wollten sie nicht so genau hinschauen, war ja auch so weit weg und zu kompliziert.

Als das der Gott hörte, da lachte er laut auf, nun hatte er sie endlich da, wo er sie immer schon hatte haben wollen. Nun brauchte der den Frauen ähnlich wie ihren Schwestern in der 3. Welt, nur noch das nackte Überleben zu sichern, so wurden sie verfügbarer für seine neue Wachstumsindustrie. Flexibilisierung nannten seine Priester das.
Andere Frauen trauten aber dem Gerede vom ,,Paradies“ nicht. Sie wußten nur zu gut, daß bisher alle Männerparadiese auf dem Rücken der Frauen aufgebaut worden waren. Wieso sollte das jetzt anders sein? Sie glaubten nicht daran, daß in Zukunft alle Arbeit von den Maschinen gemacht würde. Denn sie wußten: Je mehr Maschinen es gibt, je mehr Lebendiges verlangen die Maschinen-Menschen von den Frauen. Und sie wußten auch, daß sie selbst keine unerschöpfliche Quelle des Lebens in sich hatten. Langsam sahen diese Nachfahrinnen der Müllerstochter ein, daß sie gar keine Königinnen waren, sondern nur einsame, schön angemalte Puppen, inmitten eines Haufens von sinnlos gewordenen Waren und Maschinen. Hatten sie anfangs noch geglaubt, das Leben hätten sie doch sowieso, und warum sollten sie das ,,bessere Leben“, das das Männlein versprach, nicht annehmen, so merkten sie jetzt, daß ihr Leben, ihre Lebenszeit, ihre Kinder ihnen weggenommen worden waren, daß sie *leer* waren.

Da riefen sie verzweifelt: ,,Wir wollen unser Leben zurück. Wir wollen wieder Kinder haben. Wir wollen wieder fühlen, daß wir lebendig sind, daß wir es selbst sind, die das Leben schaffen und erhalten.“
Aber dies wurde immer schwieriger. Viele waren unfruchtbar geworden, konnten aus sich kein neues Leben mehr schaffen.

Da sagten die Priester aus der Abteilung Technik: Nichts leichter als das. Gebt uns nur eure Eier, euren Uterus und was sonst noch damit zusammenhängt und wir werden euch schon Kinder zusammenbauen, schöne, kleine süße Retortenbabies. Sie gingen zu den Oberpriestern aus der Abteilung Finanzen und Militär und ließen sich Geld für Forschung geben. Sie forschten und forschten, bis sie die Retortenzeugung erfunden hatten. Damit waren die Priester nun endgültig zu den Schöpfern des Lebens geworden. Sie hatten es endgültig geschafft, den Satz: *Aus Leben mach Geld* umzudrehen. Sie konnten in der Tat aus Geld neues menschliches Leben machen, freilich nur für die, die Geld hatten. Um aber den Schwindel zu vertuschen, denn die Kinder mußten ja immer noch von den Frauen ausgetragen und großgezogen werden, belegten sie alles mit lateinischen Namen, die niemand verstand wie: In Vitro Fertilisation, (IVF) oder: Artifizielle Insemination, (AI) oder: Homologe und Heterologe Insemination. Jedenfalls hatten sie es mit Hilfe ihres Gottes geschafft, als die wirklichen Schöpfer des Lebens zu erscheinen. Die Nachfahrinnen der Müllerstochter brauchten sie nun eigentlich nicht mehr, höchstens noch als Lieferantinnen von Rohmaterial für die Fortpflanzungsindustrie.

Den Frauen gruselte es, und sie gestanden sich ein, daß sie nichts erreicht hatten und daß sie nun von dem Gott, den sie alle groß gefüttert hatten, verspeist werden sollten. Jetzt versammelten sie sich wieder, auch die Frauen, die sich schon aus dem Kampf zurückgezogen hatten, und begannen sehr gründlich nachzudenken. Dabei grübelten sie immer über die Verhältnisse nach: über den Pakt zwischen dem König und dem Vater der Müllerstochter über das Gewaltverhältnis zwischen König und Müllerstochter, über den Pakt zwischen der Müllerstochter und dem Männlein. Wie hing das alles zusammen? Sie sahen plötzlich, daß sie umstellt waren. Männerbund nannten sie dies. Es fiel ihnen wie Schuppen von den Augen und sie sahen, daß der König Staat und Ehemann zugleich war, der sie ausbeutete, weil sie Leben schaffen konnten. Sie verstanden nun, daß sie sich nichts von den Gleichheitsgesetzen zur Herstellung ihrer Königswürde erwarten konnten, wenn sie darauf bestehen würden (Konsum)Königin zu bleiben, d.h. wenn sie weiter mitspielen würden. Denn (Konsum)Königin sein hieß: der Gewalt des Königs unterworfen zu bleiben, einsam zu sein, von der Ausbeutung anderer zu leben und gleichzeitig sein Leben zu verlieren. Sie dachten nach, wie sie aus dieser lebensbedrohlichen Falle herauskommen konnten.

Immer mehr Frauen begriffen nun, was gespielt wurde. Sie erkannten, daß nun der Gott, der weiland das kleine Männlein gewesen war, dem sie ihre Kinder geopfert hatten, eigenhändig Leben schaffen wollte, um daraus Geld zu machen. Nun entschlossen sich sich endlich zur Wahrheit. Sie sagten dem König, daß sie durch ihre Arbeit Leben schaffen könnten, aber um das in Geld zu verwandeln, bräuchten sie das Männlein, das dafür von ihnen jede Nacht ihr Leben und das ihrer Kinder verlangte. Der König und die Priester zeigten sich durch ihr Geständnis unbeeindruckt; sie wußten es längst. Sie beschwichtigten die Frauen, indem sie auf den Segen dieser neuen Technik hinwiesen. Die Frauen aber sagten, daß sie ihnen nicht mehr glaubten. Sie hätten den wahren Namen des Gottes herausgefunden: Er heiße Vampir, Schänder, Ausbeuter von Frauen, Kindern und der Mutter Erde und der Name seines Reiches sei: kapitalistisches Patriarchat.

Sie sagten dem König ihre Erkenntnis auf den Kopf zu. Aber dies nützte ihnen nichts. Der Gott und der König wurden dadurch nicht entzaubert. Sie rissen sich nicht wie weiland das Rumpelstilzchen in Stücke, sondern sie gingen seelenruhig daran, ihre Pläne auszuführen und die neue Wachstumsindustrie anzukurbeln.

Nun waren die Frauen nach so vielen Irrfahrten an dem Punkt angelangt, wo sie mit letzter Klarheit erkannten, daß es hier nichts mehr zu fordern gab, daß es auch völlig sinnlos war, ihre Feinde über ihre Erkenntnisse aufzuklären. Sie hatten durchschaut, daß sie hier mit Wortmagie, ,,Namensuchen" und Aufklärung allein nichts ausrichten konnten.

Die Nachfahrinnen der Müllerstochter verstanden, daß nicht das Rumpelstilzchen sich

in zwei Stücke gerissen hatte, als die Königin es bei seinem richtigen Namen nannte, sondern die unheilige Allianz zwischen Gott-König und Priestern hatte sie, die Frauen zerspalten und spaltete sie immer noch weiter auf. Sie versprach ihnen Glück, aber dafür mußten sie mit ihrem Leben und ihrer Menschenwürde bezahlen. Sie sollten wie eine ,,natürliche" Quelle dauernd neues Leben aus sich heraussprudeln, aber dieses Leben gehörte nicht ihnen, sondern dem Gott, dem König und den Kleinkönigen. Sie sollten so erscheinen, als brauchten sie überhaupt kein Geld, als hätten sie nichts mit der Rechenhaftigkeit des Geldes zu tun, gleichzeitig sollten sie das Geld, das sie von den ,,Ernährern" bekamen, aber ausgeben und unter die Leute bringen. Denn nur so konnte der Gott wachsen. Sie sollten (Konsum)Königinnen sein und viel kaufen, gleichzeitig sollten sie aber die Waren nicht genießen. Sie sollten viel Essen kaufen, aber gleichzeitig mußten sie immer schlank bleiben, d.h. sie durften das Gekaufte nicht essen. Sie sollten sich für die einzige Königin halten, aber gleichzeitig mußten sie dasselbe tun, was alle anderen Frauen taten, z.B. der Mode folgen. Sie sollten viele ,,arbeitssparende Maschinen" kaufen, aber gleichzeitig immer mehr Arbeit tun, die die Priester und der König ,,Liebe" nannten.
Sie sollten sich auch selbst in zwei Stücke spalten, vergessen, daß sie einen Kopf hatten und sich nur auf ihr ,,Herz" und ihren "Bauch" konzentrieren. Vor allem sollten sie vergessen, wie es früher einmal gewesen war. Und sie sollten auch ,,nicht wissen", wo all die vielen Sachen herkamen, die sie so gedankenlos konsumieren sollten. Sie sollten sich auch von den armen Schwestern im eigenen Land, aber mehr noch von denen in den ausgebeuteten Ländern abspalten. Die sollten sie gar nicht zur Menschheit hinzurechnen, denn nach der Definition der Dreifaltigkeit von Gott-König und Priestern waren nur (Konsum)Könige und -Königinnen Menschen, Hochzivilisierte. Der Rest waren ,,Unterentwickelte".
Sie sollten mit Hilfe des Gottes und seines Geldes immer unabhängiger werden von den anderen Frauen und auch von ihren Männern, gleichzeitig wurden sie aber auch immer einsamer und es wurde immer kälter um sie herum.
Kurz, sie sollten sich dauernd in Widersprüchen zerreißen. Daher führte jedes Glücksversprechen sie immer tiefer ins Unglück, jeder Freiheitsversuch führte sie nur tiefer in die Verstrickung, solange sie sich durch den Pakt mit dem Gott und seiner Clique binden ließen.
Da beschlossen sie den Pakt endlich zu brechen. Sie wußten aber nun, daß das nicht mit einer Zauberformel zu bewerkstelligen war, und Aufklärung der anderen Schwestern half zwar, reichte aber nicht aus. Von der Allianz Gott-König-Priester war nichts zu erwarten. Von den Kleinkönigen auch nicht, solange sie sich immer noch als Kleinkönige verstanden.
Sie sahen, daß sie sich auf ihre eigenen Kräfte besinnen mußten und daß sie einen langen Kampf führen mußten. Dieser Kampf konnte bei ihnen selbst anfangen. Denn der Gott hatte nicht nur die äußere Welt ,,besetzt", er hatte auch einen Teil der Seelen der Frauen ,,besetzt". Wenn sie aus dem Pakt herauswollten, mußten sie ihm zunächst die Herrschaft über ihre Seelen verweigern und ihr Leben ändern. Sie mußten sich wieder daran erinnern, daß sie ein Herz zum Fühlen, einen Kopf zum Denken und Hände und einen Körper zum Arbeiten haben, ja daß sie doch ein ganzer Mensch oder eine Menschin sind und daß das Leben nicht aus dem Geld kommt, sondern immer nur aus dem Leben selbst. Sie mußten aufhören, Leben und Liebe für Geld hinzugeben, sondern mußten Leben für Leben, Liebe für Liebe verlangen.

Einige Spinnerinnen aus der beiträge-Redaktion.

Wir rufen alle Nachfahrinnen der Müllerstochter im Lande auf, an der Geschichte weiterzuspinnen, vor allem an dem Faden, der uns aus dem Labyrinth des Gott-Königs und seiner Priester herausführen könnte.

Dorothea Mey

„Geld beruhigt echt . . .".

Über die Ruhe und die Unruhe, die der „Lohn für Liebe" mit sich bringt (gezeigt am Beispiel der Kurtisane Cora Pearl aus dem Paris des zweiten Kaiserreichs).

Daß frau in dieser Gesellschaft Geld braucht, um zu leben, ist eine Binsenweisheit und daß Frauen über weniger davon verfügen als Männer, ebenso. Wo immer Frauen nach den Motiven befragt werden, die sie dazu veranlassen, „Sexualität" gegen Geld zu tauschen ist der Kern der Antwort ungefähr der: „Bevor ich angeschafft habe, hatte ich nie richtig Geld. Mein Gehalt hat nie gelangt, ich meine, um gut zu leben. Und jetzt, na ja, ich hab was übrig . . . das Geld beruhigt schon echt" (Biermann 1980, S. 54).
Geld zu haben bedeutet, sich etwas kaufen zu können, was häufig als Zeichen eines „guten Lebens" angesehen wird. Und wo dies Geld eigenständig erworben wurde, verschafft sein Besitz ein gewisses Maß an Unabhängigkeit, eine, wenn auch eingegrenzte Autonomie — beim Geldausgeben. Der Schluß liegt nahe: sollten wir Frauen nicht alle uns unsere „Liebesdienste" entlohnen lassen?
Die Gelegenheiten dazu scheinen nicht kanpp zu sein. Eine unserer alltäglichen Erfahrungen ist die: Der weibliche Körper und weibliche Sexualität werden als Ware gehandelt. Als schön verpackte Ware von den Frauen selber oder als schöne Verpackung von Waren von den Werbemanagern der Konzerne. Kaum ein Plakat, kaum ein Film, kaum eine Zeitung, wo nicht ein Bild von Weiblichkeit propagiert wird, das die Züge der Prostitution trägt. Dies ist so alltäglich, so allgemein, in unser eigenes Körpergefühl und unseren Begriff von Sexualität eingegangen, daß die Ungeheuerlichkeit dieser Tatsache unter der Gewohnheit verschwunden ist.
Als lebendige Frauen bilden die gewerbsmäßigen Prostituierten eine soziale Randgruppe, die nicht nur zahlenmäßig vergleichsweise gering ist, sondern die auch, unter dem Druck der offiziellen gesellschaftlichen Verachtung, weitgehend aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit entfernt und in besondere Häuser und Straßenzüge verwiesen wird. Im öffentlichen Diskurs hingegen, in der reißerisch-lüsternen Berichterstattung der Boulevardpresse, im Jargon der Beschimpfungen, aber auch in der romantisierenden Darstellung der Hure als Archtypus weiblicher Existenz drückt sich ein Grad an Betroffenheit aus, der die reale Ausbreitung der Prostitution beim weitem übersteigt.
Die gewerbsmäßige Prostitution stellt sich somit auf zwei Ebenen dar: zum einen als ein soziales Problem, welches vor allem die Misere der daran beteiligten Frauen betrifft, zum anderen als ein Phänomen, das auf der Ebene des Bewußtseins und der kollektiven Phantasien angesiedelt ist. Die Häufigkeit, mit der die Prostitution thematisiert wird, allein mit dem Gefallen, das Männer an dieser Form der weiblichen Existenz haben, zu erklären, trägt der Tatsache nicht Rechnung, daß lustvolle Phantasien für diese Form der Sexualität auch von Frauen bezeugt sind (Friday 1973). Phantasien, wohlgemerkt. Man lasse sich nicht täuschen vom Begriff „Freudenmädchen", die Freude dabei, abgesehen von der Freude am verdienten Geld, ist die der Männer und nicht die der „Mädchen".
Viele Frauen berichten davon, daß es in ihrem Leben Zeiten gab, wo sie sich selber befragten, ob es nicht lohnend sein könne, eine begehrte Luxusprostituierte zu werden. Entgegen aller moralischen Verdikte, trotz alles sichtbaren Elends der Prostituierten fasziniert die Vorstellung eines solchen Handels zwischen Mann und Frau und dies nicht nur die Männer. Ist vielleicht diese Faszination Ausdruck eines allgemeinen Lebensgefühls in einer Gesellschaft, die auf dem Organisationsprinzip beruht, daß das, was Menschen brauchen zum Kauf angeboten und mit Geld erworben wird?

Die Allgemeinheit, mit der weibliche Sexualität mit prostitutiven Verhaltensweisen verbunden wird, hat sich erst in der bürgerlichen Geslleschaft im Zusammenhang mit der zunehmenden Industrialisierung und Kapitalisierung durchgesetzt. Dieser Prozeß ist wesentlich im letzten Jahrhundert in Gang gesetzt worden. Deutlicher als zuvor und danach tritt in der Phase der Entfaltung des Kapitalismus hervor, was Adorno die ,,Subsumtion der menschlichen Beziehungen unter den Tauschwert" nannte.
Modellhaft für viele Entwicklungen und Verhaltensweisen, die heute noch fortbestehen ist die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs in Frankreich (1852—1871). In gewisser Weise vollzog sich in ihr die Geburt der Weltwirtschaft und der bürgerlichen Republik und vielleicht wird es möglich sein, ,,das ungleich kompliziertere Denken und Verhalten der Gegenwart zu nicht geringem Teil aus den Modellen abzuleiten, die während des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich hervorgebracht worden sind" (Krakauer 1962, S. 7).
Das zweite Kaiserreich steht, wie kaum eine andere Epoche, in dem Ruf, daß sich in ihm die Verhaltensweisen und das Lebensgefühl der Menschen grundsätzlich geändert haben. Ein solches Urteil wurde von vielen Zeitgenossen gefällt, wie auch von denen, die rückblickend das Leben unter der Herrschaft Napoleons III. kommentierten. So schreibt der V. Comte de Beaumont-Vassy, Angehöriger der alten Aristokratie und Beobachter des sozialen und kulturellen Lebens zu Zeiten Louis-Philippes und Napoleon III.: ,,Während der kurzen Dauer der 2. Republik haben sich die sozialen Gewohnheiten aus der Regierungszeit Louis-Philippes nicht merklich geändert; die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs hingegen ist ganz und gar verschieden von der, die unter der Herrschaft der jüngeren Bourbonenlinie bestanden hat" (de Beaumont-Vassay 1868, S. 6).
Hermance Lesguillon, die sich als bürgerliche Frau in den Jahren um 1830 für die Emanzipation des weiblichen Geschlechts eingesetzt hatte und auch im zweiten Kaiserreich in der Kritik an Michelet und Proudhon einen wesentlich Beitrag dazu leistete, konstatiert ebenfalls einen Zusammenbruch alter Umgangsformen und Wertvorstellungen. Wie ein unaufhaltsamer Strom werde überall, in den Theatern, in den Zeitungen und auf dem Boulevard, Rausch und Genuß gelehrt. ,,Die Kunst der Form", so führt sie an ,,hat sich der Gewohnheiten, der Bräuche und des Geschmacks bemächtigt" (Lesguillon 1859, S. 73).

Damit ist eine fürwahr bedeutsame Veränderung bekannt: die traditionellen Bräuche, die bis dahin das Verhalten der Menschen sehr weitgehend bestimmt hatten, wurden durch eine neue Macht bedrängt: durch die in der Presse und auf den öffentlichen Plätzen propagierte ,,Kunst der Form". Man kann das neunzehnte Jahrhundert als dasjenige charakterisieren, in dem die Tradition als verhaltenslenkende Kraft durch die ,,Mode" ersetzt wurde. Dies veränderte die Lebensbedingungen von Frauen in einer fundamentalen Weise.

Obwohl der größere Teil der Pariser Bevölkerung keineswegs in sorgloser Unbekümmertheit mit Geld um sich werfen und ein arbeitsfreies Leben voller Vergnügungen und sinnvoller Genüsse führen konnte, wurde Paris von einem Nimbus umgeben, der es zum Sinnbild eines leichten, Glück und Rausch verheißenden Lebens machte. Das Paris des zweiten Kaiserreichs war unbestritten die Hauptstadt des europäischen Amüsements, und es förderte die Grundlagen für diesen Ruf nach besten Kräften. Der wesentlichste Unterschied zum Leben in der ersten Hälfte des Jahrhunderts bestand nicht darin, daß mit einem Schlage so viel mehr Menschen hätten ein leichtfertiges Lebens führen können. Doch was sich grundlegend mit der Machtübernahme Napoleons veränderte, war die Publizität und die Wertung, die ein solches Leben in der öffentlichen Darstellung erfuhr.
Auch im zweiten Kaiserreich waren für große Teile der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Schichten harte Arbeit und eine sparsame Lebensführung immer noch die not-

wendigen Bedingungen, um sich eine bescheidene Existenz aufbauen zu können. Für ihre Ideale und ihre Lebensführung trafen vielmehr die Kennzeichen zu, die Max Weber für die Ethik des beginnenden Kapitalismus beschrieben hat. Da wurde Pfennig um Pfennig gespart, und das Leben verlief in einer kleinen Welt mit festen moralischen und ökonomischen Werten und Prinzipien. Die Frauen des Kleinbürgertums arbeiteten zumeist in den Geschäften ihrer Männer mit und dirigierten diese häufig. Taine beschreibt „eine von mehreren hunderttausend solcher Frauen, die exakt, klar und umsichtig sind, denen gehorcht wird, oft auch vom Ehemann" (Taine 1867, S. 73).
Auch die Kreise der alten Aristokratie, die sich in den Faubourg Saint-Germain zurückgezogen hatten, soweit sie nicht mit dem Hof assoziiert waren, bildeten eine Welt für sich. Insbesondere die Frauen hielten dort traditionelle Werte und Verhaltensweisen hoch, mit denen sie sich vom Treiben der „Emporkömmlinge" und der „Neureichen" distanzierten. (Die Männer scheinen da oft nicht so streng mit sich gewesen zu sein.) Für die ländliche Bevölkerung, die die große Mehrheit der französischen Gesellschaft ausmachte, waren grundsätzlich andere Bedingungen und Vorstellungen maßgebend, und auch die Arbeiter und Arbeiterinnen, die oft am Rande des Existenzminimums lebten, hatten keinen realen Anteil am Glanz des „Pariser Lebens".

Napoleon III. hatte sich in einem Moment durchsetzen können, wo die verschiedenen Bourgeoisfraktionen sich gegenseitig lähmten. Diese konnten sich weder über eine gemeinsame Politik einigen, noch wirkungsvoll ihre Herrschaft gegenüber den wachsenden sozialen Unruhen sichern. Die Interessen der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts strukturprägenden ‚alten Bourgeoisie', die mehr mit früh- und manufakturkapitalistischen Entwicklungsständen verbunden waren, standen im Gegensatz zu den Erfordernissen einer kapitalistischen Großindustrie. Im zweiten Kaiserreich wurde der Prozeß der notwendigen Umstrukturierungen vorangetrieben und der Boden für die endgültige Durchsetzung der großen Industrie geebnet (Haupt/Mey 1974).
Einerseits garantierte das autoritäte Regime Napoleon III. eine relativ soziale Ruhe, indem es durch eine starke politische Repression jeglichen Widerstand erstickte. Andererseits leitete es verschiedene ökonomische und politische Maßnahmen ein, die den entscheidenden Durchbruch kapitalistischer Wirtschafts- und Verkehrsformen ermöglichten. Dazu zählten neben der Mobilisierung von Geldkapital für industrielle Unternehmungen, die aus einer Neuordnung des Bank- und Kreditsystems erwuchs, auch die Schaffung nationaler und internationaler Absatzmärkte. Die hervorragende Rolle des Eisenbahnbaus in diesen Zusammenhängen ist hinreichend bekannt.
Im großen Ganzen sah Napoleon III. die Chance eines industriellen Aufschwungs weniger in protektionistischen Einschränkungen, die er gegen den Widerstand auch eines Teils der Industriebourgeoisie schrittweise abbaute, als vielmehr in einer Ausweitung des Handels begründet. Die Erweiterung des internationalen Handels, symbolisiert und vorangetrieben in den Weltausstellungen, eröffnete der französischen Industrie nicht nur neue Absatzmärkte. Sie setzte sie auch der Konkurrenz ausländischer Industrien aus und förderte damit die Konzentration des Kapitals und die Anwendung fortgeschrittenster Produktionsmethoden. Im nationalen Bereich bedeutete die Ausweitung des Marktes nicht nur, daß hierfür die notwendigen ökonomischen und infrastrukturellen Voraussetzungen zu schaffen waren, sondern auch, daß neben der Kaufkraft der Bevölkerung die Bereitschaft zu ihrer Verausgabung stimuliert werden mußte.

Das öffentliche Interesse wurde in einem zuvor nie gekannten Maße auf den Konsum ausgerichtet. In der Presse, in den Theatern, in den Warenauslagen auf dem Boulevard wurde „das schöne Leben" gefeiert. Ankündigungen von Bällen und anderen Vergnügungen, Berichte über die Garderobe der Frauen und allgemein über gesellschaftliche Festlichkeiten wurden zu einem wichtigen Thema in den Zeitungen. Die Dimensionierungen solcher Bälle stellten alles andere in den Schatten. Zu den jährlich mehrmals

stattfindenden Festen in den Tuilerien waren jedesmal vier- bis fünftausend Gäste geladen. Alles, was in Paris Rang und Namen oder Talent hatte, nahm daran teil. Und jeder, der auf sich hielt, lud in ähnlicher Weise ein, wobei einer den anderen an Prunk und Verschwendung zu übertrumpfen suchte.
Für die Frauen waren in diesem Rahmen größte Eleganz und Kostbarkeit der Kleidung obligatorisch. Auf den Festen, die der General Fleury für die Kaiserin gab, durfte keine Frau erscheinen, „die schlecht ausstaffiert und von der Natur benachteiligt den Ball verunstalten würde" (Décaux 1972, Bd. II, S. 841). Décaux spricht von einer „hektischen Sucht nach Eleganz", die die Frauen der Aristokratie, des wohlhabenden Bürgertums und die Kurtisanen gleichermaßen erfaßt haben (ebd.). Die Mode der weiblichen Kleidung wurde zunehmend luxuriöser und komplizierter, aber auch künstlicher und einengender. Die Mühen, die aufgebracht werden mußten, um dabei Schritt zu halten, zwangen die Frauen dazu, an nicht viel anderes zu denken, als an ihre Schneiderin, ihren Juwelier und ihre Modistin. Die Krinoline, ein Gebilde aus vielen Metern Stoff und vier bis fünf Stahlreifen, war Ausdruck dieser Einengung der weiblichen Bewegungs- und Denkfreiheit.
Die Kaiserin Eugénie nannte ihre Garderobe „meine der Politik dienenden Kleider". Der Kaiser wünschte es, daß die Industrie unterstützt werde, die die Spitzen und die feinen Baumwollstoffe, die Seide und den Samt produziere. Die Konsumgüterindustrie hatte einen überwiegenden Anteil an der industriellen Produktion; er betrug noch 1890 etwa drei Viertel der Gesamtproduktion. Die meisten Erwerbstätigen waren nach der Textilindustrie (25 % aller Beschäftigten) in der Bekleidungsindustrie (17 %) beschäftigt. An der dritten Stelle standen Holz- und Möbel- (16 %) gefolgt von der Bauindustrie (10 %). Die schon seit den Zeiten der Juli-Monarchie (1830—1848) bestehende Verbindung zwischen Boulevard und Journalismus trug ein weiteres dazu bei, Kreise mit einem bestimmten Lebensstil, die zuvor eher am Rande des öffentlichen Interesses gestanden hatten, nun in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu stellen. Dies galt vor allem für Paris, doch ist Flauberts Emma Bovary der literarische Ausdruck dafür, wie dicht auch den bürgerlichen Frauen in der Provinz die Propagierung der „Mode" auf die Haut rückte.

Die Medien, über die „Öffentlichkeit" hergestellt wurde, waren die Presse, die Theater, der Boulevard und die Cafés. Kennzeichen dieser Öffentlichkeit war ihre Offenheit. Das Geld spielte darin eine wesentliche Rolle, tendenzielle war jeder darin zugelassen, der genug davon zur Verfügung hatte. In der Öffentlichkeit der Großstädte verwischte das Geld die Unterschiede, die von Stand und Herkunft herrührten.
Die Öffentlichkeit des zweiten Kaiserreichs war in erster Linie eine Konsumtenöffentlichkeit. Die Teilhabe daran war mit der Verausgabung von Geld verbunden. Auf der untersten Stufe handelte es sich nur um die Eintrittskarte für das Theater, da gab es billige Plätze im Parterre, wo auch Angehörige der ärmeren Klassen ein- oder zweimal im Jahr hingehen konnten. Die Zeitungen konnten im Lesekabinett eingesehen werden, und auf dem Boulevard konnte man sich aufhalten, auch ohne ein „Boulevardier" zu sein. Die Warenauslagen mit ihrer verführerischen Aufforderungskraft richteten sich an jeden Passanten, sie schmeichelten sich ein auch in die Träume derer, die niemals würden derartigen Luxus kaufen können.
Die neue Öffentlichkeit war eine Art Reklame. Reklame für die eine oder andere besondere Ware, aber mehr noch für die Ware im allgemeinen, für den Genuß der Ware. Es wäre falsch zu meinen, daß sich die ökonomischen Bedingungen innerhalb kürzester Zeit so geändert hätten, daß aufgrund eines hohen Zuwachses an gesellschaftlichem Reichtum die Möglichkeiten zu konsumieren, so stark erweitert worden wären. Zwar steigerte sich die Produktivität und durch verbesserte Produktionsweisen auch die Quantivität der erzeugten Waren. Doch war die Publizität und Aufwertung, mit der die Bereiche des Konsums bedacht wurden, mehr als die bloße Konstatierung größeren Reichtums. Es war die Propagierung eines neuen Lebensstils und zugleich eine Anwei-

sung, wie der Reichtum zu verwenden sei. Die Bedeutung, die dem „Luxus" auch in der politischen Diskussion beigemessen wurde, drückt aus, daß darin ein zentrales und kompexes Thema der Zeit bezeichnet ist.

Inkarnation des Luxus und der Verschwendung war die Kurtisane. In der Entfaltung ostentativen Reichtums am eigenen Körper, der so ungemein kostspielig war, daß von ganzen Vermögen gesprochen wurde, die die Liebhaber für die Ausstattungen und den Lebensunterhalt dieser Frauen ausgaben, verkörperten sie einen neuen Typus des uneingeschränkten Konsums. Die Leichtigkeit, mit der einige Männer Millionensummen in dieser Weise verausgabten, und die allgemein verbreitete Selbstverständlichkeit, mit der auch weniger wohlhabende Männer für die „Phantasien" ihrer Mätresse aufkamen, sind nur erklärlich aus einem gesellschaftlichen Zusammenhang heraus, in dem solches Gebaren, trotz aller anderslautenden Reden, eine positive Wertung erfuhren. Von den Zeitgenossen und Zeitgenossinnen ist nicht nur die ungeheure Verschwendung, die die Kurtisanen betrieben, bezeugt, sondern auch der Einfluß den ihr Lebensstil auf die Damen der Gesellschaft und deren Modebewußtsein hatte. Augier spricht von einem wahren Wettstreit, den sich die „ehrenwerten" Frxuen mit den nicht ganz so ehrenwerten und den Kurtisanen auf dem Gebiet der Eleganz lieferten. Die Fürstin Kaiserlink stattete Cora Pearl in aller Höflichkeit einen Besuch ab, um deren Garderobe zu besichtigen. Nach dem Tode einer bekannten Kurtisane war es üblich, daß ihr Nachlaß auch von hochgestellten Frauen inspiziert wurde, so wie es Dumas fils im ersten Kapitel der Kameliendame beschreibt.
Die Kurtisanen des zweiten Kaiserreiches unterschieden sich in vielerlei Hinsicht von ihren Vorgängerinnen. Nie hatte es eine Zeit gegeben, wo ihnen in der Öffentlichkeit so große Bedeutung beigemessen wurde. Unter den vielleicht hundert Kurtisanen von Rang zählten etwa zwanzig zur obersten Spitze. Einige unter ihnen bildeten eine geschlossene Kaste, die über viele Jahre hinweg ihre Vorrangstellung behaupten konnten. Ein paar von ihnen heirateten und waren dann dem Tagesgespräch entzogen, doch blieben das vereinzelte Ausnahmen.
Ihrer Herkunft nach waren es durchweg Mädchen aus dem Volk, ohne Bildung und ohne die in einer bürgerlichen oder adeligen Mädchenerziehung ausgebildeten Umgangsformen. Viele von ihnen waren aus der Provinz nach Paris gekommen.

Es war nahezu ausgeschlossen, daß eine Frau aus eigener Kraft eine bekannte Kurtisane werden konnte. Es gehörte grundsätzlich der Arm eines Mannes dazu; doch war auch auf seiten der Frauen ein großes Maß an Ehrgeiz, Durchsetzungsvermögen und Vertrauen in die eigenen Kräfte erforderlich, um einen solchen Weg einzuschlagen. Die Kurtisanen wurden von Männern lanciert. Eine Schlüsselposition auf diesem Gebiet hatte Nestor Roqueplan. Er war eine sehr bekannte Persönlichkeit, Journalist und Direktor der Pariser Oper. In der Einschätzung des Grafen Horace de Viel-Castel war er einer „der durch die Dirnen emporgekommen war, einer der unmoralischsten Männer" (Viel-Castel 1979, Bd. II, S. 50). Der Graf beschreibt den Direktor der Oper als eine Art Zuhälter. Die Taktiken, mit denen er sich der Frauen bediente, waren Vorgehensweisen, die allgemein üblich waren. Die Frauen wurden als Schauspielerinnen zumeist für ein Jahr engagiert und bekamen ein sehr geringes Gehalt. Manchmal mußten sie beim Abschluß des Vertrages unterzeichnen, den ersten Teil der Gage schon bezogen zu haben, obwohl dies nicht der Fall war. „Anschließend kleidete man sie ein, verschaffte ihnen eine Wohnung — denn die armen Frauen besaßen weder das eine noch das andere — und verlangte dafür die dreifache Summe von der, die man ausgegeben hatte oder vielmehr der, die man dafür schuldete. Wenn zann schließlich die Fräulein durch geschickte Diplomatie einen reichen Liebhaber fanden, der für diese Schulden aufkam, teilten sich Direktor und der Möbellieferant die Früchte aus dem Bett der gut plazierten Schülerin" (Viel-Castel 1979, Bd. I, S. 87). Das Theater war ein wichtiger Ort für die Präsentation der Frauen. Auf der Bühne und im Zuschauerraum gleicher-

maßen wurden die Objekte vorgestellt, wobei die Atmosphäre dort der eines Marktplatzes ähnelte, auf dem Delikatessen für männliche Gaumen feilgeboten wurden.
Für die Erstausstattung der Kurtisanen, die, wenn sie anfingen, zumeist keinen Pfennig in der Tasche hatten, sorgte eine „Tigerin". Dies waren ältere Frauen mit größerer Lebenserfahrung, die an der geschäftlichen Seite der kleinen Doretten beteiligt waren. Sie vermittelten Kunden und Wohnungen. Sie vermieteten Kleider, Schmuck und sämtliches modische Zubehör, wenn sie den Eindruck hatten, daß sich solche Dienste auszahlen würden. Oft warfen sie ihr Auge auf ein Mädchen, das ihnen einträglich erschien, manchmal wendeten sich diese von sich aus an diese Vermittlerinnen.

Hatte es eine Frau einmal geschafft, unter den für diese Art gesellschaftlichen Lebens zuständigen Herren die notwendige Beachtung zu finden, brauchte sie sich um den Fortgang ihrer Karriere nicht mehr zu sorgen. Sie konnte ziemlich sicher sein, aus der Gruppe der etwa hundert stadtbekannten Lebemänner, die fast ausnahmslos der Aristokratie angehörten, einen Begleiter zu finden, der dafür sorgte, daß der Ruhm ihrer Frivolität nicht verblaßte.
Die Kontakte wurden vielerorts geschlossen. In den Logen der Theater, in den Cafés, bei der Spazierfahrt auf den Champs-Elysées oder beim Ritt im Bois de Boulogne, bei sportlichen Veranstaltungen oder bei einer gemeinsamen Einladung. Oft reichte auch ein Brief oder ein Vermittler, mit dem die Bedingungen des Empfanges ausgehandelt wurden. Im allgemeinen war es für die Frauen wichtig, daß auf dieser Stufe die „délicatesse du bon ton" eingehalten wurde. Männer sollten sich auf diese Weise als „wohlerzogen" und „welterfahren" ausweisen. Dies war ein Schutz für die Frauen, wenngleich die Art der Werbung oft keinerlei Aussagen für das spätere Verhalten der Männer zuließ. Für die Liebhaber erhöhte diese Eingangsschwelle den Reiz, weil sie zu überschreiten nicht nur als Beleg für die Zahlungsfähigkeit, sondern auch als Beweis eines unwiderstehlichen Charmes gewertet werden konnte. Zumeist waren die Herren Mitglieder des Jockey-Clubs und dadurch schon qualifiziert für die Teilnahme am mondänen Leben. Ein Verhältnis zu möglichst vielen der bekannten Frauen steigerte das Prestige des Betroffenen.
Für die zahlreichen ausländischen Fürsten, Grafen und Prinzen bedeutete die Verbindung mit einer bekannten Kurtisane die Möglichkeit, am „Pariser Leben" teilzuhaben, von dem außerhalb der Grenzen Frankreichs oft die phantastischsten Vorstellungen entwickelt wurden. Die internationale Kundschaft wurde während der beiden Weltausstellungen verstärkt, doch spielte sie in der gesamten Zeit des zweiten Kaiserreichs eine wichtige Rolle.
Allen diesen Verhältnissen war es gemeinsam, daß sie plakativ in die Öffentlichkeit getragen wurden. Mehr im Verborgenen blieb das Verhältnis zum zahlenden Bürger. „Obwohl er sich stets im Hintergrund bewegte, war er eine der Hauptfiguren des mondänen Ensembles. Ein Herr mittleren Alters, der mit seinem Geld die Luxusbedürfnisse irgendeiner Kurtisane befriedigte und sich so das erhebende Bewußtsein verschaffte, über die Lebemänner zu triumphieren, die ihn mißachteten" (Krakauer 1962, S. 221).

Das wichtigste Attribut der Kurtisanen war der Luxus der Kleidung, des Schmuckes und des Lebensstils. Danach zählten Jugend und Schönheit, doch waren das Kategorien, die inhaltlich nicht sehr eindeutig bestimmt waren. Die Frauen konnten sehr jung sein, unter zwanzig, doch stand die Paiva auch mit mehr als vierzig Jahren noch hoch im Kurs.
Wichtiger als irgendwelche persönlichen Qualitäten war die repräsentative Ausstattung. Jedes Detail der Kleidung wurde beachtet und darüber berichtet. Die Kostbarkeit der Stoffe, die Raffinesse der Schnittführung und der Farbzusammenstellung, die Auswahl des Zubehörs, ja selbst die Knöpfe und Schnallen wurden für wichtig genug erachtet, in den Zeitungen, und nicht nur in der Modepresse, dargestellt zu werden.
Kleidung und Schmuck, aber auch die Equipagen und die Wohnungseinrichtungen

wurden für eine Öffentlichkeit zur Schau gestellt. Mit großer Genauigkeit wurde die Ausstattung der Räume beschrieben, kostbare Einzelheiten hervorgehoben, so daß der Lebensraum dieser Frauen transparent wurde wie eine Musterwohnung. Der Umzug einer bekannten Kurtisane war dann auch Anlaß genug, um ausführlich in der Presse dargestellt zu werden. Als Blanche d'Antigny in die Rue Lord-Byron zog, „war dies eine Premiere, von der man lange sprach": „Diener bildeten ein doppeltes Spalier entlang des Vorraumes, der mit kostbaren Wandteppichen geschmückt war. Goldenes Gitterwerk, über das sich weißer Flieder wand, überzog das Treppenhaus und die Wände des Salons und des Speisezimmers. In allen Zimmern gab es Seide, Samt, Brokat und Spitzen im Überfluß. Vorhänge mit englischer Stickerei dämpften die Helligkeit des Tageslichtes. In der Mitte ihres mit blauem Satin ausgeschlagenen Schlafzimmers stand das Bett wie ein Thron unter einem Spitzenhimmel, die Perle in dem Schmuckkästlein" (Auriant 1935, S. 24).
Und neben der Beschreibung fehlte dann meistens auch nicht die Angabe des Preises, den diese Herrlichkeiten gekostet hatten.

Die umfassende, fast modellhafte Zurschaustellung eines unerhörten Luxus und einer scheinbar maßlosen Unbekümmertheit im Umgang mit Geld kennzeichnete eine Seite des Bildes und der Funktion der Kurtisane in der Öffentlichkeit. Ihre äußere Erscheinung, die zumeist nicht nur durch Reichtum sondern auch durch einen „guten Geschmack" bestimmt war, machte sie den Frauen der reichsten Gesellschaftsklassen ähnlich.
In einem merkwürdigen Gegensatz zu dieser äußerlichen Assimilation, die sich wechselseitig zwischen den Frauen der wohlhabenden Klassen und den Kurtisanen vollzog, standen die übrigen Qualitäten, die den Kurtisanen zugeschrieben wurden. Es gehörte zum Bild der Kurtisane im zweiten Kaiserreich, daß sie, anders als ihre Vorgängerinnen vergangener Zeiten, nicht nur ungebildet, sondern auch dumm und einfältig sei. Sie zeichnete sich, dem Bilde nach, das von ihr verbreitet wurde, dadurch aus, daß sie nicht nur mit der Orthographie auf schlechtem Fuße stand, sondern auch dadurch, daß sie sich jedem Gedankengang, der nicht auf ihre Schneiderin oder den nächsten Ball bezogen war, verweigerte. Zu dem Bild von Weiblichkeit, das im Bild der Kurtisane verbreitet wurde, gehörte es, daß Attraktivität und Sinnlichkeit der Frauen Nachdenklichkeit und Sensibilität ausschließe.
Der Verzicht auf konventionelle Wohlerzogenheit und ein bewußt derbes Verhalten wurden von ihren Bewunderern als Zeichen ursprünglicher Naivität und Sinnlichkeit gesucht und geschätzt. So wie Cora Pearl in ihren Memoiren das Amüsement ihrer Gäste als wenig den Geist strapazierend darstellt, wurde allgemein die Form der Unterhaltung im Umgang mit den Kurtisanen beschrieben. Krakauers Beschreibung der Verhältnisse mag so ungefähr zutreffend sein: „Für die geistigen Freuden fehlte den von greifbareren Genüssen beschlagnahmten Kurtisanen der Sinn. . . . Da unter solchen Umständen der Gesprächsstoff bei festlichen Zusammenkünften rasch versiegte, griffen die Damen gern zu leichterem Amüsement. Irgendeine von ihnen belustigte gelegentlich einer Gasterei die Tafelrunde damit, daß sie einfach ihrem Tischherrn eine kalte Kraftbrühe über die Glatze goß, ein Spaß, der belebender wirkte als der geistreichste Witz" (Krakauer 1962, S. 216). Ähnliches wird auch in anderen Zeugnissen berichtet. Aber vielleicht waren es gar nicht die „Damen", die zu nichts anderem fähig gewesen wären. Vielleicht waren es die anwesenden Männer, die genau diese Art der Unterhaltung schätzten.

Es bestand eine enge Verbindung zwischen den Kurtisanen oder den Frauen der „Halbwelt" und dem Theater. Viele von ihnen stiegen im Laufe ihrer Karriere auch auf eine der zahlreichen Bühnen, die anderen waren regelmäßig im Zuschauerraum anzutreffen. Die Stücke vor allem der kleineren Theater und der Operette stellten keine großen Ansprüche an die schauspielerischen Leistungen ihrer Darstellerinnen. Zumeist han-

delte es sich dabei um eine banale Liebesgeschichte, ohne gedanklichen Hintergrund und mit frivolem Vordergrund. Der Inhalt wurde von allen als zweitrangig betrachtet gegenüber dem Spiel der Darstellerinnen, die dabei zunehmend mehr ihren Körper, ihre Bewegungen und ihre erotische Ausstrahlungskraft zur Schau stellten. Die männlichen Rollen dieser Stücke wirkten daneben unbedeutend, sie hatten in erster Linie die Funktion der Umrahmung der auf der Bühne exponierten Weiblichkeit zu dienen.
Wesentlicher Teil des Erfolges war die öffentliche Meinung. Sie erzeugte und schürte ,,jenes der Pariser Luft eigentümliche Fieber der Neugierde", mit dem das Publikum sich dem Spektakel einer neuen Präsentation von Weiblichkeit hingab. Daß es dabei in erster Linie um Formen sexueller Stimulation ging, wurde von manchen bedauert, von niemand jedoch bestritten.

Die reale Prostitution, aber auch die Phantasien, die in männlichen Köpfen dazu entwickelt wurden, veränderten die weiblichen Lebensbedingungen. Doch klafften die Lebenswirklichkeiten der Kurtisanen, ihr Selbstverständnis und das Bild, das Männer von ihnen verbreiteten, weit auseinander. Auch hing die Weise, in der über Prostitution gesprochen wurde, sehr vom jeweiligen Ort ab. In der Literatur, die unter dem Ladentisch verkauft wurde, aber auch in den Theaterstücken und vermutlich auch in den Salongesprächen wurden ganz andere Wünsche und Ängste offenbar als in öffentlichen Reden und theoretischen Abhandlungen. Die Frauen äußerten sich oft anders als Männer dazu und Proletarierinnen anders als bürgerliche Frauen. Und was sagten die Prostituierten selber dazu? Unter diesem Aspekt ist die 1886 veröffentlichte Autobiographie der Cora Pearl von besonderem Interesse.

Cora Pearl war ein Name, der im zweiten Kaiserreich in den Kreisen des ,,Tout-Paris" zustimmende Bewunderung, verächtliche Ablehnung, aber doch sicher immer einen Kommentar herausforderte. Er gehörte einer der teuersten und glanzvollsten Frauen der Zeit. Cora Pearl war von Geburt her Engländerin, kam mit 15 Jahren nach Paris, das war im Jahr 1857 und machte dort schnell eine Karriere, die sie auf die oberste Stufe der Kurtisanen brachte. Ihre Liebhaber zählten zu den reichsten und mächtigsten Männern des Hofes. Masséma, der Sohn des kaiserlichen Marschalls, Prinz Napoleon, der Cousin Napoleons des III., Morny, der Halbbruder desselben und Innenminister, Gramont-Kaderousse, Persigny, Arséne Houssaye, der Prinz von Oranien, Malborough und sogar Bismarck, den Cora in Baden-Baden kennenlernte, um nur einige Namen zu nennen, gehörten dazu.
Bekannt und berühmt war Cora für ihre Meisterschaft im Haarfärben und der Kunst des Schminkens. Gustave Claudin sagt von ihr, sie sei es gewesen, die in Frankreich auf diesem Gebiet die Wegbereiterin für die Frauen des 20. Jahrhunderts gewesen sei. Sie färbte sich die Haare in einem gelb-roten Ton, der im Mittelalter als die Farbe der Prostitution geächtet war und auch danach mit Vorurteilen belastet blieb. Es wurde von ihr gesagt, ihr Gesicht sei nicht sonderlich hübsch gewesen, doch habe sie einen sehr anziehenden Körper gehabt, und keine Frau habe es so gut wie sie verstanden, elegante Kleidung und kostbaren Schmuck zur Geltung zu bringen. Mit dem Ende des zweiten Kaiserrreiches sank auch Coras Stern. Die ,,fête impériale", deren Symbol sie war, war auch der Nährboden ihrer Lebensweise und ihres Ruhmes gewesen. 1886 starb Cora Pearl, nachdem sie die letzten Jahre in großer Armut verbracht hatte. Sie wurde 44 Jahre alt.

Über ihre Kindheit sagt Cora nur wenig. Von den 40 jeweils sehr kurzen Kapiteln, die das Buch umfaßt, ist der Darstellung der Kindheit nur eines gewidmet. Nur ein Ereignis, daß ihr, 14jährig, widerfuhr, stellt sie heraus: Sie wollte eines Sonntags nach dem Kirchgang, allein nach Hause gehen, weil ihr Dienstmädchen, das sie sonst immer abholte, nicht zur Stelle war. Als sie sich auf den Weg machte, wurde sie von einem Herrn angesprochen, der vielleicht vierzig Jahre alt gewesen sein mochte. Er lud sie zum Ku-

chen ein und sie ging mit ihm. In dem Haus, in das er sie führte, gab es nur einen Grog für sie, der sie schläfrig machte. Als sie am nächsten Morgen im Bett dieses Mannes aufwachte, war sie ,,einer der vielen feige und grausam geschändeten Mädchen" (Pearl 1886, S. 15). Sie habe von diesem Tag an eine instinktive Abwehr allen Männern gegenüber behalten, die sie niemals abgelegt habe. Später habe sie ähnliche Schandtaten in den Zeitungen gelesen und sie sei darüber nicht mehr erstaunt gewesen. Die Männer machten nur das, was sie zu ihrer Zeit auch gemacht hätten. Für uns ist es nicht möglich, die Authentizität dieser Vergewaltigung nachzuweisen. Frauen gaben häufig eine Vergewaltigung oder ein nicht eingehaltenes Ehe-Versprechen von einem Mann als Einstieg in ihre Laufbahn als Prostituierte an. Denen, die meinen, daß dies darum nicht sehr glaubhaft sei, ist nur entgegenzuhalten, daß auch heute Frauen in den allermeisten Fällen zu Unrecht an diesem Punkt nicht geglaubt wird. Es wird in dieser Episode, unabhängig davon, ob sie als literarische Erfindung zu betrachten ist oder nicht, zweierlei deutlich. Cora hat eine grundsätzliche und tiefsitzende Abneigung gegenüber allen Männern, die sie auch im Laufe ihres Lebens nicht aufgibt, nicht einmal abschwächt. Cora stellt diese Abneigung in Zusammenhang mit einer Situation, die jederzeit denkbar und fast an der Tagesordnung war. Es ist letztlich, meine ich, gar nicht mehr so entscheidend, ob die Realisierung dieses Machtverhältnisses am eigenen Leibe wirklich stattgefunden hat, damit das Gefühl der Ohnmacht, des Hasses und der Wut entsteht, oder wie Cora sagt, ,,un souverain dégoût".

Alle anderen Ereignisse, die Cora schildert, zeigen sie in ihren Beziehungen zu den Freiern. Die Liebhaber Coras, zum großen Teil den führenden politischen Kreisen der Zeit zugehörig, werden in Episoden und Anekdoten hintereinander vorgeführt.
Die Weise, in der Cora ,,die Ringe ihrer goldenen Kette" vorführt, hat herbe Kritik bei ihren Rezensenten hervorgerufen. Sie benötigt nicht mehr als ein Kapitel von wenigen Seiten, um ihre ersten Beziehungen aufzuzählen. Wie in einem Ausstellungskatalog ziehen die Liebhaber vorbei, ein jeder charakterisiert durch seine Titel, seinen Reichtum und vor allem durch die ,,Großzügigkeit", die er Cora gegenüber bewiesen hat. Dieses Kapitel sei auszugsweise zitiert, weil es in hervorragender Weise einen Eindruck in die Art vermittelt, wie Cora diese Beziehungen wahrgenommen und darüber berichtet hat: ,,Die erste Bekanntschaft, die ich in Frankreich machte, war die mit einem Seemann, namens d'Aménard. Er hatte kein Geld, dafür aber Geschichten von seinen Reisen! . . . Danach wurde ich mit der Roubise in Kontakt gebracht, eine Frau, die in ihren Kreisen sehr angesehen war und die mir zahlreiche Beziehungen vermittelte. Zu der intimsten davon würde ich die zu Délamarche zählen, von dem ich sehr angetan war. Aber auch bei ihm war das Herz reicher als das Portemonnai . . . Meine Liason mit Lasséma dauerte sechs Jahre. Er war ohne Zweifel einer der ersten Ringe in meiner goldenen Kette. Er war der Erbe eines großen Namens aus dem ersten Kaiserreich, reich, in jeder Hinsicht korrekt . . . Er war schrecklich eifersüchtig auf Adrien Marut, der nicht weniger als er durch sein Geburtshaus mit den ehrenvollen Erinnerungen derselben Zeit verbunden war und der für mich mit der ganzen Leidenschaft seiner 17 Jahre entbrannt war . . . Marut war es, der mir als erster ein Pferd schenkte . . . aber auch er hatte, ohne zu übertreiben, ebensoviele Schulden wie Liebe . . . Zuvor hatte ich mit dem Vater und dem Sohn Marut soupiert . . . Marut, der erste dieses Namens war sehr galant . . . Am nächsten Morgen schickte mir der Vater eine goldene Uhr mit meinem Namenszeichen und einige Zeit später ein Tafelservice aus Silber . . ." (Pearl 1886, S. 37—41).

Mir hat es großes Vergnügen bereitet zu sehen, mit welcher Konsequenz Cora die Geschäftsbeziehungen zu ihren Liebhabern auch als solche dargestellt hat. Ihr Stolz und ihr Selbstvertrauen beruhten darauf, diese Geschäfte mit Erfolg betrieben zu haben. Sie macht auch in der Selbstdarstellung kein Hehl daraus. ,,Ich habe ein glückliches Leben geführt", kann sie von sich sagen, ,,ich habe ungeheure Mengen Geld verschwen-

det und bin weit entfernt, mich als Opfer zu fühlen" (Pearl 1886, S. 2).
Cora greift in ihrer unbekümmerten Direktheit einen Mythos an. Da gewährt nicht ein mit magischen Kräften ausgestattetes Teufelsweib Einblicke in sein Fühlen und Wirken, da erzählt auch nicht ein Opfer der Gesellschaft von seinem Leidensweg, auf dem es eigentlich immer nur auf der Suche nach der Liebe eines Mannes war, der sie aus dem Schmutz zu sich emporziehen würde. Die phantastische Kurtisane entpuppt sich als nüchterne und selbstbewußte Geschäftsfrau, die in kühler Weise aus ihrem Körper und ihrer Abneigung gegenüber den Männern Kapital zu schlagen versteht. Diese ,,Trokkenheit des Herzens" erboste Anatol France mehr als es die unmoralischste Leidenschaft hätte tun können. ,,Nichts kommt der Gefühllosigkeit gleich, mit der sie über ihre Verbindungen mit großen Persönlichkeiten oder auch solchen mit geringerer Bedeutung berichtet. Nicht ein Wort, das aus dem Herzen kommt, unterbricht die Monotonie dieser Inventur des galanten Lebens, in der man noch die schmutzige Wäsche riecht; demgegenüber finden sich überall die Preise, die die großen oder auch die kleinen, . . . das sind keine Memoiren, das ist ein Rechnungsbuch, in dem die Liebhaber wie Pächter erscheinen, ein jeder seinen Zins bezahlend" (France 1886). Es gab einige Beziehungen in ihrem Leben, die viele Jahre anhielten. Eine davon war die zum ‚Duc Citron' (Pseudonym für den Prinzen von Oranien). Die Jahre sind in der Erinnerung auf wenig Berichtenswertes zusammengeschmolzen: ,,Der ‚Duc Citron' mit dem ich ziemlich lange zusammen war, hat sich mir gegenüber als sehr großzügig erwiesen. Ich besitze ein wunderschönes Perlenkollier von ihm . . . Das letzte Mal, als ich mit ihm zusammen war, trug ich ein tief dekolltiertes Kleid. Er bat mich, zu mir kommen zu dürfen. Ich habe ihm dies verweigert, weil ich befürchtete, zu bedauern, wenn ich mich zu entgegenkommend zeigen würde. Er bestand darauf: ‚Ich biete fünf blaue Scheine.' Er kam" (Pearl 1886, S. 41). Mehr sagt Cora nicht von ihrer langen Beziehung zu diesem Mann. Aus seinen Briefen an sie wird deutlich, daß zwischen beiden ein Kontakt bestand, bei dem er auch emotional beteiligt war. Dies trifft für Cora nicht zu. Ihr wesentlicher und bleibender Eindruck aus dieser Verbindung sind die Perlenkette, die fünf blauen Scheine und die Taktik, die dazu geführt hat, einen Höchstverdienst zu erzielen.
Wenn auch in der Darstellung der anderen Liebhaber die Reduktion nicht immer in dieser krassen Weise erfolgt, so kennzeichnet sie doch grundsätzlich das Verhältnis Coras zu ihren Männern. Cora habe, so wurde ihr vorgeworfen, die Männer nicht in ihrer Persönlichkeit und Individualität wahrgenommen. Sie habe mit Gleichgültigkeit und Herzenskälte nur an deren Reichtum Interesse gehabt (Les Femmes du jour 1886).

Cora stieg innerhalb sehr kurzer Zeit in die höchsten Ränge ihres Standes auf und kam schnell zu großem Reichtum. Als sie ihre erste Reise nach Baden-Baden unternahm, reiste sie mit einer Ausstattung, ,,die einer Prinzessin Ehre gemacht hätte." Am Ort selber gab sie viel Geld aus. Dabei zählten die Spielschulden nicht, weil das ein Budget ist, ,,über das man nicht diskutiert". Mehr als 59.000 Francs habe sie ihr letzter Aufenthalt (1869) in Baden-Baden gekostet.
Das Geldausgeben steht zweifellos im Zentrum ihres Nachdenkes und Berichtens. Sie hat nahezu unvorstellbare Summen in den Händen gehabt, und es erfüllt sie mit Stolz, wenn sie davon berichtet. Ein großer Teil ihrer Erinnerungen ist den Einnahmen gewidmet — was die Männer ihr gezhalt haben — und den Ausgaben, wie sie damit gelebt hat. In den zwei Wochen, die sie mit Lasséma in Vichy verbrachte, stand ihr Haus Tag und Nacht für die Freunde und deren Freunde, die sie teilweise nicht einmal mit Namen kannte, offen. Es wurde unentwegt getanzt und auf das Hervorragendste gegessen. Dabei wurden 30.000 Francs in Lebensmittel umgesetzt: ,,alles hüpfte bei mir, die Menschen und das Geld. . . . Das Geld machte sich mit einer Schnelligkeit davon, wie man es sich kaum vorstellen kann". Cora konnte das Geld umso schneller ausgeben, als sie, wie sie sagte, seinen Wert nicht kannte.
So konnte es ihr auch passieren, daß sie nach einer Reise, auf der sie mehr als 120.000 Francs ausgegeben hatte, ihre Diamanten verpfänden mußte, um die Rückfahrt bezah-

len zu können. (Zum Vergleich: Eine Arbeiterin verdiente im Durchschnitt 600 Francs pro Jahr!) Doch hat sie es nie bereut, das Geld ,,zum Fenster herausgeworfen zu haben". Sie ist stolz darauf, daß ihre Gäste ihr nicht nachsagen konnten, sie habe sich lumpen lassen: ,,Ich glaube nicht, daß mir meine Gäste einen Mangel an Aufmerksamkeit vorwerfen konnten. Ich habe es mir immer angelegen sein lassen, meine Verpflichtungen als Gastgeberin ehrenvoll zu erfüllen" (Pearl 1886, S. 103). Neben der kostspieligen Bewirtung ihrer Gäste, die von ihr sagen sollten, sie habe ihnen alle Ehre erwiesen, gehörte es auch zu ihrer Rolle, teuere Kleidung zu tragen und eine luxuriös ausgestattete Wohnung zu führen. Es wäre nicht ausreichend gewesen, wenn sie allein ihren anziehenden Körper angeboten und diesen nicht eingehüllt in einen Lebensstil hätte, der in jeder Hinsicht Genuß ausdrückte.
In ihren besten Zeiten besaß sie Schmuck im Werte von einer Million Franken; sie konnte sich darin mit den höchsten Damen der Gesellschaft messen. Ihre Wohnungen waren angefüllt mit ,,der erstaunlichsten Kollektion dieser kleinen Nichtigkeiten, die so teuer sind, chinesisches Porzellan, Raritäten und Nippsachen" (Pearl 1886, S. 102). Diese bildeten den Rahmen für den Empfang ihrer Liebhaber.
Das Geld, das Cora aus den Beziehungen zu ihren Männern zufloß, mußte in Accessoires der Schönheit und eines ,,guten" Lebens umgesetzt werden. Die Verfügungsgewalt über das Geld, das sie von ihren Liebhabern bekam, was eingeschränkt und nicht allein Sache ihrer eigenen Wünsche und Bedürfnisse. Das Geld mit der gleichen Leichtigkeit auszugeben, wie es eingenommen wurde, war die Bedingung dieses Lebens. Dennoch war dieser Vermittlungsprozeß, auch wenn schließlich vom dem Reichtum nichts übrigblieb, mit einem materiell höchst luxuriösen und angenehmen Leben für Cora verbunden. Die Kleider, die Schals, die Pelze, die sie trug, um den Männern zu gefallen, wärmten sie auch und verschafften ihr Bewunderung. Ihre Wohnungen, einmal gibt sie eine Miete von monatlich 1.000 Franc an, unterschieden sich weit von den Unterkünften, in denen sie hätte leben müssen, wenn sie nicht diesen Weg eingeschlagen hätte. Aus der Armut in die Zeiten dieses großen Wohlstandes zurückblickend, merkt sie an, sie hätte vielleicht sparen sollen, doch sei dies nicht leicht gewesen in dem Strom, in dem sie gelebt habe. Ihre Person war wie ein Medium, durch das sich das kalte Geld in Schönheit, Wärme und Lust für die Männer verwandelte.

Ein anderer wesentlicher Teil Coras Rolle war es, gesellschaftlicher Mittelpunkt eines Lebens zu sein, das außerhalb der famliliären Beziehungen, aber auch außerhalb offizieller gesellschaftlicher Festlichkeiten und Verpflichtungen, Ausgelassenheit und Amüsement denen versprach, die daran teilnahmen. Aus den Beschreibungen, die Cora von der Art der Unterhaltung ihrer Gäste gibt, entsteht ein Bild einer etwas übermütigen, nicht sehr einfallsreichen, manchmal zynischen, manchmal kindlichen Gesellschaft erwachsener Männer. Ein beliebtes Spiel der Männer in Baden-Baden war es, Knallerbsen beim Tanzen auf den Boden fallen zu lassen, um damit die Frauen zu erschrecken. Ihre Unabhängigkeit konnte Cora sich dadurch sichern, daß sie zum einen sich niemals auf einen Mann allein verließ und daß sie zum andern sich niemals selber emotional band. Gleichwohl hatte sie die Klugheit, wie Breuil es formuliert, ,,selbst in ihren besten Zeiten nicht auf einen ‚fest angestellten Liebhaber' zu verzichten, den sie sich unter den Mächtigsten des Tages wählte (Breuil 1946). Die längste und intensivste Beziehung hatte sie mit dem Prinzen Napoleon, Halbbruder Napoleons III. Am Anfang ihrer Verbindung forderte der Prinz Ausschließlichkeit von Cora. Sie mußte allerhand Ausreden erfinden, um ihre anderen Liebhaber vor ihm zu verbergen. Einmal begründete sie ihr längeres Fernbleiben damit, daß sie sich den Fuß verstaucht habe; in Wirklichkeit jedoch sei es ihre Treue zum Prinzen gewesen, die etwas ins Hinken geraten sei. Da der Prinz am meisten und am regelmäßigsten zahlte, hatte sie großes Interesse daran, ihn nicht zu verärgern. Als er ihrer Untreue dennoch auf die Spur kam und ihr ein Ultimatum stellte, fügte sie sich seinem Willen. Ihre Fügsamkeit zahlte sich denn auch gleich in barer Münze aus. Der Prinz zeigte sich davon so gerührt, daß er ihr zum

Dank für 420.000 Francs ein Haus kaufte und noch 200.000 Francs für die Einrichtung dazu legte. Für den monatlichen Unterhalt zahlte er ihr 12.000 Francs, hinzu kamen viele Geschenke. Sie hatte in der Zeit regelmäßige Ausgaben von 25.000 Francs monatlich.
Cora sah den Prinzen etwa einmal pro Woche. Es muß eine Art Vertrag zwischen beiden bestanden haben, derart, daß Cora für eine feste monatliche Zuwendung zu regelmäßigen Besuchen verpflichtet war. Vermutlich beinhaltete die Regelung auch, daß für Cora sonst niemand da sein dürfe, da der Prinz sie jedesmal, wenn er diesbezüglich einen Verdacht hegte, scharf zur Rede stellte. Cora war stolz und erstaunt über das hohe Maß an Eifersucht das er aufbrachte, und die Maßnahmen, die er zu ihrer Überwachung ergriff. An diesem Punkt erinnert ihre Beziehung an ein Hase- und Igel-Spiel, weil sie offensichtlich immer Möglichkeiten fand, ihn zu täuschen. Die lange Dauer ihrer Freundschaft, es müssen etwa sieben Jahre gewesen sein, in denen der Prinz Cora nicht nur regelmäßig mit hohen Summen an Geld und wertvollen Geschenken versorgte, sondern auch immer wieder in Briefen sein Zuneigung und Fürsorge ausdrückte, läßt vermuten, daß Cora in dieser Beziehung noch andere Funktkionen hatte, als bloß seine sexuellen Bedürfnisse zu erfüllen.
Die Freundschaften, die Cora darüber hinaus hatte, erscheinen alle im gleichen Licht. Es war dieselbe Perspektive, aus der heraus Cora ihre Liebhaber betrachtete, in der die konkrete Person des jeweiligen Mannes unwesentlich wurde.

Wie sehr Cora die Männer schröpfte, die ihre Liebesdienste in Anspruch nahmen, so sehr gehörte es auch zu ihrem Ehrbegriff, kein Geld anzunehmen, ohne etwas dafür zu tun. Nur einmal habe sie sich von einem Schauspieler 100 Louis geben lassen, der ihr diese im Moment ihrer Ausweisung zusteckte. Ansonsten hätte sie eher für zwei sous geriebene Maronen von einem ,,galant homme" akzeptiert. Als sie mit einem ihrer Liebhaber in demselben Bild über diesen Charakterzug sprach, schickte dieser ihr am nächsten Morgen ein Paket mit vier Maronen, die jeweils in 1.000 Francs eingewickelt waren.
Die Beiläufigkeit, mit der Cora solche Dinge berichtet, spiegelt die Beiläufigkeit, mit der Cora solcherlei Geschenke entgegen genommen hat. Dies in dieser Weise zu tun, war auch Teil ihrer Rolle. Die Männer steckten Cora Geld zu wie einem goldenen Kalb, dem geopfert wurde. Dabei waren die Summen ungleich höher als die, die karitativ für die Armen hergegeben wurden. Doch damit Cora die Funktion des goldenen Kalbes erfüllen konnte, mußte sie sich dem Geld gegenüber gleichgültig zeigen. Dieser Rolle wurden die ,,Opfergaben" dargebracht, nicht aber ihrer Person.

In einem Epilog beurteilt Cora abschließend ihr Leben. Hätte sie die Möglichkeit, es noch einmal zu führen, so würde sie vielleicht geschickter sein, aber sicher nicht weniger unmoralisch. Sie hat niemals jemanden getäuscht, weil sie niemals jemandem gehört hat. Sie ist weder sich selbst etwas schuldig geblieben noch den anderen. ,,Wenn die Taler gemacht sind, um zu rollen, die Diamanten, um zu glänzen, so kann mir niemand vorwerfen, diese edlen Dinge ihrer Bestimmung entzogen zu haben: ich habe mit den Diamanten geglänzt und die Taler rollen lassen. Das war so in der Ordnung. Und wenn ich mich vergangen habe, dann höchstens dadurch, daß ich diese Ordnung zu sehr geliebt habe und alles wieder in die Zirkulation geworfen, was dorthin gehörte, und meinen Gläubigern gegeben habe, was mir nicht mehr gehörte. Der Ehre und der Gerechtigkeit sind Genüge getan" (Pearl 1886, S. 356).

Cora Pearls Autobiographie ist Zeugnis eines Frauenlebens aus einer Zeit, in der Besitz von Geld in einer umfassenderen Weise als je zuvor den Schlüssel für gesellschaftliche Anerkennung oder auch nur für ein materiell abgesichertes Leben bildete. Sie ist auch Zeugnis eines Lebens, das in einem historischen Moment gelebt wurde, wo ,,die kleinen Mädchen nur das Elend der Mütter und den Glanz der Kurtisanen als Lebensbeispiele

vor Augen haben" (Lesquillon 1859, S. 73), weil dies dies die Räume waren, in die männliche Herrschaft die Frauen verwiesen hatte.
Cora hat den Glanz der Kurtisane gewählt. Die Realität ihrer Rolle und ihres Lebens sah anders aus als die Phantasmagorien, die darüber verbreitet wurden. Die Frage, ob Cora so sehr eins war mit ihrer Rolle als Kurtisane oder ob sie es erst in einem vielleicht schmerzhaften Prozeß geworden ist oder ob sie es in Wirklichkeit nie war und nur gelernt hat, mit dieser Rolle, über alles zu schweigen, was sie als Mensch betraf, können wir mit dem Text nicht beantworten. Ob Teile ihrer Persönlichkeit über diese Rolle hinausgeragt haben, ob sie Bedürfnisse hatte, die nicht auf den Erwerb von Geld ausgerichtet waren, dazu sagt sie nichts.
In den Erinnerungen hat sie ihre Person auf die Rolle reduziert, die sie gelebt hat und diese mit dem Stolz auf ihre Unabhängigkeit als Warenbesitzerin dargestellt. Sie hat dies mit einer unverblümten Klarheit getan und dadurch die grundlegenden Momente prostitutiver Sexualität offengelegt.
Die Nüchternheit, mit der Cora großartige Männer ebenso wie lächerliche Stümper unterschiedslos in der Rubrik der Einnahmen aufführt, widersprach allen Bildern, die in männlichen Köpfen zu dieser Form der weiblichen Existenz entwickelt wurden. Sie widersprach diesen Bildern nicht nur, sie zerstörte — so sie ernstgenommen wurde — die Möglichkeit der Illusion.
Der Blick durchs Schlüsselloch ins Schlafzimmer der Kurtisane offenbarte hinter der geschlossenen Tür ein Kontor; das war eine herbe Enttäuschung. Dies war der Punkt, der ihre Kritiker am meisten verbitterte, auch wenn sie dies nicht so ausdrückten. Sie waren enttäuscht von der ,,Kühle"; sie fanden nichts, was sie ,,berührt" hätte, nichts, ,,was den Fehler hätte verzeihlich machen können" (France 1886). Auch keine ,,pikanten Enthüllungen", nichts ,,Interessantes" oder ,,Schwerwiegendes" über die zum Teil sehr prominenten Liebhaber (Les Femmes du Jour 1886).

Zur Illusion ist es nötig, den wahren Charakter des Verhältnisses zu verschleiern. Cora zerreißt den Schleier. Dabei entsteht nicht der Eindruck, daß Cora aus einer kritischen Distanz heraus diese Absicht verfolgt. Der Text erweckt eher die Vermutung, daß Cora auch beim Schreiben der Erinnerungen sich nicht bewußt außerhalb ihrer Rolle stellt, um diese zu reflektieren, sondern daß sie sie so wiedergibt, wie sie sie wahrgenommen hat. Nur ist eben der weibliche Standpunkt in dieser Art von Beziehungen so grundsätzlich verschieden von dem, was Männer sich dabei vorstellen.
Diese Unterschiedlichkeit ist in der Beziehung selber, die eine Kaufbeziehung ist, wesensmäßig angelegt. Auf ihren ökonomischen Begriff gebracht, bedeutet Prostitution, daß ein Warentausch vollzogen wird. Es wird eine Art Vertrag geschlossen, bei dem die Männer Geld bezahlen und dafür von den Frauen etwas bekommen, was ihre Bedürfnisse erfüllt. Dabei ist als erster Unterschied festzumachen, daß die Männer in diesem Verhältnis, vor Eingehen dieses Vertrages, Geld haben und die Frauen nicht, daß die Frauen etwas von sich hergeben müssen, um Geld zu bekommen. Dieser Unterschied ist gesellschaftlich und in der Herrschaft der Männer begründet. Er kann als die soziale Voraussetzung der Möglichkeit von Prostitution angesehen werden. Der zweite Unterschied ist der, daß die Frau eine solche Beziehung eingeht, weil sie am Geld, dem Tauschwert interessiert ist, der Mann hingegen zahlt das Geld, weil er dafür etwas bekommt, was nach seinem Geschmack ist, was ihm Genuß bereitet (Gebrauchswert).
Der Tauschwertstandpunkt impliziert für die Frau eine weitgehende Gleichgültigkeit der konkreten Form der nunmehr ,,verausgabten" Sexualität gegenüber, die zum Zwecke maximalen Werteintausches dem Gebrauchswertstandpunkt des Konsumenten Rechnung zu tragen hat. Der Gebrauch, den der Konsument macht, bezieht sich in erster Linie auf den weiblichen Körper. Doch so wie Sexualität viele Bereiche des Leibes und der Seele miteinbezieht, sind auch diese der Notwendigkeit ,,zu gefallen", nach dem Geschmack des Mannes zu sein, ausgesetzt. Der konkrete Gebrauch, den Männer von Prostituierten machen, ist abhängig von den individuellen Bedürfnissen des Ein-

zelnen, die wiederum geprägt sind von der jeweiligen gesellschaftlichen und historischen Situation. Auch Cora hat in den unterschiedlichen Beziehungen verschiedene Funktionen erfüllt. Für den Prinzen von Oranien vertrieb Cora die Langeweile. Für den Prinzen Jérôme bildete Cora den Ort, wo er sich der Etikette der gesellschaftlichen Verpflichtungen entledigen konnte und wo er eine interessierte (scheinbar interessierte) Zuhörerin für seine technischen Spielereien fand. Der „pauvre Auguste", de Bunel, machte sie zum Objekt seiner grenzenlosen Liebe, die er sonst nirgendwo unterbringen konnte. Und für die meisten war sie Demonstrationsobjekt ihrer finanziellen Potenz. Cora bot ihren Liebhabern das Gefühl, von ihr bewundert zu werden. Sie bot Liebe, Verständnis und Interesse oder richtiger, die Illusion davon. Sie konnte diese Rolle vielleicht umso besser erfüllen, als sie selber dabei völlig unberührt in ihren eigenen Gefühlen blieb. Leider schreibt Cora nichts dazu, ob sie die Fähigkeit, unbeteiligt zu bleiben, erst hat erwerben müssen. In den Lebensberichten von Prostituierten wird allgemein die „emotionale Prostitution" als der schwerste Teil der Prostitutionsarbeit angesehen.
Cora hat ihren „souverain dégout" für alle Männer ihr Leben lang beibehalten und keine Abstriche daran gemacht. Dennoch soll sie, die von sich glaubhaft macht, daß sie niemals in einen Mann verliebt war und die die Vergewaltigung in ihrer Kindheit oder vielleicht auch nur das Ausgeliefertsein an die Möglichkeit der Vergewaltigung, von der alle Mädchen und Frauen betroffen sind, nicht vergessen konnte, eine wahre Meisterin auf dem Gebiete der sinnlichen Exzentrizitäten gewesen sein. Cora sagt nicht, wie ihr das gelungen ist, doch drückt sie aus, daß sie selber keine sinnliche Lust verspürte.

Zum Gebrauchswert, den die Prostituierten für die Männer haben, gehört es, alle Illusionen zu vermitteln, deren die Männer bedürfen. Cora hat dies, in den Beziehungen stehend, auch getan. Dies war Teil ihrer Rolle und gehörte für sie so selbstverständlich dazu, daß sie nicht das Gefühl hatte, die Männer zu betrügen. Zumindest gibt es keinen Kommentar, der in diese Richtung deutet. Daß es sich dabei nur um Illusionen handeln konnte, hätten die Männer wissen müssen, denn sie suchten ja gerade diese. Denn, soweit es um einen Tausch geht, interessiert den Verkäufer nicht, wer seine Ware kauft; ihn interessiert der Preis, der ihm gezahlt wird. Und umgekehrt sind dem Käufer der Besitzer und dessen Motive, zu verkaufen, gleichgültig. Ihm kommt es auf die Nützlichkeit der zu konsumierenden Ware an. In diesem Verhältnis besteht eine wechselseitige Gleichgültigkeit der Person des anderen gegenüber. Im Prostitutionsverhältnis besteht sie nahezu vollständig auf seiten der Frau. Doch besteht sie auch auf seiten des Mannes der wirklichen und ganzen Persönlichkeit der Frau gegenüber. Die Ansprüche Coras bezogen sich ausschließlich auf Geld und materielle Geschenke. Wenn ihre Liebhaber ihr Gefühle entgegenbrachten, dann deswegen, weil dies ihr Bedürfnis war, nicht aber ein Recht Coras. Daher konnten die Männer auch jederzeit das Verhältnis beenden, wenn ihnen nicht mehr danach zumute war.

Daß die Frau nicht nur Ware, sondern auch Warenbesitzerin ist, setzt sie zum Subjekt in dieser Beziehung. Damit ist die andere Seite ihrer Persönlichkeit ausgedrückt; in ihr hat Stolz über die Selbständigkeit und über die ökonomische Unabhängigkeit Platz, soweit diese nicht durch ein anderes Ausbeutungsverhältnis, etwa einem Zuhälter gegenüber, zunichte gemacht werden. Cora konnte deswegen so viel Selbstbewußtsein entwickeln, weil ihre materielle Situation sie den Damen der höchsten Gesellschaft gleichstellte. Und auch, weil ein wesentlicher Teil der Gesellschaft ihrer Zeit von dem Leben, das sie verkörperte, fasziniert war, sofern sie nicht die ihr gestecken Grenzen überschritt.

Cora hat diese Grenzen nicht überschritten, sie hat, im Gegenteil, sich darin eingerichtet und maximalen Profit darin gesucht. Sie hat „mit den Diamanten geglänzt und die Taler rollen lassen, so wie das in der Ordnung war". Cora hat mit ihrem Leben diese

Ordnung bestätigt und sie gerade dadurch aufgedeckt. Sie hat deswegen grundlegende Momente prostitutiver Sexualität mit besonderer Klarheit offengelegt, weil sie sie mit Radikalität gelebt hat.

Die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs hat die Kurtisane propagiert und die darin ausgedrückte prostitutive Sexualität plakativ in die Öffentlichkeit getragen. Damit wurden weibliche Lebensmuster verbreitet, mit denen sich letztlich alle Frauen auseinandersetzen mußten, zu denen sie Stellung beziehen mußten, weil es nicht mehr nur um Personen ging, sondern um allgemeine Weiblichkeit.
Indem die „Kurtisane" plakatiert wird, und dies hat bis heute zu- und nicht abgenommen, werden die gesellschaftlichen Vorstellungen und Bilder zur Sexualität durch die Prostitutionsbeziehung geprägt. Die gemeinsame Betroffenheit aller Frauen besteht in der prinzipiellen Möglichkeit, den eigenen Körper als Ware zu entäußern und sich zu sich selbst als Warenbesitzerin verhalten zu können. Das Entscheidende dabei ist nicht, ob sie dies tun oder nicht und wenn in welcher Form, ob gegen Geld oder gegen einen Ehevertrag, sondern daß im gesellschaftlichen Empfinden von Männern und von Frauen der weibliche Körper potenitell Waren- und weibliche Sexualität Dienstleistungscharakter hat.
Unter den Bedingungen prostitutiver Verhältnisse gilt aber, daß, was immer eine Frau sich zur Erhöhung ihrer Attraktivität oder ihrer Liebeskunst einfallen lassen mag, nicht an ihren eigenen Bedürfnissen, sondern an denen ihrer potentiellen Käufer ausgerichtet ist. Dies alles trifft in unmittelbarer Weise für die vollzogene Prostitution zu, es gilt aber auch für alle anderen Formen weiblichen Verhaltens, bei dem eine Freundlichkeit nur einen Hauch von Bezahlung erheischt. Alle Formen der Prostitution, die den Frauen in den bürgerlich-industriellen Gesellschaften offeriert werden, alle Angebote, die uns gemacht werden, Lächeln, Berührungen oder emotionale Zuwendungen gegen Geld zu tauschen, unterliegen den gleichen Bedingungen.
Wenn Frauen dafür plädieren, daß ihre „Liebe" zu bezahlen sei, so sind ihre Argumente folgerichtig — im Rahmen eines ökonomischen Prozesses, der von der Macht patriarchalischer Herrschaft und kapitalistischem Interesse bestimmt ist. Doch beachten sie dabei nicht, daß es die Bedingungen dieses Prozesses vorsehen, daß die Subjekthaftigkeit der Frauen (ihre Autonomie als Warenbesitzerin) sich durch den Verkauf derselben (ihrer Autonomie als Person) durchsetzt. Wenn Frauen sich auf einen solchen Handel einlassen, legen sie sich selber diese Schlinge um den Hals.

Literatur

AUGIER, Emile: Les Lionnes Pauvres in Theatre Complet, VII vol., Collection Nouvelle Calman — Lévy o. J.

AURIANT, Philippe: Les Lionnes du Second Empire, Paris 1935

BIERMANN, Pieke: Wir sind Frauen wie andere auch! „Prostituierte und ihre Kämpfe", Reinbek 1980

DE BEAUMONT-VASSY, Alfred: Les salons de Paris et la société parisienne sous Napoléon III, Paris 1868

BREUIL, Gilles: Cora Pearl qui introduisit en France la mode du maquillage mourait il y a soixante ans, in: Le Magazine de „L'Ordre", 5. Juli, Paris 1946

DECAUX, Alain: Histoire des Francaises, Bd. II, La Révolte, La Librairie Académique Perrin, Paris 1972

DUMAS, Alexandre fils: Die Kameliendame, Paris 1976

FRANCE, Anatole: Cora Pearl, in: Figaro, 9. Juli, Prais 1886

FRIDAY, Nancy: Die sexuellen Phantasien der Frauen, München 1978

HAUPT, Gerhard / MEY, Dorothea: Zur Entwicklung des französischen Kapitalismus im 19. Jahrhundert, in: Honoré Daumier und die ungelösten Probleme der Gesellschaft, Berlin 1974, S. 16—27

KRAKAUER, Siegfried: Jaques Offenbach und das Paris seiner Zeit, München 1962

LES FEMMES DU JOUR: (coupure de Presse), April 19886

LES-GUILLON, Hermance: Les femmes dans cent ans, Paris 1859

PEARL, Cora: Mémoires, Paris 1886

TAINE, Hippoleyte Adolphe: Notes sur Paris. Vie et opinion de M. Frédéric Thomas Graindorge, Paris 1867

VIEL-CASTEL, Horace de: Mémoires de Comte Horace de Viel-Castel sur le règne de Napoléon III, 1851—1864, Paris 1979

Helga Grubitzsch

Konsumarbeiterinnen und Lockvögel: Frauen in der kapitalistischen Konsumtion[1)]

Die Frau als Konsumentin hat bisher weder in der Diskussion um Hausarbeit noch in der Debatte um die gesellschaftliche und individuelle Reproduktion noch in den Überlegungen zu „Frauen und Geld" einen angemessenen Platz gefunden. Dies ist um so erstaunlicher, als die Konsumtion heute in allen drei Bereichen eine entscheidende Rolle spielt: Ohne Einkauf keine Hausarbeit, ohne den Tausch von Geld in Waren keine Reproduktionsleistungen. Können wir uns in unserem Lebensraum noch einen Haushalt vorstellen, der ohne Waren auskäme? Putzen und Waschen ohne fertige Reinigungsmittel, Ernährung ohne gekaufte Nahrungsmittel, Wohnungseinrichtung und Kleidung ohne Fertigprodukte? Und die liebevollen Dienste, die die Hausfrau dem Mann und den Kindern erweist, wie könnten sie sich materialisieren ohne die zuvor eingekauften Zutaten?
Als Konsumentinnen treten Frauen in den Kreislauf des Geldes ein. Während weltweit nur etwa ein Drittel der weiblichen Bevölkerung Geld durch Erwerbstätigkeit verdient (taz vom 24.6.85), sind fast alle Frauen auf den Umgang mit Geld beim Einkauf von Waren angewiesen.

Die Analyse der Konsumtion ist der Schlüssel zum Verständnis der geschlechtsspezifischen patriarchalischen Arbeitsteilung und der daraus resultierenden widersprüchlichen Anforderungen an die Frauen. In den bisherigen Analysen zur Hausarbeit hat immer der produktive Aspekt im Vordergrund gestanden (eine Ausnahme macht der Beitrag von Weinbaum, Bridges 1979). Angesichts der gesellschaftlichen Minder- oder Nicht-Bewertung von Hausfrauentätigkeit ging es vor allem darum, Hausarbeit als unbezahlte, jedoch gesellschaftlich notwendige *Arbeit* wahrzunehmen und in ihrem Verhältnis zur Lohnarbeit zu analysieren. Der Schnitt zwischen weiblicher und männlicher Produktion verlief zwischen dem „Innen" und „Außen", dem Binnenraum des Hauses und der außerhäuslichen Produktion. Wo sich diese räumliche Zuordnung der Arbeitsbereiche von Frau und Mann als zu eng erwies und „Hausarbeit" durch den Begriff „Subsistenzarbeit" erweitert wurde, blieb immer noch das Verhältnis von bezahlter und unbezahlter Arbeit maßgebend für die Definition der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in kapitalistisch formierten Gesellschaften (Mies 1983, S. 86 ff.).
So notwendig und wichtig diese Betrachtungsweise für die wissenschaftliche Erkenntnis und gesellschaftliche Beachtung der Haus- bzw. Subsistenzarbeit war und ist, so hat sie doch die Stellung der Frau im Kreislauf des Geldes zu einseitig gesehen. Es schien so, als halte sich die Frau nur auf dem Arbeitsmarkt in der Sphäre des Tausches auf (als Verkäuferin anderer Waren wurde sie durch die kapitalistische Produktionsweise zunehmend vom Markt verdrängt, (Mies 1983, S. 104 f.; Grubitzsch, Lagpacan 1980, S. 26 ff.). In einer Gesellschaft, die den ökonomischen Bezug der Menschen zueinander über den Austausch von Waren herstellt, mußte folglich der Mehrheit der Frauen diese Art von „Gesellschaftlichkeit" abgesprochen werden. Diese Konsequenz ist von Claudia von Werlhof (1983) in der Gegenüberstellung des „Natur- und Gesellschaftsbegriffs im Kapitalismus" gezogen und jüngst von Adelheid Biesecker (1985) erneut formuliert worden: „Als Nur-Hausarbeiterin ist sie [die Frau] so gar kein Gesellschaftsmitglied, als Haus-Lohn-Arbeiterin Gesellschaftsmitglied dritter Klasse" (Biesecker 1985, S. 17).
Anders stellt sich die Sache dar, wenn der Arbeitsbereich der Frau von der Konsumtion aus gesehen wird. Als Konsumentinnen sind Frauen in den Kreislauf des Geldes einbezogen und unterliegen seiner Gesetzmäßigkeit und der über den Tausch vermittelten

Gesellschaftlichkeit. Die Beschreibung der Hausarbeit als Konsumarbeit hebt die Ergebnisse bisheriger Analysen nicht auf, erweitert sie jedoch um den sehr wichtigen Bezug zum Warenmarkt. Aus den Widersprüchen der kapitalistischen Konsumtion läßt sich auch die widersprüchliche gesellschaftliche Wahrnehmung der Frauen erklären, wie sie von Proudhon in der Alternative ,,Hausfrau oder Kurtisane" auf den Begriff gebracht wurde (Mey 1984). In der marxistischen wie in der bürgerlichen Ökonomie wird die Frau als Konsumentin nicht berücksichtigt. Die individuelle Konsumtion der Arbeiterklasse ist nach Marx ,,Rückverwandlung der vom Kapital gegen Arbeitskraft veräußerten Lebensmittel in vom Kapital neu exploitierbare Arbeitskraft". Als solche ist sie Teil der ,,Produktion und Reproduktion des Kapitals". Dabei tut es ,,nichts zur Sache, daß der Arbeiter seine individuelle Konsumtion sich selbst und nicht dem Kapitalisten zulieb vollzieht". Also, *der Arbeiter* vollzieht *seine* individuelle Konsumtion! Da kann der Kapitalist die Reproduktion der Arbeiterklasse dann getrost auch ,,dem Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb der Arbeiter überlassen"! Frauen scheint er dazu nicht zu brauchen (Neusüß 1983, S. 184).
Nicht besser ergeht es den Frauen in den bürgerlichen Theorien zum ,,Konsumentenverhalten". Da wird die Nachfrage *,,der Haushalte"* rechnerisch bestimmt, *der Verbraucher* oder Konsument als rationeller homo oeconomicus unterstellt. Daß es Frauen sind, die jeden Tag für den Familienhaushalt einkaufen, die sich über Preise und Qualität informieren, rechnen, vergleichen, abwägen und entscheiden, wird unterschlagen (Luckenbach 1980). Lediglich wenn es um die Adressaten von Werbung geht, wird genau nach Männern und Frauen differenziert (Dichter 1961).

Zum Verständnis der ökonomischen Zusammenhänge, die die Bedeutung der Frau in der Konsumtion bestimmen, werde ich im folgenden einen kurzen Abriß über die allgemeinen Bedingungen kapitalistischer Konsumtion geben. Dabei werde ich von der Marxschen Theorie ausgehen und sie, wo nötig, kritisieren. Wenn ich dann genauer auf die Frau als Konsumentin eingehe, werde ich mich auf die Entwicklung in den westlichen Industrieländern und insbesondere die heutigen Verhältnisse beschränken. Der zweite Teil des Beitrags gilt der genaueren Bestimmung von Konsumarbeit: den Aufgaben, die die Frau im Rahmen der Konsumtion zu erledigen hat, und ihrer Bewertung, der Bedeutung des Geldes und des sozialen Standorts, den weiblichen Tugenden und Fähigkeiten, die für diese Arbeit erforderlich sind und der Zeit, die dafür aufgewandt wird. Der dritte und letzte Teil ist der Frau als Objekt der Konsumtion gewidmet. Darin wird der Frage nachgegangen, warum der Körper der Frauen zum Köder für die Waren gemacht wird und selbst als Ware erscheint. Der Schluß verweist auf den Anfang: die Widersprüchlichkeit der Frau als Konsumentin und ihrer ideologischen Zuschreibungen erklärt sich aus den Bedingungen kapitalistischer Konsumtion.

Allgemeine Bedingungen kapitalistischer Konsumtion

Konsumtion ist in der entfalteten Warengesellschaft nicht nur notwendig für die Lebenserhaltung und die Befriedigung von Luxusbedürfnissen der Individuen, sondern sie ist auch die entscheidende Voraussetzung für die Zirkulation und die Erweiterung der Produktion. Die Bewegung des Kapitals ist nicht auf den Gebrauchswert der Produkte und die Bedürfnisse der Menschen gerichtet, sondern auf den Tauschwert der Waren in seiner allgemeinen Form von Geld. Diese Bewegung mit dem Ziel, aus Geld mehr Geld zu machen, oder mit Marx ausgedrückt: der Verwertungsprozeß des Kapitals, unterwirft sich die gesamte Natur einschließlich der Fähigkeiten und Bedürfnisse der Menschen bis hin zu ihrer Zerstörung.
Das Prinzip der Mehrwertproduktion erfordert eine beständige Erweiterung kapitalistischer Produktivität. Das bedeutet zum einen,

— daß immer mehr Bereiche der Welt und des menschlichen Lebens der Warenproduktion subsumiert werden, zum anderen,

— daß immer mehr Waren in kürzerer Zeit produziert werden, und damit im Zusammenhang

— die ständig wachsende Ausdehnung der unbezahlten Mehrarbeitszeit bei gleichzeitiger Senkung der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit.

Weltweit hat sich das Kapital zu verschiedenen historischen Zeitpunkten unterschiedlicher Strategien zur Erreichung dieses Ziels bedient, von der Subsumtion lokaler Produktionsweisen, der extensiven und intensiven Ausnutzung verschiedener Formen der Lohnarbeit bis hin zu der Einführung neuer Technologien und der Restrukturierung des Kapitals in der heutigen Zeit. Gegenwärtig gibt es praktisch keine Produktionsweise mehr, die sich das Kapital nicht für die Warenproduktion zunutze machen wüßte. Dabei ist die große Industrie und mit ihr der klassische ,,freie Lohnarbeiter" in der Minderheit im Vergleich zu den verschiedenen Formen der ,,ungeschützten Beschäftigungsverhältnisse" (Möller 1983, 1985) — eine Entwicklung, die Claudia von Werlhof mit dem Terminus der ,,Hausfrauisierung" gekennzeichnet hat. Sie meint damit ,,eine unfreie, ,,verweiblichte" Form von Lohnarbeit, die keine permanente Beschäftigung, niedrigste Löhne, längste Arbeitszeiten, monotonste Arbeit, keine Qualifizierung, keinen Aufstieg, keine Rechte und keine soziale Sicherheit bedeutet" (Werlhof 1983, S. 115).

Von der Ausbreitung solcher Arbeitsverhältnisse gleich auf die ,,Abschaffung der freien Lohnarbeit" (Werlhof 1983, S. 131) zu schließen, halte ich allerdings für ebenso problematisch wie die Annahme, ,,nicht die Verallgemeinerung der Lohnarbeit, sondern die Verallgemeinerung der Hausarbeit [sei] der Traum aller Kapitalisten" (S. 129). Unbestritten ist, daß die Hausarbeit und die kapitalistisch geprägte Subsistenzwirtschaft den unbezahlten Nährboden für die Mehrwertproduktion bilden. (Müßten alle diese Arbeiten und Dienste bezahlt werden, würde der Wert der Arbeitskraft notwendigerweise steigen und die Mehrwertrate sinken.) Das heißt jedoch nicht, daß Lohnarbeit letztlich durch unbezahlte Arbeit ersetzbar wäre. ,,Was heute abläuft, zerstört die Illusion darüber, daß diese historische Form des Proletariats die gängige im Kapitalismus werden könnte, zerstört aber nicht den Proletarier selbst, hebt nicht die Lohnarbeit auf" (Biesecker 1985a, S. 26).

Der partriarchalische Kaptialismus bedarf der Zirkulation der Waren und des Geldes. Er hat die Lohnarbeit zusammen mit der Hausarbeit als die Form der Ausbeutung hervorgetrieben, die der Logik der Kapitalverwertung und dem Interesse patriarchalischer Herrschaft entspricht. Der Mehrwert entspringt dem Verhältnis von bezahlter und unbezahlter Arbeitszeit. Die Tendenz zur ,,Hausfrauisierung", zu ,,ungeschützten Beschäftigungsverhältnissen", zu sogenannten ,,Flexibilisierung" der Arbeitszeit ist dem Interesse des Kapitals an der Reduzierung der notwendigen Arbeitszeit im Verhältnis zur Mehrarbeitszeit geschuldet.

Die notwendige Arbeitszeit, die bezahlt wird, bestimmt sich nach Marx durch die Waren, deren Kauf zur Lebenserhaltung des (von Marx in der Regel männlich gedachten) Arbeiters notwendig sind. ,,Der Wert der Arbeitskraft löst sich auf in den Wert einer bestimmten Summe von Lebensmitteln" (Marx 1971, S. 186)."

Der Begriff der ,,Lebensmittel" ist dabei nicht eng als ,,Nahrung" zu verstehen, sondern umfaßt im weiteren Sinne alle Anwendungen zur Bestreitung des Lebensunterhalts (Wohnen, Kleidung, Essen, Schule, Arztkosten, Verkehrsmittel usw.). Sämtliche Berechnungen im 2. Band des ,,Kaptials" zeigen, daß damit nur käufliche Waren und Dienste gemeint sind (Marx 1970, S. 396 ff.). Dies entspricht der Logik des kapitalistischen Wertbegriffes, nach dem sich der Wert einer Ware erst im Austausch zu zeigen vermag. In der Zirkulationssphäre werden nur diejenigen Arbeiten und Produkte sichtbar, die bezahlt werden und sich als Waren vermarkten lassen. Damit werden zu-

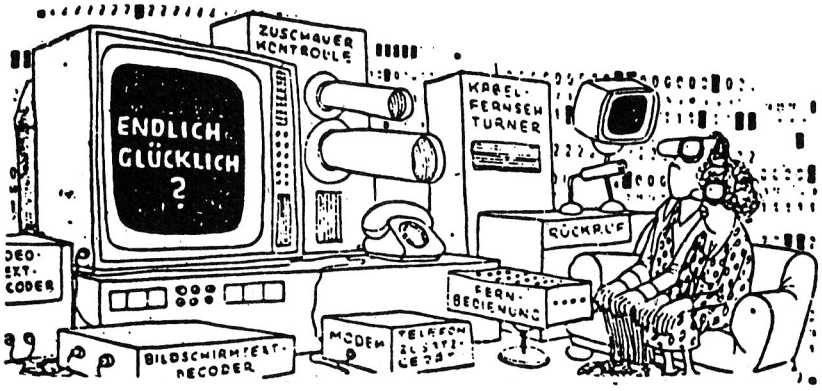
gleich alle jene Arbeiten verschleiert, die keinen Lohn erhalten. Die Zeit, die Frauen auf die Reproduktion der Arbeitskraft ihrer Männer, auf die Geburt, Erziehung und Lebenserhaltung der Kinder, auf die Zubereitung des Essens, Putzen, Windeln waschen, Einkaufen usw. verwenden, ist in der Marxschen Definition vom Wert der Arbeitskraft nicht enthalten. Sie wird nicht sichtbar, da sie kein Tauschobjekt auf dem Arbeitsmarkt ist, und von Marx wie von bürgerlichen Ökonomen als „Natursache" unterstellt wird (Werlhof 1983, 140 ff.). Der Marxsche Arbeits- und Wertbegriff bleibt also dem Kapitalverhältnis verhaftet und erfüllt damit keineswegs die Ansprüche einer „Kritischen Politischen Ökonomie". Seine Definition des Werts der Arbeitskraft ist dennoch brauchbar, um die für unser Thema relevanten Widersprüche innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise zu untersuchen.

Von Seiten des Kapitals besteht einerseits großes Interesse daran, möglichst viele Arbeiten zur Erhaltung der Arbeitskraft in den Bereich der unbezahlten Dienste abzuschieben, um den Wert der Ware Arbeitskraft möglichst niedrig zu halten. Aus diesem Bestreben erklärt sich Hausfrauenarbeit als Ergänzung zur Lohnarbeit ebenso wie die unterschiedlichen Formen der kapitalistisch geprägten Subsistenzarbeit in den weniger industrialisierten Ländern. Auch die zunehmende Tendenz zur Selbstbedienung, z.B. in Läden, Banken, Tankstellen und die Propagierung von nützlichen Hobbys und Eigenarbeit für Heim und Familie sind in diesem Zusammenhang zu sehen.
Andererseits hat das Kaptial ein ebenso großes Interesse daran, seine Waren zu verkaufen. So entsteht ein Widerspruch zwischen dem Interesse, möglichst viel Arbeitszeit unbezahlt, also nicht in Warenform, in die Reproduktion der Arbeitskraft eingehen zu lassen und gleichzeitig möglichst viele Waren verkaufen zu wollen. Dieser Widerspruch kennzeichnet das Spannungsfeld der kapitalistischen Konsumtion und insbesondere den Arbeitsbereich der Frau. Die Hausfrau soll einerseits unentgeltlich „aus Liebe" arbeiten, muß aber auch andererseits über genügend Geld verfügen, um die Waren zu kaufen, die ihre Arbeit heute überhaupt erst ermöglichen. Sie soll den Haushalt sparsam bewirtschaften, um die Summe der Lebensmittel, die in den Wert der Arbeitskraft von Mann und Kindern und ihrer eigenen eingehen, möglichst niedrig zu halten — gleichzeitig wird sie dazu verlockt, möglichst viel Geld für Einkäufe auszugeben, um den Absatz der Waren zu fördern. Wo die Lohnarbeit des Mannes und oft auch der Frau nicht genügend Geld für den Kauf von Waren einbringt, werden Kredite eingesetzt, um die Kauflust anzustacheln oder auch Warenkäufe zu erzwingen. Letzteres ist besonders in der kapitalistisch gesteuerten Subsistenzwirtschaft in den weniger industrialisierten Ländern zu beobachten (Werlhof 1983a, S. 140 f.).[2)]
Zu welchen absurden Konsequenzen der oben genannte Widerspruch im Bereich der Konsumtion führen kann, läßt sich an einem Beispiel veranschaulichen, das Packard (1973) aus den 50er Jahren berichtet. Die ersten fertigen Backmischungen, denen nur noch Wasser zugesetzt zu werden brauchte, hatten Schwierigkeiten, sich auf dem Markt durchzusetzen. Die Werbefachleute stellten mit Hilfe von Tiefen-Interviews auch bald fest, warum: Die Vorstellung, einem fertigen Produkt nur noch Wasser zuzusetzen, vertrug sich nicht mit dem von Hausfrauen internalisierten Leitgedanken, aus Liebe für die Familie zu backen. Dafür mußten sie etwas mit ihren eigenen Händen tun. Da es der Industrie nicht um eine Abschaffung der für sie sehr nützlichen Ideologie der Hausarbeit ging, sondern lediglich um den größeren Absatz ihrer Waren, ging sie dazu über, Backmischungen auf den Markt zu bringen, die scheinbar noch der persönlichen Arbeit der Hausfrau bedurften: neben Wasser mußte auch ein Ei und/oder Milch hinzugefügt werden.

Der Anteil der Waren, der Grundlage für die Lebenserhaltung der Familie ist, unterscheidet sich in den verschiedenen Ländern nach dem Grad der Industriealisierung, nach Stadt und Land und in jeder Familie nach der Höhe des Einkommens. *Grundsätzlich bezeichne ich alle lebenserhaltende Arbeit, die auf dem Kauf von Waren basiert, als*

Konsumarbeit. Den Begriff der Subsistenzarbeit behalte ich den Produktionsweisen vor, in denen der Kauf von Waren noch keine wesentliche Rolle spielt.[3)]
Tendenziell verwandelt der Kapitalismus alle Subsistenzarbeit in unbezahlte Konsumarbeit. Die moderne Hausarbeit in den Industrieländern hat inzwischen sämtliche Elemente der vorkapitalistischen Hauswirtschaft abgestreift. Diese Entwicklung ist der Notwendigkeit geschuldet, immer mehr Waren abzusetzen. Denn die beständige Steigerung der Produktivkraft geht einher mit einer kontinuierlichen Vermehrung der Produkte, die in Geld verwandelt werden müssen, um den Kreislauf des Kaptials zu gewährleisten. Jede Stockung im Umlauf der Waren findet das Kapital und verursacht Verluste (Marx 1980, S. 146 f.). Um die wachsende Quantität der Waren zum Verkauf zu bringen, müssen beständig neue Möglichkeiten der Konsumtion geschaffen werden. Dies geschieht durch
— die ,,quantitative Erweiterung der bestehenden Konsumtion", das bedeutet die gewaltsame Schaffung neuer Märkte und Zerstörung althergebrachter Lebensweisen,
— die Propagierung vorhandener Bedürfnisse für einen größeren Kreis von Abnehmern,
— die Schaffung neuer Bedürfnisse und ,,Entdeckung und Schöpfung neuer Gebrauchswerte" (Marx o.J., S. 312),
— die Steuerung (Manipulation) der Nachfrage durch die Werbung (Möller 1870),
— die Beschleunigung des Verbrauchs durch raschen Verschleiß und geplante Defekte der Produkte,
— die Variation einer Produktart für unterschiedliche Adressaten (Meyer-Dohm 1965, S. 254 ff.).
Im ,,Konsumterror" der westlichen Welt und in der Eroberung von Absatzmärkten in den weniger industrialisierten Ländern bei gleichzeitiger massenhafter Verelendung zeigt sich die Grausamkeit dieses Prozesses, der sich hinter der lockenden Maske des Warenangebots verbirgt. Unter dem Trommelfeuer der Werbung werden Menschen dazu erzogen, die von der Warenproduktion gesetzten Konsumtionsbedürfnisse zu ihren eigenen zu machen und deren Befriedigung von Waren zu erhoffen.
Gegenüber Produktions- und Verhaltensweisen, die in ,,überlieferte(r), in bestimmten Grenzen selbst genügsam eingepfählte(r) Befriedigung vorhandener Bedürfnisse" verharren, verhält sich das Kapital destruktiv, um stattdessen ein universelles, sich ständig erweiterndes und veränderndes System von Bedürfnissen zu schaffen (Marx o.J., S. 313). Im 19. Jahrhundert konnte Marx in diesem Prozeß, von dem wir heute sehen, wie sehr er sich gegen die Menschen kehrt und sie der Herrschaft von Waren unterwirft, noch ,,ein wesentliches Zivilisationsmoment" (S. 198) sehen, dem er auch positive Aspekte abgewann.
Heute wissen wir, daß die Unterwerfung menschlicher Bedürfnisse[4)] unter die Erfordernisse des Kapitals die Menschen gerade daran hindert, genußfähig zu sein. Jede Ware, die in Konkurrenz zu einer anderen auf den Markt tritt, bestätigt deren Mangel. Bevor wir uns überhaupt dem Genuß hingeben können, müssen wir feststellen, daß wir mit einer Ware nicht den Schlüssel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse in Händen halten. Jede Ware, für die wir uns entscheiden, bedeutet Beschränkung und Mangel im Vergleich zu den vielen anderen Waren, die wir nicht haben.
Für den Verkauf der Waren unter kapitalistischen Bedingungen genügt das Versprechen des Genusses, die Lockung des Scheins. ,,Vom Tauschwertstandpunkt aus ist der Gebrauchswert nur Köder" (Haug 1977, S. 15), um den Käufer(inne)n das Geld aus der Tasche zu locken. In der entfalteten Warenproduktion des 20. Jahrhunderts verschwindet der reale Gebrauchswert hinter dem Gebrauchswertversprechen, das mit der Marke einer bestimmten Ware signalisiert wird. Bei den vielen Waschpulver- oder Zigarettensorten auf dem Markt geht es nicht wirklich um Gebrauchswert-Unterschiede der verschiedenen Produkte (die Konsument(inn)en können sie im Blind-Test gar nicht voneinander unterscheiden, (Packard 1973), sondern um die Konkurrenz unterschiedlicher Kapitale um die Gunst der Konsument(inn)en. Um den Sieg über den Konkur-

renten davonzutragen, wird sich jedes Unternehmen bemühen, seiner Marke ein möglichst anziehendes und einschmeichelndes Gebrauchswertversprechen mitzugeben. Welche Versprechen Eindruck machen, wird den potentiellen Käufer(inn)n abgelauscht. Es sind deren geheime Sehnsüchte, Ängste und Schuldgefühle, die die Motivforschung aufspürt und für das Verwertungsinteresse des Kapitals nutzt: „Wo immer es zwischen den Polen von Geldverdienen, Sexualität und Sicherheit eine Begierde oder eine Angst zu schüren gibt, wird eingehakt. Dabei kommt folgender Mechanismus in Gang: ein durch Waren möglicherweise „befriedigbares", hauptsächlich jedenfalls ansprechbares Segment wird aus einem Bedürfniskomplex herausgeschnitten. Nun werden Waren entwickelt, deren Erscheinung und Zeichensprache in den ausgewählten Bedürfnisausschnitt eingepaßt sind wie Schlüssel in ein Schloß. Danach treten den als Käufer Angezielten Dinge gegenüber, in denen Teile ihres unbefriedigten Wesens perfekten Ausdruck und Befriedigung zu finden scheinen " (Haug 1977, S. 125 f.). Die Ware hält nicht, was sie verspricht. Das versprochene Glück verflüchtigt sich im Konsum, die Zigarette wird geraucht, die Sehnsucht nach der weiten Welt bleibt.



Konsumarbeit der Frau

Frauen sind auch im kapitalistischen Patriarchat für die Lebenserhaltung der Familie zuständig. Hausarbeit ist die notwendige Ergänzung zur Lohnarbeit, als unbezahlter „Liebesdienst" hilft sie dem Kapital, Lohnkosten zu sparen. Durch die Warenproduktion hat sich die frühere hauswirtschaftliche Tätigkeit in Konsumarbeit verwandelt. In den Industrieländern wurde die Familie im Laufe des 19. Jahrhunderts zum Hort des privaten Konsums, verklärt durch die Ideologie vom „trauten Heim". Der Intimisierung und Individualisierung des Privatlebens entsprach auf der anderen Seite eine zunehmende Entwicklung des Massenkonsums, die Uniformisierung des maschinell produzierten Warenangebotes — zwei Seiten der gleichen Medaille (Kittler 1980, S. 28). Die ökonomische Bedeutung der Frau im Bereich der Konsumtion wird um die Jahrhundertwende noch deutlich gesehen und anerkannt: Henriette Fürth spricht von der „Konsumtionsmacht" der Frau, Wygodzinski beschreibt sie als „Leiterin der Konsumtion" (nach Kittler 1980, S. 40). Die volkswirtschaftliche Aufgabe, die Wygodzinski damit der Frau zuschreibt, wird besonders in Krisenzeiten deutlich. Unter dem Eindruck des ersten Weltkrieges fordert er die Frauen auf, sich ihrer nationalen Verantwortung bewußt zu werden und ihre Macht in der Konsumtion — 60 % des Volkseinkommens gingen durch ihre Hände — zum Wohle der „Volkswirtschaft" zu nutzen. Damit verband er einen Appell an umsichtige Haushaltsführung, eine sorgfältige „Disposition über vorhandene Mittel", eine sparsame „technische Verwertung der beschafften Haushaltsrohstoffe" und eine höhere Bereitschaft zur Eigenproduktion. Diese Verhaltensregeln entsprangen der Not der Kriegssituation, in der das Überleben der Menschen durch zunehmende Subsistenzproduktion der Frauen gesichert wurde.

Sie entsprechen der allgemeinen Tendenz, Frauen in Krisenzeiten zu Mehrarbeit aufzufordern.[5)]

Tatsächlich ist die „Konsumtionsmacht" der Frau in mehrfacher Hinsicht beschränkt. Als Teil des Kapitalkreislaufes werden die Gesetze des Konsums von ganz anderen Interessen diktiert als von den Bedürfnissen der Frauen. In der Warengesellschaft muß Konsumtion über den Kauf von Waren stattfinden, sie ist nur in sehr engen Grenzen steuerbar und als notwendiger Prozeß der Lebenserhaltung nicht grundsätzlich verweigerbar. Das Geld, das die Frau für den Kauf von Waren in der Hand hält, ist oft nicht ihr eigenes und immer quantitativ beschränkt.

Wieviel Geld die Frau für die Konsumtion aufwenden kann, hängt in der Regel von der sozialen Position des Mannes ab. Rund zwei Drittel aller Frauen gehen keiner Erwerbstätigkeit nach und sind in der Haushaltsführung wie in ihrem persönlichen Bedarf auf das Geld des Mannes angewiesen. Da das Eheverhältnis von persönlicher Abhängigkeit der Frau vom Mann geprägt ist, variiert das Budget der Frau auch noch entsprechend der individuellen „Großzügigkeit" des Mannes. Die quantitativen Möglichkeiten der Konsumtion sind also sowohl durch die Klassenzugehörigkeit des Mannes als auch durch das patriarchalische Verhältnis zwischen Mann und Frau bestimmt.

Prinzipiell läßt sich davon ausgehen, daß die Frauen in Familien mit höheren Einkommen auch mehr Geld für den Haushalt und die Anschaffung von Waren zur Verfügung haben als solche mit niederem Einkommen. Dies läßt sich u.a. an der Zahl der Haushaltsmaschinen und der Inanspruchnahme bezahlter Dienste ablesen (Oakley 1978, S. 114 ff., Michel 1978, S. 146 f.).

Ferner können wir feststellen, daß ein höheres Familieneinkommen der Frau auch mehr persönliche Konsummöglichkeiten bietet, die über den Rahmen der Haushaltsführung hinausgehen. Bei geringem Lohn muß fast das ganze Geld für die Lebenserhaltung der Familie ausgegeben werden.

Entsprechend der Höhe des für die Konsumtion zur Verfügung stehenden Betrages ändert sich auch die Art und Qualität der eingekauften Waren. Gutes Essen hängt nicht nur von den Kochkünsten der Hausfrau ab, sondern auch von dem Geld, das ihr für Lebensmittel zur Verfügung steht und ihrem Geschick, damit möglichst gute Waren einzukaufen.

Die soziale Position des Mannes drückt sich nicht nur in seinen persönlichen Konsumgütern wie Auto und Kleidung aus, sondern vor allem auch in der Ausstattung seines Heimes und seiner Ehefrau. Deshalb gehören in den Familien mit höherem Einkommen Repräsentationskosten mit zum Haushaltsbudget. Auch der Aufwand, den Frauen mit ihrem Aussehen treiben, ist unter diesem Blickwinkel nicht nur ihrer persönlichen Lust am Schön-Sein geschuldet, sondern auch dem Bedürfnis, dem sozialen Rang der Familie Ausdruck zu geben.

Luxus und Repräsentation hat es auch in der Feudalgesellschaft gegeben. In allen auf Ausbeutung beruhenden Produktionsweisen gibt es bestimmte Formen, in denen die Angehörigen der herrschenden Klasse ihre Macht und ihren Reichtum zur Schau stellen. In der Standesgesellschaft waren die Möglichkeiten der Repräsentation eng begrenzt durch die Auflagen des jeweiligen Standes (z.B. Kleiderordnungen). Mit der Aufhebung der Standesgrenzen gibt es keinen festen sozialen Standort mehr. In der entfalteten Warengesellschaft gilt das Geld als Ausdruck von Macht und Reichtum. Es ist jedoch eine abstrakte Macht, die ihre Anschaulichkeit erst durch den Konsum von Waren gewinnt. Das Geld kennt keine Grenze außer der quantitativen Beschränkung. Es vermittelt den Schein, jeder könne Anteil an seiner Macht haben, solange er es nur in Händen hielte. Geld, das für Konsum ausgegeben wird, verwandelt sich jedoch nicht in Kapital, insofern verflüchtigt sich die Illusion der Geld-Macht im Moment des Kaufaktes.

Dies hindert die Menschen jedoch nicht, viel Geld dafür auszugeben, um ihren sozialen Standort durch den Kauf von Waren zu bestimmen. In den reicheren Familien drückt

sich dies durch entsprechende Luxusgegenstände aus, mit deren Hilfe eine Abgrenzung nach unten vorgenommen wird. Diese Abgrenzung wird immer wieder notwendig, da die soziale Hierarchie nicht festgefügt, sondern ständig von Aufsteigern aus den darunterliegenden Schichten bedroht ist. Das Kapital macht sich das Aufstiegsbedürfnis zunutze, indem es Luxuswaren für den Massenkonsum produziert, um so zumindest eine symbolische Teilnahme am Konsum der Herrschenden (nicht an ihrer realen Macht!) zu ermöglichen.
Wie sehr dieser Mechanismus bis in die untersten Schichten greift, zeigt die Bereitschaft vieler Arbeiterfamilien, sich für den Kauf von Statussymbolen hoch zu verschulden und Einschränkungen in ihren Ausgaben für die alltägliche Lebensführung in Kauf zu nehmen.
Evers, Müller-Plantenberg, Spessart berichten über die Bewohner von Elendsvierteln in Lateinamerika: „Durch symbolische Teilnahme am Konsum und am gesellschaftlichen Aufstieg täuscht man sich über den realen Ausschluß davon hinweg. Das wichtigste Medium dazu ist der Besitz eines Fernsehers oder wenigstens eines Radios — nicht so sehr, weil es ein Luxusgut ist, sondern weil man dann wenigstens optisch und akustisch an der Konsumgesellschaft teilnimmt. Dies erscheint psychologisch so wichtig, daß dafür sogar Einschränkungen des knappen realen Konsums hingenommen werden (Hungern für den Fernseher!)" (Evers, Müller-Plantenberg, Spessart 1979, S. 165).

Das Heim als Ort der Repräsentation wird von den Frauen ausgestattet. Im 19. Jahrhundert waren Repräsentationsräume streng vom Lebensbereich der Familie getrennt. In bürgerlichen Kreisen wurde möglichst viel Geld auf die luxuriöse Ausstattung der Wohnung oder zumindest auf den Schein einer solchen verwandt. Im Verhältnis dazu gering war der Aufwand für die Lebenserhaltung der Familie. Wo das Geld für den Kauf von standesgemäßen Einrichtungsgegenständen nicht ausreichte, kaufte die Frau billige Rohmaterialien und erzeugte durch eigene Arbeit den Schein der exklusiven Ware (Meyer 1982).
Auch wenn heute die strenge Trennung zwischen dem Wohnraum zum Leben und dem zum Zeigen aufgehoben ist, muß die Frau immer noch das Kunststück vollbringen, gleichzeitig für die Lebenserhaltung und die Demonstration des sozialen Standorts zu sorgen. Dabei verschiebt sich die Gewichtung beider Bereiche entsprechend der Höhe des Einkommens und dem Bedürfnis nach sozialem Schein. Letzteres ist naturgemäß in den Familien größer, wo die berufliche Karriere des Mannes von gesellschaftlichen Kontakten abhängt.

In Familien mit geringem Einkommen verwalten auch heute noch häufig die Frauen das Familieneinkommen (Pross 1975, S. 117; Oakley 1978, S. 167 f.). Die Frauen haben damit tatsächlich eine gewisse „Konsumtionsmacht", die sich aber aufgrund des knappen Geldes in Grenzen hält und deshalb von ihnen nicht nur positiv erlebt wird. Eine der von Ann Oakley interviewten Frauen berichtet: „Ich kriege den größten Teil des Geldes, um alles zu bezahlen und um einzukaufen. Ich bezahle alles. Mein Mann bezahlt überhaupt keine Rechnungen. Ich muß es machen. Er weigert sich einfach. Aber das stört mich doch, denn manchmal haben wir einen Streit und er sagt zu mir: Ich weiß nicht, was du mit dem ganzen Geld machst. Doch sobald ich zu ihm sage: gut, hier hast du das Geld, gibt mir doch nur das Haushaltsgeld, will er nichts davon wissen. Sie nehmen die Ausgaben gar nicht wahr — wieviel heutzutage die Sachen kosten. Ich zahle die Miete, Gas und Strom, die Versicherungen, den Kredit und die Rente meines Mannes. Ich spare für die Steuer. Ich habe ein Bankkonto, nicht er." (Oakley 1978, S. 168).
Je höher der soziale Status der Männer ist, desto eher behalten sie sich die Verfügungsgewalt über das Einkommen vor. Nach einer Statistik von Helge Pross verwaltete noch vor 10 Jahren die Frau das Geld in
„50 % der Familien von an- und ungelernten Arbeitern,
44 % der Familien von Facharbeitern,

41 % der Familien von unteren Angestellten und Beamten,
32 % der Familien von mittleren Angestellten und Beamten,
22 % der Familien von höheren Angestellten und Beamten,
25 % der Familien von leitenden Angestellten und Beamten,
28 % der Familien von kleinen Selbständigen." (Pross 1975, S. 117).[6]

Wo also die Knappheit des Geldes seine Verwaltung zu einer harten und unerfreulichen Arbeit macht, „dürfen" die Frauen sich viel eher darum kümmern als in Familien, wo der Umgang mit Geld mehr angenehme Seiten hat und Prestige verspricht.
Helge Pross Befragung hat ferner ergeben, daß in jeder zweiten Ehe — und bei dieser Feststellung gibt es keine schichtspezifischen Unterschiede — Mann und Frau gemeinsam über die notwendigen größeren Anschaffungen bestimmen (eine Ausnahme bildet das Auto, für das vor allem der Mann zuständig ist). Ob dieser Sachverhalt tatsächlich so zutrifft bzw. zutraf oder nur die Wahrnehmung der Frauen gelenkt von den Fragen der Interviewerin wiedergibt (was ich vermute), erscheint mir in diesem Zusammenhang belanglos. Denn es kommt mir hier vor allem darauf an, den Rahmen der Konsumarbeit zu bestimmen, der sowohl von den gegebenen Verhältnissen als auch von der subjektiven Wahrnehmung der Frauen bestimmt wird.
Nach der Meinung vieler Hausfrauen geben die Männer leichter und mehr Geld für ihre persönlchen Bedürfnisse aus. „Jeweils zwei von drei Hausfrauen [sagen], er könne seine Wünsche befriedigen wie er wolle" (Pross 1975, S. 119). Die Frauen hingegen sparen sich das Geld für persönlichen Konsum oft vom Wirtschaftsgeld ab. Solange es noch Rabattmarken gab, legten viele Frauen das dafür erhaltene Geld für ihren eigenen Bedarf beseite (Pross 1975, S. 118). Es war wenig genug.

Angesichts der Warenfülle im Kapitalismus reicht das Geld, das die Frauen für den Kauf von Waren zur Verfügung haben, nie aus, um alle Konsumbedürfnisse zu befriedigen. Sparsamkeit ist folglich die Tugend, die klassenübergreifend allen Hausfrauen abverlangt wird. Sparsamkeit ist folglich die Tugend, die klassenübergreifend allen Hausfrauen abverlangt wird. Sparsamkeit bedeutet dabei nicht, möglichst viel Geld auf die Seite zu legen, sondern das vorhandene so geschickt einzuteilen und auszugeben, daß der häusliche Bedarf entsprechend dem Status der Familie möglichst optimal und kontinuierlich befriedigt wird. Das erfordert Wissen über die Anforderungen der Familie und die Beschaffenheit der Waren, Kenntnisse über Preise und den Wert des Geldes, Fähigkeiten zur rechnen und zu vergleichen. In Ann Oakleys Interviews betonen die Frauen mehrfach, daß die Männer davon nur wenig Ahnung haben und sich nur wundern, wo das Geld bleibt: „Er gibt mir fast sein ganzes Geld, doch er gibt noch eine ganze Menge für sich selber aus. Und dann sagt er: Was tust du mit dem Geld? Man sieht gar nicht, wo es bleibt. Männer verstehen überhaupt nichts " (Oakley 1978, S. 169).
In Haushaltsdingen verlassen sich die meisten Männer auf die Tüchtigkeit ihrer Frauen und deren rationale Fähigkeiten beim Geldausgeben. Die Rationalität der Frau wird im Bereich der Kontumtion täglich unterstellt, ohne daß dies jedoch in dem gesellschaftlich herrschenden Frauenbild seinen Ausdruck fände.[7]
Dem begrenzten Budget der Frau steht ein schier unbegrenztes Warenangebot gegenüber. Die Waren präsentieren sich mit allen Lockungen und Tricks, die sich die Werbepsychologie ausgedacht hat, um die Konsument(inn)en zu überlisten. Die geheimen Sehnsüchte und Schuldgefühle der Frauen werden angesprochen, um sie zu „Impulskäufen" zu verleiten. Ihre Wahrnehmung wird durch die Verpackung und den Standort der Waren betrogen. Mengen- und Gewichtsangaben stiften aufgrund mangelnder Vergleichbarkeit mehr Verwirrung als Klarheit. Jeder Selbstbedienungsladen — Packard spricht vom „Selbstbedienungs-Dschungel" (Packard 1973) — steckt voller Fallen, um den Frauen das Geld aus der Tasche zu ziehen.
Sie widerstehen der Verführung zu Impulskäufen jedoch besser als Männer (Packard

1973, S. 83 f.). Einkaufen ist für sie zunächst einmal eine notwendige Arbeit, um die alltäglichen Lebensmittel für den Haushalt zu beschaffen (Pross 1975, S. 88). Das Prinzip der Sparsamkeit zwingt sie, auf der Hut zu sein, sich von den Lockungen der Waren nicht bestricken zu lassen und stattdessen nüchtern zu kalkulieren, was die Familie wirklich braucht.

Einkaufen ist im Laufe des 19. Jahrhunderts bei steigendem Warenangebot zu einer Arbeit geworden, die im Vergleich zu früheren Zeiten immer mehr Zeit und Kenntnisse beansprucht (Meyer 1982, S. 127). Haushaltsratgeber und Zeitschriften weisen bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts genauestens auf die Bedeutung des Einkaufens im Rahmen einer umsichtigen Haushaltsführung hin.
Die Frauen müssen damals wie heute die besten Bezugsquellen für bestimmte Waren kennen, Preise und Qualität vergleichen, auf die Haltbarkeit der Produkte achten, Sonderangebote nutzen, ohne sich übertölpeln zu lassen, bestimmen, was auf Vorrat und was für den unmittelbaren Verbrauch bestimmt ist. Die Warenkunde, die für die Hausfrau früherer Generationen noch so wichtig war, um das echte Produkt von Fälschungen unterscheiden zu können (Meyer 1982, S. 131 ff.), gerät allerdings zunehmend in Vergessenheit. „Was früher jede Hausfrau wußte, verfällt dem Dunkel des Geheimwissens, und desto zwingender ist man auf die Markenartikel angewiesen. Nehmen Sie einfach xy!" (Haug 1971, S. 28).
Die Frauen, die Ann Oakley in ihrer Untersuchung befragt hat, bewerten das Einkaufen unterschiedlich. Einerseits gehört es nach dem Kochen zu ihren beliebtesten Tätigkeiten (Oakley 1978, S. 64). Der Grund dafür besteht darin, daß damit ihre soziale Isolation aufgebrochen wird, sie können „aus dem Haus kommen" und „Leute treffen" (S. 71). Andererseits sehen viele Frauen in der Beschränkung des Geldes ein Hindernis, um mit Freude einkaufen zu können. „Mir macht das Einkaufen am Samstag, wenn ich gerade Geld gekriegt habe, nichts aus, doch während der Woche mag ich es nicht. Für gewöhnlich bin ich am Montag blank, deshalb beschränke ich den Einkauf auf das Notwendigste. Ich gehe wirklich nicht gerne, wenn ich immerfort denken muß, das würdest du gerne kaufen, dann gehe ich lieber gar nicht" (S. 72). Für andere ist jedoch gerade dieser Punkt „eine Herausforderung, Geld einzuteilen und es zu versuchen, immer das billigste von allem zu kriegen" (S. 72). Eine Herausforderung, die offensichtlich gerne angenommen wird, da sich daran ihre Tüchtigkeit erweisen kann.

Waren dort zu kaufen, wo sie am billigsten sind, kostet Zeit, Sonderangebote in den Zeitungen zu verfolgen und zu vergleichen, kostet Zeit, lange Schlangen in den Selbstbedienungsläden ebenfalls. Die Zentralisierung des Warenangebots in großen Kaufhäusern und Supermärkten hat keineswegs zu einem geringeren Zeitaufwand für das Einkaufen geführt. Im Gegenteil, es müssen immer längere Wege in Kauf genommen werden, um zu den billigen Quellen der Großmärkte zu gelangen. Diese Zeit ist Arbeitszeit, von den Frauen unter Zwang verausgabt, ihre Familie mit möglichst preisgünstigen Waren zu versorgen. Die Illusion der freien Zeiteinteilung, von der Werbung als „große Freiheit" angepriesen, verschwindet unter Dauerstress.

Große Freiheit

Fahren Sie hinaus zu WERTKAUF,*
wo Sie die Freiheit haben, kostenlos zu parken.
Wo Sie so frei sind, Ihre Zeit selbst einzuteilen,
statt sie von Parkuhren einteilen zu lassen. Kurz:
Erleben Sie mal wieder die große
Einkaufs- Freiheit

Während der Wochenendeinkauf oft Familiensache ist, bleiben die täglichen Einkäufe den Frauen überlassen. Bei einer Befragung über längere Öffnungszeiten der Läden antwortete ein Mann: ,,Nein, eigentlich bin ich nicht für längere Öffnungszeiten. Tagsüber habe ich zwar auch nicht genug Zeit, aber meine Frau kauft ein. Für die wäre es günstiger, ja, das muß ich sagen, die muß abends hetzen, um einzukaufen. Meine Frau ist kaufmännische Angestellte" (Kurier am Sonntag, 2.9.84). Die meisten Frauen kaufen mehrmals wöchentlich ein (Pross 1975 / Oakley 1978).

Soziale Schicht	Häufigkeit des Einkaufens innerhalb einer Woche				
	6mal nr. (9)	4 oder 5mal	2 oder 3mal	einmal	insgesamt
Arbeiterschicht	14(70)	5(25)	1 (5)	0(0)	20(100)
Mittelschicht	12(60)	5(25)	3(15)	0(0)	20(100)
Insgesamt	26(65)	10(25)	4(10)	0(0)	40(100)

(Oakley 1978, S. 71)

Innerhalb der mittleren bis unteren Einkommensschichten, die für die Werbung die interessantesten sind, da sie 65 % der Bevölkerung und damit einen großen Teil der Kaufkraft ausmachen, werden rund 80 % der Familieneinkäufe von Frauen getätigt (Packard 1973, S. 87). Sie kaufen nicht nur für den Haushalt, die Kinder und den eigenen Bedarf ein, sondern oft auch für ihre Ehemänner. Um den Verkauf von Herrenmode anzukurbeln, empfahl das ,,Institute for Motivational Research" 1956, die Frauen mit der Werbung anzusprechen und ihnen klarzumachen, ,,der Einkauf von Kleidung für den Ehemann sei natürlich eine Obliegenheit der Frau geworden" (Packard 1973, S. 126).

Die Entwicklung der Selbstbedienungsläden hat immer mehr Arbeit auf die Frauen abgewälzt. Statt sachkundiger Beratung müssen sie sich selbst informieren, statt die Ware über den Ladentisch gereicht zu bekommen, müssen sie sie selbst auswählen. Neuerdings müssen sie Obst und Gemüse sogar selbst abwiegen, verpacken und Preisschilder aufkleben. Die Tätigkeiten, die den Frauen einerseits als *unbezahlte* Mehrarbeit aufgehalst werden, werden ihnen auf der anderen Seite als *bezahlte* Arbeiten weggenommen. Die Rationalisierungen in den Selbstbedienungsläden treffen sie also in doppelter Weise: als Hausfrauen und als Erwerbstätige (Weinbaum/Bridges 1979, S. 196 f.).
Die ,,alternativen" Naturkost-Betriebe können als Vorreiter für ein neues Verteilungssystem gelten, das ganz auf den Schultern der Konsument(inn)en lastet. Die Waren werden an eine Zentralstelle geliefert, von dort von Umverteiler(inn)en auf ihre eigene Kosten (mit ihrem Privat-Auto) abgeholt und zwischengelagert. Die Endverbraucher(innen) holen sich ihren Anteil dann aus dem Zwischenlager ab. Ein solcher ,,Bio-Abholring" verspricht ,,Kostensenkung durch kurze, schnelle Wege vom Erzeuger zum Verbraucher" (Lieckfeld 1985, S. 73). Was hier als vorteilhafte Ersparnis und ,,Verbraucher-Basis-Demokratie" erscheint, ist in Wirklichkeit nichts anderes als eine Umverteilung von bezahlter in unbezahlte Arbeit auf Kosten der Frauen, die das Verteilungssystem mehrheitlich tragen.

Neben dem Einkaufen als nüchterne Tätigkeit, die Sparsamkeit, Wachsamkeit und Selbstkontrolle erfordert, die als Arbeit erfahren wird und für die Haushaltsführung notwendig ist, gibt es noch eine andere Art des Einkaufens, die mehr Lust bereitet. Dabei handelt es sich um Anschaffungen, die nicht unbedingt notwendig sind, die die Frauen für sich selber, als Geschenke für andere (wenn es nicht gerade die obligatorischen Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenke sind) oder zur Verschönerung ihres

Heims machen. Oft entstehen solche Käufe aus wenig zielgerichteten Einkaufssituationen, in denen die Frauen Zeit und Geld haben und es genießen können, sich von dem Warenangebot zu Träumen verführen zu lassen.
Die Bereitschaft, sich der Lockung der Waren hinzugeben, kann auch als Kompensation für Enttäuschungen, Niederlagen, Ungeduld, Einsamkeitsgefühle und andere unangenehme Lebenserfahrungen auftauchen. In einer Gesellschaft, die für jede psychische Situation eine Ware mit dem entsprechenden Trost als Gebrauchswertversprechen bereithält, wird die Lust zu kaufen durch Frustrationserlebnisse mobilisiert. Sich zum Ausgleich für erlittene Seelenschmerzen etwas Schönes zugute kommen zu lassen, bedeutet für viele, sich etwas Schönes zu kaufen.
Sind dann allerdings die Einkäufe getätigt, wirken die ausgestellten Waren in ihrer Pracht und Vielfalt nur noch bedrohlich als Konkurrentinnen für die erworbene Ware. Gibt es vielleicht doch noch einen Pullover von besserer Qualitätfür das gleiche Geld? Oder die gleiche Qualität billiger? Solche Fragen bedrohen das Gefühl der Zufriedenheit, mit dem der Kauf getätigt wurde, und lassen sofort den Mangel erkennen, der mit der Entscheidung für *eine* Ware entsteht.
Jeder Einkauf, den die Frau tätigt, ob es sich um notwendige Lebensmittel oder um zusätzliche ,,Lust- und Frustkäufe" handelt, hängt letzlich also von der vorhandenen Quantität des Geldes ab. Dieser nüchternen Tatsache sind sich die Frauen durchaus bewußt. Wenn Männer sich wundern, wo das Geld bleibt, dann ist das nicht nur ihren mangelnden Kenntnissen geschuldet, sondern auch der Tatsache, daß viele es auch gar nicht wissen wollen. Gemäß der herrschenden Ideologie vom trauten Heim erhofften sie im Hause eine Atmosphäre von Entspannung, Ruhe, Wohlbefinden, Zufriedenheit und Liebe vorzufinden, die der harten Realität von Arbeit und Geld entgegengesetzt ist. Die Arbeit der Frau soll nach Möglichkeit unsichtbar werden, der Akt des Warenkaufs ausgelöscht im fertigen Produkt. Die Frau soll täglich das Kunststück vollbringen, Arbeit und Geld in Liebe zu verwandeln.

Zur Konsumarbeit gehört also nicht nur die Beschaffung der Waren und ihre materielle Verarbeitung, sondern auch ihre Umwandlung in Attribute des heimischen Wohlbefindens. Dazu bedürfen die Frauen auf der einen Seite der bekannten weiblichen Einfühlung in die Bedürfnisse ihrer Lieben, auf der anderen Seite eines gewissen Maßes an Kreativität, ästhetischen Empfindens und Gefühls für die Wirkung des von ihnen geschaffenen häuslichen Rahmens. Dinge in der Wohnung so zu arrangieren, daß sie Gemütlichkeit ausstrahlen, die passenden Farben und Dekorgegenstände geschickt auszuwählen, Essen nicht nur mit Liebe zu kochen, sondern auch schön angerichtet auf den Tisch zu bringen, mit Pflanzen und Kerzen ein wenig Lebendigkeit in den Raum zu malen; das sind nur einige Beispiele für Anregungen, die Frauen für diese Arbeit von den entsprechenden Zeitschriften erfahren.
Im eigenen Heim muß der Ware jede Spur ihres Tauschwerts genommen werden. Sie soll zwar den erstrebten Sozialstatus veranschaulichen, aber durch ihre Qualität und im Rahmen eines liebe- und geschmackvollen Arrangements, nicht durch ihr Preisschild. Das erworbene Produkt muß eingebettet werden in einen ganz individuellen Rahmen, der die Lebensbedürfnisse dieser einen, sich von allen anderen abgrenzenden Familie ausdrückt und dafür auch seine reale Herkunft als Massenartikel verleugnen. Frauen leisten diese Arbeit mit viel Phantasie und Empathie und sie tun sie gerne. Voraussetzung dafür ist allerdings ein Haushaltsbudget, das über das unmittelbar Notwendige hinausgeht. Weinbaum und Bridges betonen deshalb, daß es zumeist die ,,middle-class women" sind, die Konsumarbeit als kreative Tätigkeit und Mittel der Selbstverwirklichung erfahren (Weinbaum/Bridges 1979). Sicher ist dies richtig, andererseits ist aber auch festzustellen, daß die Wunschvorstellung vom trauten Heim sich inzwischen in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet hat und dadurch zumindest der Anspruch an alle Frauen besteht, mit den von ihnen gekauften Waren auch eine angenehme Atmosphäre zu schaffen. Diese Tendenz steht im Einklang mit der gegenwärtig zunehmen-

den Verschiebung innerhalb der Hausfrauenideologie von der konkret-materiellen Hausarbeit zur Betonung der psycho-sozialen Aufgaben der Ehefrau und Mutter.

Die Frau als Lockvogel und „Objekt der Begierde"

Von der Werbung wird die Frau nicht nur als Konsumentin angesprochen, sie selbst wird auch benutzt, um die Kauflust anzuspornen. Dabei sind zwei Muster vorherrschend, das der biederen Hausfrau und das der sexuell attraktiven Schönen. Die Hausfrauen-Reklame antwortet auf die Erfordernisse der Konsumarbeit und die mit ihr zusammenhängenden verdrängten, latenten oder manifesten Wünsche. Die Hausfrau selbst wird aber nicht zum Objekt des Begehrens. Ganz anders hingegen die Darstellung der verführerischen Frau. Ihr Körper wird zum Lockvogel für unterdrückte Sehnsüchte von Männern und Frauen. Dies gilt es näher zu untersuchen.
Haug deutet dieses Phänomen als „Indienstnahme des sexuellen Scheins" (Haug 1971, S. 67). Der sexuelle Schein ist die Antwort der Ware auf unterdrückte sexuelle Wünsche. Sie verspricht sexuelles Glück ohne Körperkontakt und schafft damit eine „scheinhaft widerstandslose Befriedigung", die nun „die Möglichkeit der direkten Lust vollends (zu) amputieren" droht. „Triebunterdrückung bei gleichzeitiger Schein-Befriedigung des Triebs führt zu einer allgemeinen Sexualisierung — Gehirn-Sinnlichkeit nannte es Max Scheler als Verfassung der Menschen. Die Waren antworten darauf, indem sie von allen Seiten sexuelle Bilder spiegeln." (Haug 1971, S. 68). Mit Hilfe dieser Analyse läßt sich die allgemeine Tendenz zur Erotisierung des Warenangebots erklären, nicht jedoch die Tatsache, warum gerade der Körper der Frauen zum Köder für die Ware gemacht wird. Der Hinweis auf die „Frauenfeindlichkeit" der Werbung (Schmerl 1980) hilft hier nicht weiter, da ein großer Teil der Anzeigen, die sich des nackten Frauenkörpers oder Frauen in erotisierender Pose bedienen, sich gezielt an Frauen richtet. Sicher drückt sich in der Verwendung der Frauen als Konsumanreiz eine tiefe Verachtung aus, und es ist auch wichtig, sich dagegen zu wehren. Gäbe es aber nur diese Seite, wieso könnten Frauen sich dann wünschen, ebenso attraktiv wie die lockenden Modelle zu sein?
Offensichtlich findet hier auch eine Art positiver Identifikation statt, die sich die Werbepsychologen zunutze machen. Dies spricht dafür, das die meisten Frauen inzwischen weitgehend mit den Vorstellungen von Weiblichkeit konform gehen, die sich im Laufe der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft gebildet und verfestigt haben. Diese beruhen im wesentlichen auf der proklamierten Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, die dem Manne die Erwerbstätigkeit außer Haus und der Frau in erster Linie die Haus- und Konsumarbeit zuwies. Das neue Frauenbild, das daraus entsteht, zeigt die Frau in ihrem Tun ganz auf den Mann bezogen. „Die Frau (ist) eigens geschaffen, um dem Mann zu gefallen", verkündete Rousseau 1762 in seinem Manifest zur weiblichen Erziehung (Rousseau 1971, S. 386).
Damit der Mann Gefallen an der Frau findet, muß sie schön sein oder sich zumindest den Anschein der Schönheit geben. Ein Teil ihres weiblichen Selbstgefühls beruht von daher auf ihrer Fähigkeit, ihren Körper mit Hilfe von Schönheitsmitteln und Kleidung attraktiv zu machen. Hier schreibt es ihre Rolle vor, verschwenderisch zu sein und nicht zu sparen. Ob eine Frau „genommen" wird oder nicht, hängt von ihrem Aussehen ab, so suggerieren es ihr die Frauenzeitschriften, und so glauben es viele auch selbst. Da Liebesbeziehungen inzwischen auch in Form von Warenbeziehungen erscheinen, hängt der Erfolg einer Frau auf diesem Markt von ihrer Verpackung ab. Die Frau wird selber zur Ware und lernt sich als solche zu betrachten. Zynisch kommentiert der Geschäftsführer einer Frankfurter Boutique: „Die Büromädchen und Verkäuferinnen legen ihr ganzes Geld in Mode an — nicht nur um chic zu sein . . ., sondern auch in der Hoffnung, daß sich ihre Investitionen einmal lohnen. Wenn sie vor der Wahl stehen, entweder etwas zum Anziehen zu kaufen oder den Rest des Monats geregelt zu essen,

dann entscheiden sie sich für das Kleid — in der Hoffnung, daß sie mit Hilfe dieses neuen Stücks jemanden finden, der sie zum Essen einlädt" (Haug 1971, S. 92 f.).

Das Bild, dem die meisten Frauen entsprechen wollen, ist ein Männerphantasien entsprungener Idealtyp. Männliche Vorstellungen vom Körper der Idealfrau gemischt mit dem auf Umsatz setzenden Kalkül der Industrie schaffen den Frauen Vorbilder, die sie nie erreichen können. Die daraus resultierenden Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle geben wiederum der Werbung Schwachstellen preis, für die sie neue Produkte als Trostpflästerchen anbietet.
Die Männerphantasien, die das Modell der verführerisch schönen Frau produzieren, sind nicht einfach Sexualphantasien. Sie entstehen aus einem komplizierten Zusammenspiel von Triebunterdrückung und sexuellen Wünschen und Ängsten. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung weist dem Mann Aufgaben zu, die ein hohes Maß an emotionaler Selbstkontrolle und Verzicht auf menschliche Bedürfnisse nach Wärme und Geborgenheit erfordern. Individualisierung und Konkurrenz tragen das ihre dazu bei, um einen psychischen Panzer zu schmieden, der ihnen die nötige Härte im Berufsleben gibt. Was der Mann an menschlichen Lebensbedürfnissen in sich unterdrückt, projiziert er auf die Frau, als Wunsch und Bedrohung zugleich. So wird ihm die Frau einerseits zum Symbol des häuslichen Glücks und andererseits zur lockenden Chimäre seiner eingesperrten Wünsche. Theweleit spricht vom „Wunschterritorium Frau", in das „die Wünsche von Männern sich ergießen konnten auf der Suche nach dem Material für die (unkonkreten) Utopien" (Theweleit 1977, S. 371). Der weibliche Körper wird zum „Stoff, aus dem die Träume sind", der als Projektionsfolie für verborgene Sehnsüchte nach Liebe, Abenteuer der Freiheit ebenso brauchbar ist wie für banale Wünsche nach Urlaub oder besserem Wetter.

Es wäre folglich zu einfach anzunehmen, daß die Zurschaustellung des weiblichen Körpers in der Werbung der direkten sexuellen Schein-Befriedigung dient. Der erotische Reiz fungiert vielmehr als Lockung und Auslöser, alle möglichen Wünsche zum Fließen zu bringen und dadurch das Geld locker zu machen. Sexuell eindeutig anmachende Werbespots gelten deshalb inzwischen als alter Reklametrick, mit dem erfahrene Werbefachleute nichts mehr zu tun haben wollen: ,,Zwar gibt es immer noch die unverblümten Anbiederungsversuche im schlichtnackten Pin-up-Look. Aber die reiferen Akteure der Reizreklame zeigen der stupiden Sexpose die kalte Schulter" (Kirchmann in Schmerl 1980, S. 47). Stattdessen werden offene Situationen bevorzugt und doppeldeutige Anspielungen, die noch Raum für eigene Phantasien und Assoziationen lassen. So der Werbechef einer Sektfirma: ,,Unsere Anzeigensujets sind höchstens leicht erotisch, wenn wir versuchen, mit dem Sekt auch die Gelegenheit ins Bild zu nehmen . . ." (S. 47).

Der Körper der Frau wird oft so stilisiert, daß er möglichst weit entfernt von Vorstellungen von konkreten Frauen auch wirklich als „Wunschterritorium" fungieren kann. Die verführerische Frau der Werbung — plakatiert für Männer und Frauen — ist auch für die Frauenzeitschriften ein verbindliches Modell. Sie hat mit der Lebensrealität der Frauen nur insofern etwas zu tun, als sie ihnen die Bilder vorgaukelt, die die Männer sehen wollen. Diese Bilder sind keineswegs „rückwärtsgerichtet", wie Christiane Schmerl meint, weil sie „heute keinerlei Gültigkeit für die Mehrheit der in Haushalt und Beruf arbeitenden Frauen haben" (Schmerl 1980, S. 11), sondern in dieser Art von Werbung geht es ja gerade nicht um die konkreten Lebensbedingungen der Frauen, sondern um Männerphantasien, die bis heute nichts an ihrer Aktualität verloren haben.

Das idealtypische Modell der verführerischen Frau setzt auch Maßstäbe für das konkrete Verhalten der Frauen. Es beinhaltet den beständigen Appell zum verschwenderischen Konsum. Verführerisch macht sich die Frau, indem sie Waren kauft, die ihre Schönheit zu steigern versprechen. Sie ist nicht nur Objekt der Begierde, sie macht sich auch begehrlich, so schließt sich der Kreis der sich beständig erweiternden Konsumtion. Die Macht des Begehrens, die das Geld zirkulieren läßt, ist auf dem Körper der Frauen aufgebaut. In den Bildern von der verführerischen Frau, die Geld für ihre Schönheit verschwendet, und der biederen Hausfrau, die sparsam ihre Familie versorgt, zeigt sich die Widersprüchlichkeit der kapitalistischen Konsumtion: einerseits Verlockung zu grenzenloser Kauflust, um den Umsatz zu steigern, andererseits Begrenzung der realen Kaufmöglichkeiten zur Erhaltung eines niedrigen Werts der Arbeitskraft.

In den Phantasien der Männer des 19. Jahrhunderts galten diese beiden Bilder noch als Gegensätze: „Hausfrau *oder* Kurtisane" hieß es bei Proudhon (Mey 1984). Heute sind die Anforderungen an die Frauen gestiegen: Sie sollen beides und zugleich keines von beiden sein. Die biedere Hausfrau wird der Lächerlichkeit preisgegeben, der verführerische Vamp gilt als bedrohlich und verwerflich. Als annähernd vollkommen gilt die Frau, die für den Mann möglichst unsichtbar sparsam und tüchtig den Haushalt versieht (ohne dabei zu sehr als Hausfrau zu wirken!) und sich ihm sichtbar als von der Arbeit scheinbar unberührtes sexuell attraktives Wesen präsentiert (natürlich ohne die Bedrohlichkeit des Vamps!).

Das Kunststück, diese widersprüchlichen Anforderungen unter einen Hut zu bringen, bleibt den Frauen überlassen und nicht nur denjenigen, die sich an die herrschenden Muster von Weiblichkeit anzupassen versuchen. Diskrete Tüchtigkeit und „dosierte Weiblichkeit" heißt auch das Motto der erfolgreichen Karrierefrau (Bernard/Schlaffer 1984, S. 187 ff.). Und die Frauen, die auszubrechen versuchen, ihren eigenen Weg gehen und sich von den doppelten Fesseln der Hausfrau und Kurtisane lösen wollen? Als Konsumentinnen bleiben sie doch in den Widersprüchen der bestehenden Produktionsweise gefangen. Werbefachleute vertrauen darauf, „daß eine solche gesellschaftliche Entwicklung wie die Emanzipation des weiblichen Geschlechts eine Menge ökonomischer Entwicklungen auslöst, *weil sie die Bildung vielfältiger Märkte nach sich zieht*" (Harper's Bazar 1984, S. 222, Herv. vom Verf.).

Anmerkungen

1) Die Idee zu diesem Beitrag verdanke ich den Diskussionen mit Dorothea Mey über ihre Dissertation „Die Liebe und das Geld. Zum Mythos und zur Lebenswirklichkeit von Hausfrauen und Kurtisanen in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Frankreich" (Mey 1984).

2) Auf andere Formen der gewaltsamen Bewältigung des Widerspruchs zwischen tendenziell unbegrenzter Warenproduktion und begrenzter Nachfrage, wie Produktvernichtung, Rüstung, Weltraumforschung, Krieg, will ich in diesem Zusammenhang nicht eingehen.

3) *Den von Illich (1982) eingeführten Begriff der „Schattenproduktion" halte ich für völlig unbrauchbar, da er die mangelnde Wahrnehmung der Konsumarbeit als nicht sichtbare (d.h. unbezahlte) Arbeit noch verfestigt.*

4) *Bei der Verwendung des Begriffs „Bedürfnisse" gehe ich davon aus, daß es eine Trennung von „natürlichen" und „gesellschaftlichen" Bedürfnissen des Menschen nicht gibt. Das Fühlen, die Art der Artikulation und die Befriedigung von Bedürfnissen sind immer im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Formation, in der die Menschen leben, zu sehen.*

5) *In diesen Zusammenhang gehört auch die Beobachtung, daß in solchen Zeiten Reform- oder Alternativbewegungen Unterstützung finden, die für verschiedene Formen von Subsistenzarbeit eintreten. Sie bestätigt den beständigen Druck des Kapitals auf die Kosten der notwendigen Arbeitszeit. Wenn wir Claudia v. Werlhofs Analyse folgen, so befinden wir uns gegenwärtig in einem Prozeß, der diese Tendenz als Antwort auf die strukturelle Krise weltweit verfestigt (v. Werlhof 1983, S. 113).*

6) *Ob diese Zahlen heute noch zutreffen, vermag ich nicht zu sagen. Ich vermute jedoch, daß auch heute noch die Relation zwischen Familien mit höherem und niedrigerem Einkommen in ähnlicher Weise gilt.*

7) *Offensichtlich kommt selbst die herrschende Wissenschaft nicht umhin, die Rationalität der Konsumentinnen zu vermerken, obwohl diese Tatsache verbal verschleiert wird: „Offensichtlich kann man das Konsumverhalten des Haushalts nur dann aus seinen Determinanten erklären und prognostizieren, wenn man voraussetzt, daß sich der Haushalt in gleichartigen Situationen gleich verhält. Man spricht dann von rationalem Verhalten des Haushalts" (Luckenbach 1980, S. 30).*

Literatur

BENARD, Cheryl/SCHLAFFER, Edit: Liebesgeschichten aus dem Patriarchat, Reinbek 1984

BENNHOLDT-THOMSEN, Veronika: Substenzproduktion und erweiterte Reproduktion, in: Beiträge zur Marxschen Theorie, Frankfurt 1980

DIES.: Investition in die Armen. Zur Entwicklungspolitik der Weltbank, in: Lateinamerika, Analysen und Berichte, Bd. 4, Berlin 1980, S. 74—96

BIESECKER, Adelheid: Weibliche Hausarbeit und Arbeitsbegriff — Welche Konsequenzen hat die Hausarbeitsdebatte für den Arbeitsbegriff der materialistischen Politischen Ökonomie? (Maschinenschriftliches Manuskript), Bremen 1985

DIES.: Nicht-kapitalistisches Milieu und Hausarbeit. Mit welcher Berechtigung und welchem Erfolg stützt sich die feministische Theorie auf Rosa Luxemburg? (Maschinenschriftliches Manuskript), Bremen 1985a

CHESLER, Phyllis/GOODMAN, Emily Jane: Women, money and power, New York 1976

DICHTER, Ernest: Strategie im Reich der Wünsche, Düsseldorf 1961

EVERS, Tilman/MÜLLER-PLANTENBERG, Clarita/SPESSART, Stefanie: Stadtteilbewegung und Staat. Kämpfe im Reproduktionsbereich in Lateinamerika, in: Lateinamerika, Analysen und Berichte, Bd. 3, Berlin 1979

EWERT, Christiane/MEYER, Eva: Sterntaler, Feminismus und Geld, Berlin 1976

LES Femmes et l'Argent, in: Bulletin d'Information des Etudes Féminines, Bd. 13/1983

GRUBITZSCH, Helga/LAGPACAN Loretta: „Freiheit für die Frauen, Freiheit für das Volk!" Sozialistische Frauen in Frankreich 1830—1848, Frankfurt 1980

HARPER'S Bazar, (unveröffentlichte Werbebroschüre) für den internen Gebrauch von Werbefirmen bestimmt, o.O. 1984

HAUG, Wolfgang Fritz: Kritik der Warenästhetik, Frankfurt 1971

ILLICH, Ivan: Gender, New York 1982

KITTLER, Gertraude: Hausarbeit. Zur Geschichte einer „Natur-Ressource", München 1980

LIECKFELD, Claus-Peter: Bios Garage, Naturkosthandel I, in: Natur Bd. 2, 1985, S. 70—77

LUCKENBACH, Helga: Nachfrage des Haushalts, in: Handwörterbuch der Wirtschaftwissenschaft, Bd. V, Stuttgart. New York. Tübingen 1980, S. 300 ff

MARX, Karl: Grundrisse der Kritik der polnischen Ökonomie, Frankfurt. Wien o.J.

DERS.: Das Kapital, Bd. I, Berlin (DDR) 1980

MEY, Dorothea: „Courtisane" oder „Ménagère"? Zwei Pole des bürgerlichen Frauenbildes. (Vortrag auf dem 5. Historikerinnentreffen in Wien), 1984

MEYER, Sibylle: Das Theater mit der Hausarbeit. Bürgerliche Repräsentation in der Familie der wilhelminischen Zeit, Frankfurt. New York 1982

MEYER-DOHM, P.: Sozialökonomische Aspekte der Konsumfreiheit, Freiburg 1965

MICHEL, Andrée (Hrsg.): Les Femmes dans la Société Marchande, Paris 1978

MÖLLER, Carola: Gesellschaftliche Funktionen der Konsumwerbung, Stuttgart 1970

MÖLLER, Carola: Ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse — verstärkte Spaltung der abhängig Arbeitenden, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Bd. 9/10, 1983, S. 7—15

DIES.: Frauen waren immer arm, in: Die Wochenzeitung, vom 21.6.85 Zürich, S. 5 f

NEUSÜSS, Christel: Und die Frauen? Tun die denn nichts? Oder: Was meine Mutter zu Marx sagt, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Bd. 9/10, Köln 1983, S. 181 ff

OAKLEY, Ann: Soziologie der Hausarbeit, Frankfurt 1978

PACKARD, Vance: Die geheimen Verführer, Frankfurt. Berlin. Wien 1973

PROSS, Helge: Die Wirklichkeit der Hausfrau, Reinbek bei Hamburg 1975

ROUSSEAU, Jean-Jacques: Emil oder über die Erziehung, Paderborn 1971

SCHMERL, Christiane: Frauenfeindliche Werbung, Berlin 1980

TAZ: die tageszeitung vom 24.6.85, S. 1: Anno 2100: mehr Frauen als Männer (Bericht über das neueste Jahrbuch des UNO-Bevölkungsfonds UNFPA)

THEWELEIT, Klaus: Männerphantasien, Bd. 1, Frankfurt 1977

WEINBAUM, Batya/BRIDGES, Amy: The other side of the paycheck: monopoly capital and the structure of consumption, in: Eisenstein, Zillah R. (Hrsg.): Capitalist patriarchy and the case of socialist feminism, New York. London 1979, S. 190—205

v. WERLHOF, Claudia/MIES, Maria/BENNHOLDT-THOMSEN, Veronika: Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek bei Hamburg 1983

v. WERLHOF, Claudia: Auf dem Wege zu einer neuen Zwangsarbeit? Frauenarbeit im Agrarsektor Venezuelas, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Bd. 9, Köln 1983a, S. 135—156

WYODZINSKI, Willy: Die Hausfrau und die Volkswirkschaft, Tübingen 1916

Die Kunst des Wirtschaftens

. . .Die meisten werden in ihren Mädchenjahren den Begriff Wirtchaften oder Haushalten mit Sparen gleichgestellt und einen unangenehmen Klang des Wortes im Ohr behalten haben. Diese Auffassung ist eine ungenaue; das Sparen im eigentlichen Sinne, das heißt, von dem gegebenen Einkommen für schlechtere Zeiten zurückzulegen, ist Sache des Mannes; Aufgabe der Frau ist es, *mit den nach gewissenhaftem Überschlag des Mannes für Haushaltungszwecke zur Verfügung stehenden Mitteln das bestmögliche zu erzielen.* Das nenne ich *wirtschaften.* Das Wirtschaften aber beruht auf drei Grundbedingungen; sie heißen: *Barzahlen — Buchführen — Planmäßig haushalten.*

Seit lange schon sind Bestrebungen im Gange, die schädliche *Borgwirtschaft einzuschränken,* und vielfach mit gutem Erfolge. Aber erst, wenn überall die Barzahlung zur Regel geworden, wird es möglich sein, feste Ordnung im Familienhaushalt durchzuführen und Überschreitungen der zulässigen Grenzen der Ausgaben zu vermeiden. Zwar die Hauptsache wird hier dem Manne zufallen, aber auch die Frau hat Gelegenheit . . ., den Segen der Barzahlung zu erproben. Nicht nur, um eine Überschreitung der zulässigen Ausgaben zu vermeiden, ist *Buchführung* in geordneter Hauswirtschaft unentbehrlich. . . . Eine geordnete Buchführung der Hausfrau erfordert zunächst vollständige Scheidung der Ausgaben für ihre oder der Kinder Kleidung oder für ihre sonstigen Bedürfnisse von den eigentlichen Haushaltsausgaben. Da ich Barzahlung vorausetze, so setzen sich die wirtschaftlichen Ausgaben vielfach aus kleinen regelmäßigen Posten zusammen, die eine summarische Buchung gestatten . . .

Die Planmäßigkeit des Haushaltens besteht nun darin, daß man, durch das Wirtschaftsbuch unterstützt, bei jeder Ausgabe alle anderen sonst erforderlichen gleichzeitig vor Augen hat und so unnütze Ausgaben vermeiden, die notwendigen Einkäufe aber rechtzeitig und zweckmäßig machen lernt. Erleichtert wird diese Aufgabe durch Aufstellung eines Küchenzettels mit Berechnung der Ausgabe, am besten für die Zeit eines Monats, für welche man sich auch das Wirtschaftsgeld geben läßt.

. . . Aber nicht nur mit dem Gelde heißt es planmäßig haushalten, sondern auch mit der *Zeit.* Wie viel wertvolle Zeit *vergeudet* nicht manche Frau mit dem Aufsammeln, Anfertigen, Instandhaltvn und Einordnen geringwertiger Dinge, die sie kaum je wieder gebraucht oder die sie, wenn nötig, für ein billiges als Erzeugnis der Industrie kaufen kann. Sie schätzt damit selber den Wert ihrer Zeit und ihrer Arbeit unter der des am schlechtesten bezahlten bezahlten Tagelöhners ein. Das Spinnrad ist heutzutage nicht mehr Symbol der Hausfrauentüchtigkeit! Zeit sparen heißt aber Zeit gewinnen für wichtigere Dinge (z.B. Gesundheitspflege!), die man andernfalls vielleicht mit schwerem Gelde erkaufen müßte. Um aber Zeit zu sparen, ist vor allen Dingen *Ordnung* im Haushalt erforderlich. Für jede Sache gebe es einen bestimmten Platz und für jede Arbeit sei eine bestimmte Zeit angesetzt. Größer als die Kunst Ordnung zu *schaffen* ist die Kunst Ordnung zu *halten.* Wo jedes Ding seinen Ort hat, wird es nie die Ungemütlichkeit beständigen Suchens geben, welches selbst den sanftmütigsten Hausherrn in Zorn versetzt; und wo für jede Arbeit eine feste Zeit innegehalten wird, vermeidet man das aufregende Hasten und Hetzen, das in manchen Haushaltungen an der Tagesordnung ist und welches niemals im Manne ein behagliches Ruhegefühl wach werden läßt, den Kindern aber den Segen der Erinnerung an ein trauliches, anmutiges Heim raubt. In einem planmäßig geführten Haushalt wird nicht stets auf den Wunsch des Hausherrn nach einem gemeinsamen Spaziergang oder einer anregenden Lektüre und regem Gedankenaustausch das Wort „Ich habe keine Zeit dazu!" erfolgen, und auch die Kinder des Hauses werden stets ihr Mütterchen bereit finden, ihren kleinen Freuden und Kümmernissen ein williges Ohr zu leihen. Das Weib wird an den besonderen Bestrebungen ihres Mannes regen Anteil nehmen und auch in das Getriebe der Welt einen Einblick gewinnen können und so entgegen der verbreiteten Meinung den Beweis führen, daß man eine tüchtige Hausfrau sein kann, ohne abgestumpft zu sein für höhere Interessen und in Werkeltags-Prosa aufzugehen.

(Quelle: Henriette Davidis-Holle, Paktrisches Kochbuch für die gewöhnliche und feinere Küche, Bielefeld/Leipzig 1909, S. 778—800 — alle Hervorhebungen im Text entsprechen dem Original.)

Die Frau eines Arbeitslosen als Rechenkünstler

Von Olly Riemann

Vor einiger Zeit las ich unter der Überschrift als „Die Hausfrau Rechenkünstlerin" eine Aufstellung der Kosten nur für Mittag- und Abendessen für 5 Personen. Es wurde ein Beitrag von 15.- RM wöchentlich errechnet. Diese Betrag ist für einen Arbeitslosenhaushalt noch viel zu hoch.
Ich möchte Ihnen nun einmal einen Einblick in meine Haushaltsbuchführung geben. Mein Mann bekommt für sich, für mich und unser zweijähriges Kind 12.80 RM. Unterstützung in der Woche. Da wir für Miete wöchentlich nur 5.— RM bezahlen brauchen, kann mir mein Mann RM 7.— Haushaltsgeld geben. Mit den restlichen 0.80 RM muß er Licht, Stiefelsohlen und Kohlen bezahlen. Aber das ist ja seine Sache.
Zur Beschämung derer, die leider auch heute noch trotz eines guten Monatseinkommens über schlechte Zeiten klagen, will ich mal aufschreiben, mit welchen Lebensmitteln ich für uns 3 Personen nun schon seit 2 Jahren ausgekommen bin.

Die notwendigen Lebensmittel für eine Woche sind:

7 l Milch	1.40 RM
2 Brote	1.10 RM
2 Pfd. Margarine auf Verbilligungsscheine	—.76 RM
1/2 Pfd. Speck	—.50 RM
1 Pfd. Zucker	—.40 RM
1 Pfd. Grieß	—.20 RM
1 Pfd. Weiße Bohnen	—.20 RM
1/2 Pfd. Malzkaffee	—.11 RM
1/2 Pfd. Fleisch	—.40 RM
1/2 Pfd. Schmierkäse	—.19 RM
Gemüse	—.50 RM
Eier	—.24 RM
	6.— RM

Es bleibt dann 1.— RM für Sachen, die nicht jede Woche gekauft werden müssen, wie Waschmittel, Bohnerwachs, Schuhpaste usw.
Dank dem großzügigen Werk der Winterhilfe der NSDAP hatte ich die Kartoffeln im Hause. Durch Sonderausgaben an Festtagen ist es mir sogar möglich, an meinem Haushaltsgeld etwas zu sparen, das ich dann für notwendigste Anschaffungen für mein kleines Töchterchen verwenden kann.
Was soll man nun jeden Tag kochen? So furchtbar schwer, wie es aussieht, ist es nun doch nicht.
Einige Beispiele:
Montag, Kartoffelbrei mit gebratenen Zwiebeln, das schmeckt gut, wenn man ein klein wenig Milch und Fett darantut und viel Liebe und Sorgfalt dazu verwendet. Die beiden zuletzt genannten Gewürze kosten nichts und passen zu allen Gerichten. *Und dann kann sich jeder noch ein recht schönes Stück Braten dazu denken.*
Dienstag, Milchsuppe, hinterher Bratkartoffeln.
Mittwoch, Bohnensuppe mit Speckgrieben und einer schönen dazu gedachten Kochwurst.
Damit ist schon die halbe Woche herum. Für die anderen Tage findet die praktische Hausfrau dann auch schon ein Mittagessen. Ein strahlendes Kindergesicht und ein paar Blumen oder ein Tannenzweiglein schmücken den Tisch.
Es gibt auch mal einen kleinen Krieg um das liebe Geld, wenn es doch mal nicht reichen will, aber das frischt die Liebe! Es wäre ja sonst vielleicht langweilig. So geht die Zeit hin, und wir verlieren nicht den Glauben an eine bessere Zukunft!

Quelle: NS-Frauenwarte 3/1934, Heft 4, S. 101)

Susanne Zeller

Vom „Gotteslohn" zum „Frauenlohn"

Die Bezahlung von Fürsorgerinnen unter der preußischen Besoldungsordnung nach dem ersten Weltkrieg

Die Beschäftigten innerhalb ehrenamtlicher wie beruflicher Sozialarbeit waren und sind bis heute noch überwiegend Frauen. Ich habe versucht, dies durch eigene Berechnungen einmal prozentual seit der Mitte der zwanziger Jahren nachzuvollziehen:

1924	1933	1939	1950	1961	1970	1980	1983
97 %	78 %	77 %	80 %	87 %	83 %	72 %	74 %

(Statistische Jahrbücher 1035, S. 21; 1940/41, S. 38; 1952, S. 88f; 1962, S. 151; 1974, S. 140; 1981, S. 100; 1984, S. 102; Statistik des deutschen Reichs 1927, Bd. 402, S. 420; 1933, Bd. 421, S. 237).

Sozialarbeiterinnen/Sozialpädagoginnen decken vor allem jene Tätigkeitsfelder ab, die sich durch den direkten Kontakt mit den Betreuten auszeichnen, während die männlichen Kollegen eher Organisations- und Leitungsfunktionen wahrnehmen. In anderen sozialen Frauenberufen (v.a. Krankenschwestern, Kindergärtnerinnen) waren immer schon fast ausschließlich Frauen tätig. Der Blick in die Geschichte der Sozialarbeit zeigt demgegenüber keine solche historische Kontinuität, jedenfalls nicht, wenn wir die historische Entwicklung weiter zurückverfolgen, als nur bis zur endgültigen Etablierung öffentlicher Fürsorge als „Frauen"-Berufsbereich seit dem ersten Weltkrieg. Öffentliche Armenpflege durfte nämlich bis zum Beginn unseres Jahrhunderts nur von Bürgern mit Wahlrecht — also nur von Männern — ausgeübt werden. Der Weg von (bürgerlichen) Frauen in die Armenpflegedeputationen der Kommunen hing also mit der gesamtgesellschaftlichen Stellung des weiblichen Geschlechts zusammen. Neben dieser historischen Tatsache, daß öffentliche Armenpflege (im Gegensatz zur privaten Liebestätigkeit) bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ein Betätigungsfeld war, das von Männern ausgefüllt wurde, sind es zwei weitere Faktoren, die bei der Betrachtung der Berufsgeschichte der Sozialarbeit Bedeutung haben. Zum einen hing die Herausbildung eines Fürsorge-Berufes als Frauenberuf untrennbar mit dem sogenannten gemäßigten Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung zusammen.

Zum anderen provoziert die Erkenntnis, daß dieser Beruf zwar ein vorwiegend von Frauen konzipierter und ausgeübter Bereich war, daß aber Frauen nicht gleichzeitig ihrem hohen prozentualen Anteil entsprechend auch (sozial-) politische und administrative Entscheidungs- und Leistungspositionen einnahmen. Differenzierter kann ich an dieser Stelle nicht auf die Entstehungsgeschichte sozialer Berufsarbeit eingehen. Mich interessierte im thematischen Rahmen des vorliegenden beiträge-Heftes jetzt genauer, wie sich vor dem Hintergrund berufsethischer Prinzipien eine Bezahlung der sozialen „Frauen"-Arbeit durchgesetzt hat.

Die Entlohnung von Armenpflegerinnen, die seit 1902 bei preußischen Kommunen zugelassen waren, erfolgte bis in die Zeit des ersten Weltkrieges hinein meist nur in Form von Aufwandsentschädigungen. Armenpflege konnte deshalb also nur von begüterten Frauen ausgeübt werden. Die Bezahlung dieser Frauen wurde aber in der Folge unter der schleichenden Geldentwertung und durch die Kriegsfolgen immer unumgänglicher. Die Vorsitzende des 1916 gegründeten „Deutschen Verbandes der Sozialbeam-

tinnen" (DVS) Adele Beerensson schrieb dazu 1926: „Noch lange hingen dem Beruf ‚die Eierschalen' seiner Entwicklung an: dem Weg von der Arbeit um den ‚Gotteslohn', um der ‚Barmherzigkeit willen', zu der berufsmäßigen ehrenamtlichen Arbeit, die mit einem ‚Taschengeld' bezahlt wurde, wenn man sich die Arbeitskräfte (der Frauen) sichern wollte, bis zu einer vollen Berufsarbeit, die auch einen vollen Lohn" beanspruchen konnte (Beerensson 1926, S. 14). Vorherrschend war die allgemeine Überzeugung, daß es sich bei den Armenpflegerinnen/Wohlfahrtspflegerinnen/Fürsorgerinnen um „höhere Töchter" handelte, die nicht auf gute Bezahlung angewiesen waren, sondern ihr Arbeitseinkommen als Taschengeld „verplämpern" konnten.

Die Stadtverwaltungen, die Fürsorgerinnen nach dem Ende des ersten Weltkrieges nach und nach einstellten, gruppierten die Frauen zunächst ganz willkürlich und ohne Rücksicht auf ihre Ausbildung ein. Beispielsweise waren Fürsorgerinnen in der gleichen Gehaltsgruppe wie Bademeister/innen, Wärter von zoologischen Gärten, Nachtwächter oder Hundedresseure. (Lüders 1920, S. 660; Simons 1920, S. 31; Soziale Berufsarbeit 1/1921, Heft 1, S. 2). Der DVS forderte eine besoldungsrechtliche Gleichstellung, die mindestens mit der Gehaltsklasse von Gewerbeinspektoren/innen vergleichbar war (Die Sozialbeamtin 1/1920, Heft 5, S. 36). Für die anstehende Besoldungsreform verlangte der Verband dann eine Gleichstellung mit den Volksschullehrerinnen und die Übernahme der kommunalen Fürsorgerinnen in den Beamtenstatus.

Bei den Tarifverhandlungen im Februar 1920 wurde der „Gesamtverband der Berufsorganisation der Wohlfahrtspflege" vom Reichsarbeitsministerium als berufliche Vertretung anerkannt. Eine direkte Vertretung der Fürsorgerinnen durch den DVS war nicht möglich, da nur zentrale Berufsorganisationen zugelassen waren. Die Sozialpolitikerin Frieda Wunderlich, die im Vorstand des DVS saß, konnte aber als Sachverständige für den Verband auftreten. Diese ersten Tarifverhandlungen für eine Einordnung kommunaler Fürsorgerinnen in die preußische Besoldungsordnung wurden neben der schleichenden Inflation auch dadurch erschwert, daß die soziale Arbeit der Frauen einer relativ geringeren gesellschaftlichen Wertschätzung unterlag und die Ausbildungsvoraussetzungen der Fürsorgerinnen noch sehr unterschiedlich waren. Als einziger Maßstab für eine Besoldung konnte die Bezahlung von Fabrikpflegerinnen gelten. Diese wurden von den Unternehmen nach der Lohngruppe der mechanischen Arbeiterinnen (z.B. Ausschneiderinnen in der Textilindustrie) bezahlt.

In der preußischen Besoldungsordnung vom 7.5.1920 differenzierte man schließlich Arbeitsnachweisbeamtinnen und Polizeifürsorgerinnen als staatliche Beamtinnen und die Fürsorgerinnen als kommunale Angestellte. Das Gehalt setzte sich aus Grundgehalt, Ortszuschlag, Teuerungszulage und evtl. Kinderbeihilfen zusammen (Die Sozialbeamtin 1/1920, Heft 7, S. 52f). Mündlich sicherte das Reichsarbeitsministerium zu, ihre weiblichen Reichsangestellten und Beamtinnen bei gleichwertiger Arbeit mit den männlichen Beschäftigten gleichzusetzen, was aber in der Praxis nicht durchgesetzt wurde. Dort, wo beide Geschlechter nach der gleichen Gehaltsstufe bezahlt wurden, erhielten weibliche Beschäftigte in der Regel einen 10 % Abzug und die verheiratete Beamtin den Wohngeldzuschuß sowie den Ortszuschlag nur zur Hälfte (Gaebel 1928, S. 71; Die Frau in der Gemeinde 55/1920, Heft 11/12, S. 62).

Die Gehaltsgruppen der Kommunen entsprachen zwar denjenigen der Reichsangestellten und Beamten. In welche Gehaltsgruppe aber Stadtverwaltungen ihre Fürsorgerinnen setzten, blieb ihnen selbst überlassen. So blieb die Bezahlung der weiblichen Sozialangestellten nach wie vor gänzlich unterschiedlich. Dies wirkte sich so aus, daß ein und dieselbe Fürsorgerin bei einem Stellenwechsel in eine andere Stadt bis zu vier Lohnstufen schlechtere oder auch bessere Bezahlung erhalten konnte. In der Regel waren kommunale Fürsorgerinnen mit Sekretärinnen, Bücherei-, Verwaltungs-, Fernsprechgehilfinnen, Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Säuglingspflegerinnen besoldungsmäßig gleichgestellt.

Die privaten Wohlfahrtsverbände konnten sich die tariflichen Gehälter meist nicht leisten. Die niedrige Bezahlung, die zu einer eigenen Existenzsicherung nicht ausreichte,

wurden von konfessionell gebundenen Fürsorgerinnen, die häufig auch noch keine soziale Ausbildung hatten, überwiegend akzeptiert. Gerade deren Besoldung richtete sich nach anderen Wertmaßstäben. Häufig erhielten sie unbare Leistungen von den Verbänden, wie z.B. Dienstzimmer, Ernährung, Wäschereinigung, Pflege im Alter etc.

Bei einer Befragung, die Adele Beerensson 1929 bei Fürsorgerinnen der freien Wohlfahrtspflege durchführte, gaben von den 753 befragten Frauen nur knapp ein Fünftel an, einen festen Arbeitsvertrag mit dem Verband abgeschlossen zu haben. Alle anderen regelten ihre Dienstverhältnisse (Besoldung war allerdings zum Ende der zwanziger Jahre in der freien Wohlfahrtspflege insgesamt günstiger geworden) (Beerensson 1929, S. 367ff). Nach einer Umfrage von Martha Heynacher war der Durchschnitt der Befragten 2.655 preußischen Fürsorgerinnen bei den Behörden 1924/25 in den Gehaltsgruppen 5 bzw. 6 der Besoldungsordnung eingestuft. Diese Besoldungsgruppen entsprachen einem Gehalt zwischen 199,— RM und 236,— RM monatlich (Statistisches Jahrbuch 1928, S. 375). Die Arbeitsgemeinschaft der Berufsverbände der Fürsorgerinnen hatte schon 1921 in ihren ,,Richtlinien zur Einordnung der sozialen Kräfte in den Verwaltungskörper" die Eingruppierung aller ausgebildeten Fürsorgerinnen in die Gehaltsstufe 7 gefordert. Nur Hilfsfürsorgerinnen sollten nach Gruppe 5 bzw. 6 und alle leitenden Oberfürsorgerinnen nach Gruppe 8 bzw. 10 bezahlt werden (Soziale Berufsarbeit 1/1921, Heft 2 S. 7). Die vom DVS geforderte Besoldungsstufe 7 für ausgebildete Fürsorgerinnen setzte sich aber auch nach einem Erlaß des preußischen Ministeriums für Volkswohlfahrt vom 16.12.1924 nicht durch. In diesem Erlaß hatte der Volkswohlfahrtsminister die Kommunen aufgefordert, die Fürsorgerinnen nach den Grundsätzen zu entlohnen, die für staatliche Polizeifürsorgerinnen galten (Nachrichtendienst 6/1925, Heft 57, S. 101). Die Kommunen wehrten sich aber mit allen Mitteln gegen solche Eingriffe in ihre Selbstverwaltungsprinzipien.

Im allgemeinen war die Bezahlung von Fürsorgerinnen in den westlichen Großstädten günstiger als in ländlichen Gebieten. Gesundheits- und Wirtschaftsfürsorgerinnen hatten in der Regel die ungünstigsten Besoldungsverhältnisse. Allerdings befanden sich in diesen beiden Fürsorgezweigen auch noch die meisten Fürsorgerinnen ohne staatliche Anerkennung durch eine soziale Frauenschule. Die vergleichsweise ,,beste " Bezahlung konnten ausgebildete Erziehungsfürsorgerinnen erzielen (Heynacher 1925, S. 46). In den Städten, in welchen Fürsorgerinnen den Volksschullehrerinnen gleichgestellt waren, erhielten sie ebenso wie diese einen 10 %igen Gehaltsabzug. Der Grund dafür lag nach dem preußischen Beamtendiensteinkommensgesetz darin, daß bei den Volksschullehrerinnen aufgrund der niedrigeren Pflichtstundenzahl 10 % des Gehalts einbehalten wurde. Dieser Gehaltsabzug galt dann auch für die Fürsorgerinnen, obwohl sie mehr Stunden arbeiteten als männliche Volksschullehrer. Nachdem jeder Protest seitens des DVS erfolglos blieb, riet der Verband seinen betroffenen Mitgliedern, lieber den 10 %igen Abzug in Kauf zu nehmen, als insgesamt niedriger eingestuft zu werden. Der DVS versprach sich taktisch durch die höhere Eingruppierung trotz des Abzuges mehr Wertschätzung des sozialen Berufs.

Fürsorgerinnen schlugen sich unter der schlechten Bezahlung permanent mit Existenzsorgen herum, selbst wenn sie mit einem durchschnittlichen Einkommen von etwa 250,— RM monatlich mehr verdienten als z.B. die weiblichen Handels- und Büroangestellten mit einem Durchschnittsgeahlt von 146,— RM im Monat (Heynacher 1925, S. 72; Glaß/Kische 1930, S. 41; Suhr 1930, S. 42).

Von 1197 befragten Fürsorgerinnen erhielten 1928 ein Bruttogehalt:

bis 100.— RM	5,2 %
bis 200.— RM	22,8 %
bis 300.— RM	48,0 %
bis 400.— RM	17,7 %
bis 500,— DM	4,3 %

und höher	2,0 %
insgesamt	100,0 %

Über die täglichen Lebens-Mittel (Wohnung, Ernährung, Kleidung, Fahrgeld, Körperpflegemittel, Unterstützung Angehöriger) hinausgehende persönliche Bedürfnisse (z.B. Kulturveranstaltungen, Fortbildung, Reisen, eigene Zweizimmer-Wohnung) konnten sich Fürsorgerinnen genauso wenig leisten wie weibliche Angestellte anderer Berufszweige auch.
Die Mietbelastung konnte 1928 z.B. für ein möbliertes Zimmer mit Verpflegung zwischen 40—50 % und ohne Verpflegung bis zu 20 % des monatlichen Einkommens der Fürsorgerin betragen. Da es kleine Wohnungen für Alleinstehende und Ledigenheime während der 20er Jahre kaum gab, war das unpersönliche Unterkommen bei Zimmerwirtinnen die einzige Alternative für unverheiratete Erwachsene, die nicht mehr bei ihren Familien leben konnten oder wollten. Ledige erhielten auch bei geringem Verdienst angesichts der herrschenden Wohnungsnot in den Städten kaum eine Wohnberechtigung für öffentlich geförderte preisgünstige Wohnräume zuerkannt. So kamen auch für die in der Regel unverheirateten Fürsorgerinnen nur die Unterbringung beim Arbeitgeber (z.B. Anstalten bei der freien Wohlfahrtspflege), das möblierte Zimmer oder die Familie in Frage. Knapp ein Viertel der in der Umfrage von Glaß/Kische befragten Fürsorgerinnen lebte 1928 noch bei der Familie und nahmen damit noch als erwachsene berufstätige Frauen erhebliche persönliche Einschränkungen in Kauf. Die wenigsten konnten sich eine eigene Wohnung leisten (Glaß/Kische 1930, S. 122).

Von 1579 befragten Fürsorgerinnen wohnten 1928:

beim Arbeitgeber	33,4 %
bei Eltern oder Verwandten	23,8 %
im möblierten Zimmer	19,5 %
in eigener Wohnung	16,7 %
mit anderen zusammen in eigener Wohnung oder im Ledigenheim	6,6 %
zusammen	100,0 %

Danach lebten 1928 also noch knapp die Hälfte der Fürsorgerinnen bei ihren Familien oder bei Zimmerwirtinnen. Demgegenüber sollen nach einer von Erna Corte 1925 durchgeführten Umfrage sogar noch 70 % der von ihr befragten Fürsorgerinnen bei der Familie bzw. in möblierten Zimmern gelebt haben (Corte 1926, S. 80). Heute sind solche Angaben nicht mehr nachzuprüfen. Deutlich wird allerdings, daß die eigene Wohnung, neben einer besseren Bezahlung, was allein eine selbständige außerfamiliäre Existenz ermöglicht hätte, für die meisten Fürsorgerinnen ein unerreichbarer Traum geblieben sein dürfte.
Bemerkenswert sind noch die in der Untersuchung von Glaß/Kische ermittelten 82 % Fürsorgerinnen, die von ihrem ohnehin geringen Gehalt regelmäßig finanzielle Unterstützungsverpflichtungen meist Müttern und Schwestern gegenüber angaben. Die materiellen Aufwendungen wurden von den sozial gesinnten Frauen als ganz selbstverständlich angesehen und von den Angehörigen auch viel eher erwartet als von unverheirateten Söhnen
Dem DVS gelang es auch bei der Neuregelung der Besoldungsordnung Ende 1927 — nach der eine Erhöhung der Beamtengehälter erfolgte — nicht, reichseinheitlich die seit 1921 geforderte Gehaltsgruppe 7 für ausgebildete Fürsorgerinnen zu erreichen (Jahrbuch der Frauenarbeit 1930, Bd. 6, S. 112). Die Finanzlage des Reichs, der Kommunen und Gemeinden führte unter der Notverordnungspolitik Heinrich Brünings zu Neuregelungen des Finanzausgleichs zwischen Ländern und Gemeinden. Die erst 1927 erfolgte Erhöhung der Beamtengehälter sollte wieder rückgängig gemacht werden, um die „Auswüchse auf dem Gebiet der kommunalen Beamtenbesoldung" zu stoppen.
Letztlich bedeutete dies aber nichts anderes als eine Abwälzung von steigenden Kosten

vom Reich auf die Länder und Gemeinden. In dem Anfang Oktober 1930 dem Reichstag vorgelegten Regierungsprogramm „zur Sanierung der Reichsfinanzen und zur Gesundung der deutschen Wirtschaft" wurden die Gehaltskürzungen aller Reichs- und Kommunalbeamten/innen beschlossen (Soziale Berufsarbeit 10/1930, Heft 11, S. 123). Die Regelungen der Gehaltsabzüge wirkten sich gleichermaßen auf die Reichsangestellten aus. Um den Kürzungen die „Rechtmäßigkeit" zu verleihen, wurde allen Reichsangestellten, teilweise unter Umgehung gesetzlicher Kündigungsfristen, von den Reichs-Verwaltungen mit dem Ziel gekündigt, neue Tarifabkommen mit niedrigeren Gehältern abschließen zu können. Danach konnten also die Angestelltengehälter wie bei den Beamten gleichsam „legal" gekürzt werden. Die Reichsfinanzverwaltung verminderte auch ihre Überweisungen an Länder und Gemeinden. Es blieb dann in deren Ermessensspielräumen, wie sie die entstehenden Haushaltsdefizite wieder ausgleichen. Dies geschah genau nach dem Muster der Reichsverwaltungen — also durch Gehaltskürzungen und Personalabbau — eine bis heutepraktizierte widersprüchliche Logik, nach der gerade in Krisenzeiten, in welchen mehr Personal gebraucht wird, Personal abgebaut und/oder Gehälter gekürzt werden. Die Arbeitsgemeinschaft der Berufsverbände der Fürsorgerinnen setzte sich immer wieder beim preußischen Volkswohlfahrtsministerium dafür ein, daß die vom Ministerium seit 1924 unterstützte Forderung nach tarifgerechter Eingruppierung der Fürsorgerinnen wenigstens bei den bisher erreichten Gehaltsstufen bestehen blieb. Am 12.9.1931 schrieb die preußische Sparverordnung aber Gehaltskürzungen von 7 % auch für die niedrigen Besoldungsgruppen vor, nach denen die Fürsorgerinnen bezahlt wurden. Darüber hinaus wurde der Wohngeldzuschuß, der bis dahin für alle Ledigen über 45 Jahre in der Höhe des Wohngeldes für Verheiratete gewährt worden war, gekürzt. Dies bedeutete gerade für die älteren Wohlfahrtspflegerinnen zusätzliche Härten (Soziale Berufsarbeit 11/1931, Heft 10, S. 164f). Dazu kamen Leistungsbeschränkungen in der Sozialversicherung, Kürzungen der Renten und drastische Eingriffe in den Katalog von Hilfeleistungen durch die Reichsfürsorgepflichtverordnung. Auf diese waren auch Fürsorgerinnen angewiesen, wenn sie selbst „Objekte" der Fürsorge wurden, weil sie bei Aussteuerung aus der Arbeitslosenversicherung — bei Krankheit, Erwerbsunfähigkeit oder aufgrund mangelnder existentieller Absicherung im Alter — Wohlfahrtsunterstützung beantragen mußten.

Am 30.6.1933 wurden noch einmal Herabgruppierungen vorgenommen, gegen die nach Anordnung der inzwischen zur Macht gelangten Hitler-Regierung nicht mehr mit Unterstützung der entsprechenden Berufsorganisation vorgegangen werden konnte. Jede Fürsorgerin mußte dadurch allein beim Innenministerium Beschwerde einlegen. Dies dürfte angesichts der Aussichtslosigkeit die meisten Fürsorgerinnen wie auch die Beschäftigten anderer Erwerbszweige abgeschreckt haben, gegen die Gehaltskürzungen ein Verfahren anzustrengen.

Mit dem Argument, daß die Tätigkeiten von Verwaltungsbeamten und Fürsorgerinnen nicht miteinander vergleichbar seien und für die Besoldung von Fürsorgerinnen noch keine Kriterien vorhanden wären, traten Stadtverwaltungen den Forderungen nach besserer Bezahlung der weiblichen Sozialangestellten immer wieder entgegen. Da es auch gleichartig sozial ausgebildete männliche Kräfte, d.h. also staatlich anerkannte Wohlfahrtsfpleger als Außendienstpersonal nicht gab, blieb die Durchsetzung der Forderung des DVS nach gleichem Lohn für gleiche Leistung schwierig. Nur in den Jugendämtern arbeiteten weibliche und männliche Fürsorger unter vergleichbaren Bedingungen. Hier existierten aber wieder ganz erhebliche Ausbildungsunterschiede, so daß auch in diesen Ämtern der Nachweis einer ungleichen Bezahlung schwer zu führen ist. Allerdings lassen sich Bereiche finden, in denen Frauen und Männer trotz vergleichbarer Arbeit ganz unterschiedlich bezahlt wurden. Es gab beispielsweise geschäftsführende Kreisfürsorgerinnen oder akademisch ausgebildete Sozialdezernentinnen bei Magistraten, die die gleichen Pflichten und Kompetenzen wie ihre männlichen Kollegen hatten. Ungeachtet gleicher Arbeitsverträge wurden diese Frauen aber in der Regel

2—3 Gehaltsklassen niedriger eingestuft (Soziale Berufsarbeit 3/1923, Heft 3/4, S. 13; Laarmann 1923). Aus dem Bereich des Anstaltswesens führte Hannah Karminski 1930 in Heimen der jüdischen Fürsorge eine Befragung durch. Nach ihrer Aufstellung schwankten die Gehälter der Leiterinnen zwischen 90,— RM und 250,— RM (hinzu kamen in Heimen noch unbare Leistungen) und die der Leiter zwischen 250,— und 700,— RM monatlich (Karminski 1930, S. 4). Solche großen Gehaltsunterschiede bleiben auch dann unverständlich, wenn unterschiedliche Ausbildungsgrade, die Heimgröße oder das Dienstalter berücksichtigt werden.
Frauenlöhne und -Gehälter wurden (und werden bis heute noch) lediglich als Zusatzverdienste zum ,,Familien"-Lohn des Mannes betrachtet, was immer wieder auch zu sogenannten ,,Doppel"-Verdiener-Kampagnen führt(e).

Begründet wurden die niedrigeren Löhne und Gehälter damit, daß Frauen allein schon deshalb weniger Geld benötigten, weil sie selbst kochen, nähen, flicken und waschen könnten und ihre geringere Entlohnung dadurch eine ,,natürliche" Rechtfertigung fände. In der Begründung eines Schlichtungsausschusses von 1929 hieß es beispielsweise: ,,Die Gehälter der weiblichen Angestellten denjenigen der männlichen anzugleichen, hält der Schlichtungsausschuß aus den tatsächlichen Lebensverhältnissen (heraus) nicht begründet. Daß der Aufwand an Kleidung wie überhaupt die Gesamtkosten der Haushaltung bei männlichen Angestellten überwiegen, bedarf keiner Ausführung. Der Grundsatz, daß gleiche Arbeitsleistung gleiche Bezahlung rechtfertige und bedinge, muß im Hinblick auf die allgemeine Lage in der Gegenwart zurückgestellt bleiben" (Geschäftsbericht des Zentralverbandes der Angestellten 1929, S. 148).
An der Bezahlung der Fürsorgerinnen zeigt sich einerseits die Strategie der Kommunen zur Kostendämpfung ,,unproduktiver" Personalausgaben. Andererseits wurde die Tradition fortgesetzt, weibliche Erwerbsarbeit unter ideologischen Prämissen grundsätzlich geringer einzuschätzen als die männliche Arbeit. Dazu kam, daß es sich um soziale Arbeit handelte, die als ,,Frauen"-Domäne galt. Nach Alice Salomon waren es gerade die mangelnden Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten, die den Ansprüchen von Männern entgegenstanden und diese damit noch in der Regel vom sozialen ,,Frauen"-Beruf fernhielten. Es liege im ,,Wesen" der Frau selbst begründet, daß für sie materielle Motive kaum ausschlaggebend seien (Salomon 1928, S. 176).
Die Besoldungsentwicklung von Fürsorgerinnen wird erst besser verständlich, wenn wir auch die dieser Arbeit zugrundeliegenden berufsethischen Überzeugungen der Frauen selbst berücksichtigen. Die soziale Arbeitsleistung der Fürsorgerinnen war nach ihrem eigenen Verständnis eigentlich gar nicht in Geldform bezahlbar. Ein führendes Mitglied des DVS, Gertrud Israel, schrieb z.B.: ,,Das Ziel, dem diese Arbeit gilt, ist aber nicht der Gelderwerb . . . Wir verlangen nicht eine glänzende Besoldung, die ein bequemes Leben ermöglicht. Unsere Arbeit gibt uns andere Äquivalente." (Israel 1919, S. 4, 6). Vor allem konnte Dankbarkeit der Betreuten ein erstrebenswerter ,,Lohn" aller Mühen sein. Der Deutsche Verband der Sozialbeamtinnen mußten bei seinen Verhandlungen um bessere Besoldungsverhältnisse seiner Mitglieder den Widerspruch zwischen notwendigen materiellen Mindestforderungen und der geltenden sozialen Berufsethik taktisch ausbalancieren. Auf einer Hauptversammlung der Ortsgruppe Groß-Berlin Ende Januar 1919 betonte Adele Beerensson, daß ,,die Bestrebungen zur Sicherung der Existenz der Sozialbeamtinnen die Bewegung nicht zur Lohnfrage" degradieren dürften. Beerensson ,,löste" dieses Problem von finanziellen Forderungen unter Aufrechterhaltung des beruflichen Idealismus schließlich mit dem Hinweis, daß jeder Idealismus überhaupt ,,nur bei gesicherter Existenz" auf Dauer aufrechtzuerhalten sei (Concordia 26/1919, Heft 7/8, S. 67). Es ging Beerensson also nicht darum, die soziale Gesinnung der Fürsorgerinnen zu problematisieren, die diese Frauen bis über die physische und psychische Grenze hinaus ausbeutbar machte, sondern darum, den Altruismus durch die Erhöhung des ,,Taschengeldes" aufrechterhalten zu können. Auch wenn Fürsorgerinnen etwas besser verdienten, wie andere weibliche An-

gestellte der zwanziger Jahre, war die Bezahlung nicht viel mehr als ein Taschengeld, da über die täglichen Existenzmittel hinausgehende Bedürfnisse in der Regel nicht befriedigt werden konnten. Den Sozialverwaltungen ging es letztlich um das „Zuckerbrot", mit welchem sie sich die reproduktiven Arbeitsleistungen der Frauen zu sichern suchten. Der Deutsche Verband der Sozialbeamtinnen leistete so auch selbst seinen spezifischen Beitrag zur Aufrechterhaltung idealistischer Berufsmotivationen bei Fürsorgerinnen. Entlohnung lag nicht primär in materiellen Äquivalenten, sondern in ethischen Werten sozialer Arbeit selbst begründet. Fürsorgetätigkeiten waren aus der Sicht dieser Frauen — vergleichbar zur Familie — „unbezahlbare" Produkte besonderer „weiblicher" Fähigkeiten und Fertigkeiten. Die vergesellschaftete Auffassung über die unterschiedlichen Naturgegebenheiten und Aufgaben der Geschlechter und die handfesten ökonomischen Verwertungsinteressen an „weiblicher" Arbeitskraft bildeten hier einen untrennbaren funktionalen Zusammenhang. So konnten auch bei einigen wenigen beruflichen Verbesserungen für kommunale Fürsorgerinnen nur überwiegend idealistische Beweggründe junge bürgerliche Frauen in den wohlfahrtspflegerischen Beruf führen. Es war allgemein bekannt, daß der Fürsorgeberuf weder Aussichten auf eine angemessene Bezahlung oder Aufstiegsmöglichkeiten bot, noch Sozialprestige genoß. Die Personal- und Besoldungspolitik der kommunalen Sozialverwaltungen wies sich durch permanente Abwehrstrategien gegenüber dem Deutschen Verband der Sozialbeamtinnen und seinen Forderungen nach bescheidenen Verbesserungen aus. Katastrophale Arbeitsbedingungen und geringes öffentliches Ansehen mußten also vorwiegend über die Aufrechterhaltung einer idealistischen Berufsethik kompensiert werden, die nach wie vor in Prinzipien privater Liebestätigkeit caritativer Vereine wurzelte. Entsprechend lesen sich auch heute die beruflichen Anforderungen an Fürsorgerinnen, die von Berufsberatungsämtern und Berufsorganisationen formuliert wurden und eine hohe Akzeptanz der Frauen gegenüber ihren Arbeitsbedingungen als selbstverständlich voraussetzten.

Für mich ergibt sich hier jetzt die Frage, warum haben Fürsorgerinnen ihre schlechte Bezahlung und die Arbeitsbedingungen zu „bewältigen" — und nicht ganz offensiv zu verändern versucht? Diese Frage kann m.E. nicht nur mit den strukturellen und ökonomischen Zwängen von Frauen beantwortet werden. Die Fürsorgerinnen klagten zwar sehr häufig über die Lage, unter der sie arbeiten mußten, stellten aber die gesellschaftlichen Bedingungen, die diese Lage verursachten, nicht ernsthaft in Frage. So müssen wir auch nach den ideologischen Inhalten im Bewußtsein dieser Frauen selbst suchen. Das menschliche Bewußtsein ist dabei eine sehr komplexe Ausdrucksform, unter der Bedingungen verarbeitet und gelebt werden (müssen). Die spezifisch altruistische Berufsethik von Fürsorgerinnen sicherte einmal konkrete ökonomische Interessen der Sozialverwaltungen an kostengünstiger weiblicher Arbeitskraft. Gleichzeitig bot sie aber auch Orientierungsmuster für eine individuelle Auseinandersetzung der Frauen mit ihren Berufsstrukturen. Als ein derartiges Orientierungsmuster galt z.B. die Überzeugung von Alice Salomon, einer Wegbereiterin beruflicher Sozialarbeit. Salomon formulierte, daß eine Frau von „Natur" aus eher auf soziale Probleme reagieren könne, weil sie sich viel schwerer mit dem gesellschaftlichen Elend abfände. Gleichzeitig sei sie aber weniger als Männer dazu geeignet, gesellschaftliche Machtkämpfe und Konflikte auszutragen. Nur vor dem Hintergrund solcher und ähnlicher Überzeugungen auch von Frauen selbst, wird für mich die Entwicklung des sozialen „Frauen"-Berufs unter berufsethischen Prinzipien heute verständlicher. Diese Ethik der „weiblichen Kulturleistung" im Staat mit ihren — letztlich die bestehenden arbeitsteiligen Verhältnisse sichernden — Inhalten war demnach nicht einfach eine ausschließlich vertikal weisende patriarchal-ökonomische Machtkomponente. Sie galt — im Bewußtsein der Frauen selbst verankert — als allgemeingültige Lebensorientierung, als überzeitliche Wertvorstellung bürgerlicher Frauen : ber das „natürliche" Wesen der Geschlechter, welches f: r je gesonderte gesellschaftliche Aufgaben „prädestinierte". Indem ich hier

hervorhebe, daß die Fürsorgerinnen so gedacht haben, will ich deutlich machen, daß feministische Frauenforschung Frauen nicht nur zu Opfern stilisiert. Dies bedeutet für mich, den Anteil auch von Frauen am Zustandekommen gesellschaftlicher Herrschaftsstrukturen (und auch eigener beruflicher Bedingungen) herauszuarbeiten und zu benennen. Durch die Kultivierung der Geschlechterdualität mit der Aufspaltung gesellschaftlicher Aufgaben in „weibliche" und „männliche" Arbeitsbereiche hat für mich der gemäßigte Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung vor allem seit dem Beginn des ersten Weltkrieges die Fürsorgerinnen auf ein defensives und altruistisches Selbstverständnis hin verpflichtet. Dies hat die Struktur der Sozialarbeit als „Frauen"-Beruf zum Teil bis heute geprägt. Das berufliche Selbstverständnis verhinderte konkret die Erweiterung von Lebensperspektiven der Fürsorgerinnen über mütterliche Ideale hinaus. Der Fürsorgeberuf blieb ein Monopol für Frauen. Sie entbanden damit auch den Großteil der männlichen Bevölkerung von ihrer Mitverantwortung für die sozialen Probleme.

Es geht mir hier auch im Hinblick auf heutige Sozialarbeit insgesamt nicht darum, das positive Moment, das eine soziale Berufsätigkeit dadurch mit sich bringen *kann* (im Gegensatz zu den knallhart leistungs- und konkurrenzorientierten Berufen) in Frage zu stellen. Es geht mir vielmehr darum, Zweifel an der (kostengünstigen) Verwertbarkeit vorwiegend weiblichen Arbeitsvermögens im sozialen Beruf anzumelden. Ich möchte damit auf die Perspektive verweisen, daß alle gesellschaftlich notwendigen Aufgaben in die Verantwortung *beider* Geschlechter gehören. Dies würde die Chance beinhalten, Menschlichkeit und professionelle „Beziehungsarbeit" nicht mehr unter die traditionell geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen (Sozial-)Staat, Männern und Frauen zu stellen.

Literatur

APOLANT, J.: Die Armenpflegerin in: Soden, E. von, Das Frauenbuch, Stuttgart 1911—1914, 3 Bände.

DIES.: Neue Aufgaben der Frau in der Gemeinde in: Altmann-Gottheimer, E. (Hrsg.) Jahrbuch des BDF, Berlin 1920.

BEERENSSON, A.: 10 Jahre Deutscher Verband der Sozialbeamtinnen in: Deutscher Verband der Sozialbeamtinnen, Hrsg. 10 Jahre soziale Berufsarbeit, Berlin 1926.

BERNAYS, M.: Deutsche Frauenbewegung, Leipzig 1920.

CORTE, E.: Die Wohnung der berufstätigen Frau in: Die Frau 34/1926, H. 2.

GAEBEL, K.: Die Frau im Beruf in: Jellinek, C. Frauen unter deutschem Recht, Mannheim 1928.

GESCHÄFTSBERICHT des Zentralverbandes der Angestellten 1929 in: Frevert, U.: Traditionale Weiblichkeit und moderne Interessensorganisation: Frauen im Angestelltenberuf 1918—1933 in: Geschichte und Gesellschaft, 7/1981, H. 3/4.

GLASS, F.: Der weibliche „Doppelverdiener" in der Wirtschaft in: Jahrbuch für Frauenarbeit 3/1927.

GLASS, F./KISCHE, D.: Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der berufstätigen frauen, Berlin 1930.

HEYNACHER, M.: Die Berufslage der Fürsorgerinnen, Karlsruhe 1925.

KARMINSKI, H.: Die soziale Lage der Anstaltsbeamtinnen in: Blätter des jüdischen Frauenbundes 6/1930, H. 9.

LAARMANN, M.: Eingliederung der Sozialbeamtin in die Organe der öffentlichen und privaten Wohlfahrtspflege in: Soziale Berufsarbeit 3/1923, H. 1/2 und H. 3/4/5.

LÜDERS, E.-M.: Ausbildung, Verantwortung und Besoldung in: Die Hilfe, 1920 H. 39.

LOEKINGHAUS, E.: Die gesellschaftliche und rechtliche Stellung der deutschen Frau, Jena 1925.

PETERS, D.: Mütterlichkeit im Kaiserreich, Bielefeld 1984.

PRELLER, L.: Sozialpolitik in der Weimarer Republik 1949, Neuaufl. 1978.

RADOMSKI, H.: Die Frau in der öffentlichen Armenfürsorge, Berlin 1927.

ROTHSCHILD, R.: Die Anstellung- und Ausbildungsverhältnisse der Kommunalbeamtinnen in: Jahrbuch des BDF, Leipzig 1919.

SALOMON, A.: Die Frau in der sozialen Arbeit in: LANGE, H./BÄUMER, G.: Handbuch der Frauenbewegung, Berlin 1901, Bd 1.

DIES.: Leitfaden der Wohlfahrtspflege, Leipzig 1928.

SIMONS, G.: Sozialbeamtin und Tarifvertrag in: Die Sozialbeamtin 1/1920, H. 6.

SUHR, S.: Die weiblichen Angestellten, Berlin 1930.

ZELLER, S.: Frauen und Beruf(ung?) Zur sozialen und beruflichen Lage der Wohlfahrtspflegerinnen in der Weimarer Republik in Dokumentation 5. Historikerinnentreffen, Wien 1984.

Wie lange bücken sich Frauen noch nach dem Geld, das Mann ihnen übrigläßt?

Collage von Beate Harden-Ibrahim

Irmgard Schultz

Über den Zusammenhang von Zeit — Geld und Geschlecht

„Denn es ist ja erlogen, daß wer Zeit auch Geld hat, mit bloßer Zeit kann man sich kein Geld verschaffen, aber umgekehrt"
Max Horkheimer

„Nie habe ich Zeit für mich! — Immer fehlt mir Geld"! Feststellungen — Fragestellungen

Ich möchte bei meinen Überlegungen zu der gesellschaftlichen Gleichsetzung von Zeit = Geld grundsätzlich dem *Wer*-Aspekt dieser Gleichung nachgehen, der Frage nach der Vergesellschaftungsfunktion von Zeit und Geld.
In der Auseinandersetzung mit der männlichen Sicht der Geschichte haben Feministinnen immer wieder nach dem Zustandekommen eines Geschichtsverständnisses gefragt, das Vergesellschaftung nur für Männer untersucht und Frauen aus der Geschichte „ausgrenzt". Ich möchte diese Frage bei meiner Untersuchung der gesellschaftlichen Gleichung von Zeit = Geld noch einmal entscheidend präzisieren und damit für eine *historische* Betrachtungsweise auch von uns Feministinnen plädieren:

1. Indem ich *Zeit* selbst als ein historisch zu bestimmendes *Strukturprinzip der Vergesellschaftung* zu beschreiben versuche, als ein gesellschaftliches *Interdependenzgeflecht,* wie Elias sagt, das inzwischen in der ganzen Welt „gleichmäßig und gewaltlos, allgegenwärtig und unentrinnbar" (Elias 1984, S. XXXII) als Zeitraster auf die Menschen Zwang wie Druck zum Selbstzwang ausübt (die berühmte „innere Uhr", wobei ich Norbert Elias in der Frage der Gewaltlosigkeit ganz entschieden widerspreche.
2. Möchte ich dieses soziale Selbst- und Fremdzwangsystem ganz auf der Höhe der gegenwärtigen Zeit beschreiben, was mich wieder zur Frage nach dem *Wer-Aspekt* führt: da gehen die Meinungen auch unter Feministinnen auseinander darüber, was „up to date" ist. Helga Nowotny sieht in ihrem Artikel „Nie von Zeit allein . . ." in den Feministischen Studien 1/1982 eine Tendenz zur Aufhebung der geschlechtsspezifischen Teilung von Arbeit und Freizeit: „Zeit, wenn sie uns nicht mehr in der Maske der Uhren, sondern in den Programmen der Computer entgegentreten wird, Frauen- und Männerzeit also, ist bereits in den Bedingungen vorweggenommen, unter denen heute Frauen Zeit schaffen. Der Unterschied — und es ist trotzallem ein gewichtiger — ist freilich der, daß der fragmentierte Prozeßcharakter heute aus den vorindustrialisierten Beziehungen der Frauen zu ihren Männern und Kindern herrührt, auch wenn diese vielfältig gebrochen sind durch die Anforderungen der zentralen Zeitmonopole. In Zukunft hingegen werden die Zeitmonopole auch die Beziehungszeiten zu kontrollieren trachten. . . . Die fließenden Übergänge von Arbeits- und Freizeit, die steigende Tendenz zur Ausdehnung der Zeit, ihrer Reduzierung auf Gleichförmigkeit, die sich rund um die Uhr und rund um die sieben Tage der Woche erstreckt, weisen auf zukünftige Muster, die nicht auf Frauen allein beschränkt sein werden. Die neuen Informationstechnologien schaffen nicht nur erweiterte zeitliche Verfügbarkeit über Güter und Dienstleistungen, über Information und Eigenarbeit, sondern sie setzen auch permanente Erreichbarkeit voraus" (Nowotny 1982, S. 16).
Die entscheidende Frage bleibt aber doch: *Für wen* denn, für die Spitzenprogrammierer, die es sich leisten können, drei Monate zu arbeiten und den Rest des Jahres auf Ha-

waii zu verbringen? *Für wen* sind denn die kapazitätsorientierten flexiblen Arbeitszeiten (KAPOVAZ) eingerichtet worden, für die Filialleiter und Substitute im Supermarkt etwa? Oder die Halbtagsbeschäftigungen in Buchhaltung, werden die denn für männliche Buchhalter angeboten? Und für wen werden ,,Wiedereingliederungsprogramme nach der Kinderphase" angeboten? Für Väter etwa? Und haben die etwas mit Computertechnik oder sonstigen Technologien zu tun?

Ich kann diese Tendenz in Richtung einer gesamtgesellschaftlichen Nivellierung von Arbeit und Freizeit nicht sehen. Im Gegenteil. Es liegt doch nicht an der *Technik* — dem Übergang von Uhren- in ,,Computerzeit" —, sondern an der *Vergesellschaftungs*technik, die soziale Verhältnisse herstellt, in denen speziell *Frauen* rund um die Uhr erreichbar sein müssen, in denen Frauen ihre individuelle Lebensplanung an ,,Kinderphasen" anpassen müssen und in denen Frauen *nie* Freizeit haben, sondern selbst im Urlaub ihre äußere wie innere Uhr nicht abstellen können.
Das ist aber nicht der Ausdruck einer kollektiven Mutter-Neurose, sondern der geschlechtlichen Arbeitsteilung, die den Müttern die *Verantwortung* für die Kinder auflastet, die als Nabelschnur die innere Uhr der Frauen permanent und unbegrenzt in Unruhe hält. Das weibliche Zeitmuster sehe ich auch nicht als Ausdruck der ,,vorindustriellen Beziehungen der Frauen zu ihren Männern und Kindern" an, (,,die Hausfrau als feudales Relikt" heißt dieses Theorem bei den Kommunisten), — sondern ganz postmodern als Weiterentwicklung der Tendenz zur Zerstückelung von bezahlter und unbezahlter Arbeit, die immer ausschließlicher die *Frauen* trifft. Ich meine, daß sie immer ausschließlicher die Frauen trifft, weil die gegenwärtigen Erfahrungen zeigen, daß die Männer selbst bei Schwarzarbeit nicht der Zerstückelung in bezahlte und unbezahlte Arbeit unterliegen, insofern sie trotz Arbeitslosigkeit weder die Hausarbeit noch die Kinderversorgung übernehmen.

Die sozialen Verhältnisse werden nicht durch die Technologie bestimmt, sondern umgekehrt, die technologische Entwicklung baut die geschlechtliche Arbeitsteilung aus. Als ich in den Jahren 1975 und 1976 in einem Elektronikbetrieb als Löterin arbeitete, lernte ich Frauen kennen, die zusätzlich zur Akkordarbeit noch Putzjobs hatten. Das hatte nichts mit Technologie oder Krise zu tun, sondern mit Frauenlöhnen, die so niedrig sind, daß Frauen von ihnen nicht richtig leben können. Die absolut ungleiche Geltung der Gleichung: Zeit = Geld für Männer und Frauen ist mir am deutlichsten in der Fabrik aufgegangen: Als wir uns einmal in unserer Halle zur Wahl unserer Vertrauensleute versammelten, gab es nur einen Kandidaten, den alten Vertrauensmann, Hans. Hans war Kommmunist und ziemlich beliebt. Als Hans sagte: ,,Immer fehlt mir Geld!" glaubten wir es ihm, obwohl er als Facharbeiter, verheiratet, nach Metalltarif 1976 bezahlt, plus Betriebstreuezulage . . . mindestens 2.000.— DM netto im Monat hatte, wie wir schätzten. Wir glaubten es ihm, weil wir wußten, daß er sich selbst in seiner ihm eigenen Art der Verallgemeinerung mehr als Beispiel meinte: *dem Arbeiter* fehle immer Geld! Als er dazu sagte: ,,Nie habe ich Zeit für mich!" lachten einige von uns, aber wir glaubten ihm auch das. Wir wußten alle, das ehrt ihn, unseren Hans Dampf in allen Gassen, der von Sitzung zu Ausschuß, zu Versammlung, zu konspirativer Besprechung hetzte: immer für uns, die ,,Frauenhalle" unseres Betriebs.
Aber wir plädierten in dieser Runde für Gudrun. Gudrun war eine der wenigen jungen Deutschen in unserer Halle; sehr beliebt bei den ausländischen Kolleginnen, die außerdem die mieseste Arbeit machte: am Lötbad. Das hieß Leiterplatten in eine Chemikalienlauge eintauchen, das hieß Isolierkabine, Dämpfe, Giftzulage; das Ganze im Akkord. Das brachte ihr je nach Monat zwischen 1.100,— und 1.300,— DM netto (zum Vergleich: bei einem Grundlohn — Frauenleichtlohngruppe 2, Metallvereinbarung 1975 = 5,11 DM *brutto,* von 650,— DM netto monatlich ohne Akkord und Zulagen). Als Gudrun sagte, sie könne nicht Vertrauensfrau werden, mit der Begründung ,,Nie habe ich Zeit für mich!", da lachte niemand.

So wie ihr ging es fast allen: aufstehen um 1/2 5 Uhr morgens, aufräumen, Haare frisieren, Frühstück für ihren kleinen Sohn machen, ihn vor den anderen Kindern in den Kindergarten bringen dürfen, eine halbe Stunde nach Schichtbeginn anfangen dürfen, 7 1/4 Stunden Akkord, 1/4 Stunde vor Schluß rausgehen dürfen, um ihn als letzter noch im Kindergarten zu erwischen, einkaufen, zum Glück nicht kochen müssen (sie war unverheiratet), mit dem Jungen spielen („Er darf doch nicht zu kurz kommen"), essen, den Kleinen ins Bett bringen, Wäsche oder Sonstiges und immer schon an *Morgen* denken und morgens an nachher: Gudrun hatte wirklich nie Zeit, obwohl sie doch das Kunststück fertigbrachte, im Akkord in einer Stunde 130 Minuten zu schaffen. Die Vermehrung der Zeit ist das innerste Geheimnis des Akkords. Wenn Gudrun durch den Akkord aus einer Stunde 70 Minuten zusätzlich rausschlägt (130 Minuten die Stunde schafft), bekommt sie trotzdem weniger Geld als Hans, und zwar deswegen, weil sie Gudrun oder Inge oder Zeliah oder Manuela heißt und nicht Manuel oder Mustafa oder Georg. Die Leichtlohngruppe 2 gibt es bis heute nur für Frauen. Männer werden automatisch ab Lohnstufe 3 eingestellt.
Und wenn Gudrun jeden Tag das weibliche Kunststück hinbekommt, schon eine Viertelstunde vor Schluß fertig zu sein, weil sie ihr Kind abholen muß, und mit Schichtbeginn schon zwei Stunden Arbeit hinter sich zu haben, dann bekommt sie dafür nicht etwa Geld, sondern eine Viertelstunde vom Akkord abgezogen. Das hat aber nichts mit Zeitmonopolen zu tun, die von Computern oder der Technik vorgegeben werden. Für Frauen ist ihre Zeit immer Beziehungszeit, haben die Kinder oder der Mann immer das Monopol, egal ob sie für ihre Arbeit Geld bekommen oder keines.

Wenn wir endlich einmal bedenken, daß Frauen wie Gudrun aus der Fabrik keine Ausnahmen sind (mehr als ein Drittel der jungen Frauen in heiratsfähigem Alter bleiben ledig und von drei neu geschlossenen Ehen werden zwei geschieden, schreibt Alice Schwarzer 1984), dann können wir uns vorstellen, daß für Frauen nicht nur der Akkord in der Fabrik ganz „up to date" ist, sondern der permanente Akkord: dann müssen sie auch im Zusammensein mit ihren Kindern aus einer Stunde 130 Minuten machen.

Zur geschlechtsspezifischen dualen Zeitstruktur der Neuzeit: Wie Männer sich die vollendete Zukunft schufen, indem sie die Frauen zu ihrer nie endenden perfekten Gegenwart machten.

Untersuchungen über das „Phänomen Zeit" sind kennzeichnend für den „Zeitgeist" unseres Jahrhunderts. „Zeit" ist das Hauptthema der Literatur des 20. Jahrhunderts, z.B. bei Proust, Joyce, Virginia Woolf.
Seit Bergsons Beschreibung von Zeit als dualer Zeitstruktur von *temps durée* (Dauer oder Erlebniszeit) und *temps espace* (äußere Zeit) versuchen die Theoretiker des 20. Jahrhunderts „Zeit" in polaren Begrifflichkeiten zu erfassen; als *objektive,* gemessene, mathematische oder physikalische, auf jeden Fall äußerlich vorgegebene Zeit auf der einen Seite, in die sich ein *subjektives,* erlebtes oder erfahrenes Zeitempfinden andererseits einpaßt.
Einige Feministinnen — vor allem Heide Göttner-Abendroth (1982) — stellen einer physikalisch gemessenen linearen Zeit eine spiralförmig zyklische Zeit gegenüber, die sie als matriarchal oder weiblich bezeichnen.
Ethymologisch geht unsere Kalendereinteilung in *Monate* auf dieselbe Wurzel wie *mensis* zurück, „die mit Mond, mensis-Monat, Messen zur Wurzel ma und zur Sanskrit-Wurzel mâ gehört" (Neumann 1953, S. 87). Und unbezweifelbar erfahren sich Frauen sehr stark in ihrem monatlichen Biorhythmus, mein Busen wächst z.B. sichtbar wie der Mond in meinen Zyklusphasen. Trotzdem halte ich alle dualen Zeitkonstruktionen, die zur Beschreibung unserer gegenwärtigen Zeiterfahrung durchaus

hilfreich sind, schlicht für falsch, wenn die Beschreibung für eine *überhistorische* Theoretisierung herhalten muß: zyklisch = weiblich, linear = männlich. Die Dualität von *objektiver* und *subjetiver* Zeit ist selbst eine ,,Errungenschaft" von Zeit, nicht jünger und nicht älter, sondern genau die innerste Struktur der Neuzeit. Mit Begriffen wie ,,weiblich" in Gegenüberstellung zu ,,männlich" ,,zyklisch" im Gegensatz zu ,,linear", ist sie nicht nur unhistorisch, sondern falsch beschrieben.

Wenn wir von einer ,,linearen Zeit" sprechen, — das tun auch Zeittheoretiker wie Hohn (1984) und Elias (1984) — dann drücken wir damit unsere verdinglichte Auffassung von gesellschaftlicher Interaktion aus. Zeit ist vorgestellt wie ein meßbares Ding, eine Linie, die außerhalb von uns existiert, nicht aber als ein von Menschen geschaffenes gesellschaftliches Interaktionsmuster, das die menschlichen Handlungen strukturiert, indem es Ordnungen, Reihenfolgen und Wichtigkeiten festlegt. Eine ,,lineare Zeit", das möchte ich im folgenden ausführen, gibt es nicht. Der Begriff ist Ausdruck einer mechanistischen Dressur unserer Wahrnehmung und verschleiert das Unterdrückungsverhältnis zwischen den Geschlechtern.
Was mit diesem Begriff bezeichnet werden soll, ist die spezifisch neuzeitliche Zeitstruktur, die Zukunftsorientierung mit Geldgewinn identifiziert: Zeit = Geld. Diese gesellschaftliche Handlungsorientierung wurde in Europa gegen die Zeitauffassung des Mittelalters durchgesetzt, die den zyklisch wiederkehrenden Anforderungen der Agrarwirtschaft angepaßt war. Genauso wurde sie aber auch gegen die zeitverschwenderische, nicht gewinnorientierte Zunft- und Subsistenzproduktion innerhalb der europäischen Städte durchgesetzt. Mit ihren vielen Feiertagen war die mittelalterliche Zeitauffassung vor allem sakral bestimmt und auf das zukünftige Heil ausgerichtet. Insofern ist es auch nicht richtig, sie als ,,zyklisch" zu bezeichnen.

Das neuzeitliche ,,lineare" Zeitdenken wurde ursprünglich über den Fernhandel ausgebildet. Die negociatores und mercatores waren von Fürsten und Königen bezahlte Handelsspezialisten, die während des Mittelalters für ihre mächtigen Herren von weither die gewünschten Güter besorgten. Seit den Kreuzzügen wurde der Fernhandel systematisch von den europäischen Handelszentren aus, den Städten, die sich meist unter dem Schutze eines mächtigen Fürsten bilden konnten, betrieben. Duby schreibt in seiner detaillierten Studie über das Mittelalter, daß der Fernhandel in Wirklichkeit nur ein Ersatz für die ehemaligen Raubzüge der Stammesfürsten mit ihren kriegerischen Männerbünden war, die sowohl von den Germanen, Franken, Dänen, Wikingern wie auch von den Slawen jährlich unternommen wurden (1983, S. 108). Dieser räuberische Charakter des Fernhandels hat sich auch dadurch nicht geändert, daß er seit Beginn der Neuzeit von Handelskompanien oder heute von multinationalen Kompanien betrieben wird. Der Prozeß der weltweiten Durchsetzung der gesellschaftlichen Gleichsetzung von Zeit mit Geld war gewaltsam und grausam. Bis diese ,,lineare Zeit" das feinmaschige Interdependenzgeflecht geworden ist, das seit 1885 mit der Normierung von Standard-Zeitzonen als *Weltzeit* die wechselseitigen Abhängigkeiten für jeden Ort der Erde scheinbar neutral regelt, haben Millionen von Menschen diese gewaltsame Gleichsetzung mit Tod, Ausbeutung und Unterdrückung bezahlen müssen.

Warum erscheint Zeit trotzdem als neutral und als etwas objektiv Vorgegebenes, das so gesehen wird, als wäre sie vom Geld zu trennen? Und warum erscheint Zeit so, als wäre sie von den Menschen zu trennen?
Elias geht der zweiten Frage nach. Er versucht, den Interaktionsaspekt der Zeit zu fassen, indem er Bergsons Dualismus von *objektiver* und *subjektiver* Zeit aufnimmt. Auf der einen Seite begreift er das soziale gesellschaftliche Zeitraster, das aus dem ,,Bedürfnis der Menschen zu koordinieren und zu synchronisieren" (Elias 1984, S. 100) komme als *strukturbezogene Zeit,* in die sich eine *erfahrungsbezogene Zeit,* die die individuelle menschliche Perspektive ausdrücke, einpaßt.

Interessant an seinem Ansatz finde ich dabei, daß er dieses Verhältnis von *strukturbezogener Zeit* zu *erfahrungsbezogener Zeit* als ein aktives In-Beziehung-Setzen von Menschen versteht. Die strukturbezogene Zeit, der „objektive" Kalender, muß von jeder Person willentlich und individuell ausgefüllt werden; der gesellschaftliche Kalender gleichsam nochmals mit einem individuell bestimmten Kalender besetzt werden. Damit entwickelt Elias meines Wissens als einziger Zeittheoretiker einen Ansatz, der Zeit nicht nur als *Vergesellschaftsprinzip* begreift, sondern gleichzeitig auch als *Individualisierungsmuster.* Das Herausbilden einer „inneren Stimme, die nach der Zeit fragt" (Elias 1984, S. XXXII) ist ihm zufolge Ausdruck eines sozialen Musters, dem alle Menschen innerhalb dieses sozialen Musters unterworfen werden und als dessen Wirkung sich die Menschen zu *Einzelnen* individualisieren.

So faszinierend ich dieses dialektisch vermittelte Interaktionsmuster von Vergesellschaftung und Individualisierung finde, habe ich doch zwei grundsätzliche Einwände gegen seine Zeittheorie, die beide zusammengehören.

Erstens ist das „soziale Muster", durch das die Menschen zu Einzelnen individualisiert werden, nicht neutral aus Synchronisierungswünschen zu erklären, sondern in seiner Funktion und Wirkung genau zu benennen, und zwar als geschlechtsspezifische Sozialisation, deren Inhalt die Unterdrückung der Frauen ist. Die Umsetzung von *objektiver, strukturbezogener* in *subjektive, erfahrungsbezogene Zeit,* die wir als Ausbildung einer inneren Uhr erfahren, beinhaltet zwei verschiedene Individuationsmuster für Männer und Frauen. Was bei jeder Person als Resultat dieser „individuellen Umsetzung" in eine subjektive Termin- und Zukunftsplanung herauskommt, ist jeweils ein weiblicher oder ein männlicher Sozialcharakter.

Das hängt damit zusammen, daß zweitens dieses „soziale Muster" nicht ein Netzwerk innerhalb einer physikalisch gemessenen „natürlichen Zeit" ist, sondern eine allein durch gesellschaftliche Beziehungen hervorgebrachte Zeitbestimmung, die die Gleichung von Zeit = Geld für alle Menschen als zwingend gültig durchsetzt. Diese Gültigkeit ist aber eine verschiedene für Frauen und Männer. Sie bestimmt den konkreten Umgang der „Einzelnen" miteinander, warum Männer gleichberechtigt nur mit Männern verkehren und die Frauen ungleichberechtigt nur mit Männern und selten mit Frauen.

Was Elias mit seinem Ansatz nicht fassen kann und was allen männlichen Zeit- wie Geldtheoretikern nicht in den Blick kommt, ist dieser Zusammenhang von Zeit — Geld und Geschlecht: daß Geldmachen in der Neuzeit der innerste Inhalt der Zeitstruktur ist, die als Vergesellschaftungs- und Individuationsprinzip eine hierarchische Polarisierung der Geschlechter beinhaltet: unten die Frauen und als deren Zukunft obendrauf gesetzt die Männer.

Die Identifizierung von Zeit mit Geld und von Geld mit männlichem Geschlecht wird aufgrund einer mechanistischen Dressur unserer Wahrnehmungsmöglichkeiten nicht wahrgenommen, die parallel zur Ausbreitung der Geldwirtschaft sozusagen als deren spiritueller Überbau ausgebildet wurde. Ich möchte versuchen, diesen inneren Zusammenhang der neuzeitlichen Zeit = Geld-Struktur im folgenden in einzelnen Schritten darzustellen, die sich historisch gleichzeitig herausgebildet haben: 1. die hierarchisch-perspektivische Anordnung von Raum und Zeit zu einer *objektiven* Weltsicht, zu der die physikalisch bestimmte, naturwissenschaftliche Zeitmessung gehört; 2. die Durchsetzung und zwingende Verpflichtung der Menschen auf die Gleichsetzung der Zeit mit dem Geld und 3. die Ausbildung von unterschiedlichen Zeitorientierungen und unterschiedlichen individeullen Zeitbestimmungen von Frauen und Männern.

Zur mechanistischen Dressur unserer Zeit-Wahrnehmung

Zeit als *linear* zu beschreiben, als kontinuierliche Abfolge- von Zeitpunkten, ist Ausdruck der neuzeitlichen mechanistischen Anordnung unserer Wahrnehmungsmöglichkeiten. Der Begriff „Linearität" ist technizistisch verdinglicht, weil er den komplexen Zusammenhang von physikalischer Zeitmessung, gesellschaftlicher Zeitbestimmung und individueller Zeitorientierung nicht als gesellschaftliche Beziehungen begreift, sondern auf eine physikalische Wahrheit reduziert.
Seit Newton gibt es ein mathematisches Modell der Zeit. Das erkennende Subjekt beweist sich die Wahrhaftigkeit der Welt nicht durch seine Sinne, sondern tritt verobjektiviert hinter eine Anordnungsstruktur zurück, die die Welt so anordnet, daß alle und jedes zugleich im Raum und in der Zeit steht. Für das mittelalterliche, heilserwartende Bewußtsein hatte dagegen der Himmel keine „Zeit" gehabt und die Welt hatte ihr Entwicklungsprinzip nicht in der Zeit, sondern in Gott. Durch die Anordnung der Welt als naturwissenschaftlich berechenbare wurde die ganze Welt mechanistisch verzeitlicht; *mechanistisch,* weil nur das innerhalb dieser Raum-Zeit-Koordinate Liegende verzeitlicht wird, nicht aber das erkennende Subjekt selbst, d.h. weil die Beziehung Subjekt-Erkennungsobjekt nicht als Beziehung begriffen wird, sondern als immer schon vorausgesetzte Anordnung: Alles was meßbar und berechenbar in der Zeit und im Raum ist, ist Wirklichkeit, der verobjektivierte Beobachter, der sich diese Welt aus der Distanz seiner selbst angeordneten Zeit- und Raumlosigkeit betrachtet, bleibt draußen. Diese Art der Weltwahrnehmung konstituiert so die *Perspektive* des „objektiven Beobachters als erkennendes Subjekt, der geschichtslos und zeitlos ist, damit maßlos und unendlich und immer vorgestellt als einziges menschliches Wesen gegenüber der Welt: „der-Mensch". Die Anordnung der Welt als distanzierte deutete sich während der Renaissance in der Malerei als Endeckung der Perspektive an (Wendorff 1980, S. 156).

Newton lebte von 1643 bis 1727, zu einer Zeit also, als es schon üblich war, die mathematisch definierte „unsichtbare Zeit" mit einem technischen Hilfsmittel sichtbar zu machen: der Uhr. Uhren sind keine Erfindung der Neuzeit, schon der Redewettstreit der demokratischen Athener wurde durch Sanduhren begrenzt. ‚Neu' war jedoch die Erfindung der Räderuhr, der *mechanischen* Uhr, die erstmals 1271 und um 1300 erwähnt wurde. Während bei den vorher schon existierenden Uhren die Zeit gleichmäßig und ohne Unterbrechung oder eigene Gliederung dahinfloß, ist das im Wesen dieser Räderuhren Neue die Gliederung der Zeit in zahllose gleichwertige meßbare Einzelbestandteile" (Wendorff 1980, S. 139). Die immer genauere mechanische Gliederung der Zeit in Einzelbestandteile während der Renaissance wurde die Voraussetzung dafür, Zeit als Zeit-*Punkte* zu erfahren: Ende des 14. Jahrhunderts wurde die gleichmäßige Stundeneinteilung üblich und damit der Übergang von den kirchlichen — von den Mönchen ausgerufenen Tageszeiten — zur weltlichen Zeit. Die Zählung aller Tage — vorher wurden die Mondphasen gezählt — setzte sich erst im 16. Jahrhundert durch, ebenso die Jahrhundertrechnung und erstmals die Sekundenzählung (mit Loggläsern, feinen Sanduhren zur Bestimmung der Geschwindigkeit von Segelschiffen).

Aber die gesellschaftliche Zeit*orientierung* war von Anfang an keine lineare Orientierung, — darin drückt sich unsere mechanistisch reduzierte Wahrnehmung aus, — sondern eine Zeit-Raum-Antizipation, die immer ein *In-Beziehung-Setzen* impliziert. Was zu Beginn der Neuzeit als neues Handlungs-Abfolge-Muster geschaffen wurde, war nicht nur die Unterscheidung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die hatte das sakrale Zeitempfinden der Christen mit ihrer zukünftigen Heilserwartung ansatzweise auch gehabt, sondern die eigenartige Form der Antizipation von Zukunft als *vollendeter Gegenwart,* wozu die Vorstellung einer *vollendeten* Zukunft (was für eine Vorstellung!) gehört, was sich grammatikalisch in der Ausbildung der Verbformen von Perfekt und Futur II ausdrückt.

Dieses Zeitmuster ist keineswegs punktuell-linear (Heute mache ich das, Morgen machst du das), sondern *rückbezüglich* — eine verbindende Schleife. Also:

Wenn ich das vollendet habe, werde ich das tun. (Perfekt)
oder besser:
Wenn du das vollendet hast, wird du Geld bekommen.

Erst *fertige* Arbeit — dann Geld / Ware — Geld.

Wobei zur Vorstellungsmöglichkeit der Vollendung die Versicherung gehört:
Ich werde das vollendet haben. (Futur II)
Du wirst dein Geld bekommen haben.

In einer Untersuchung des Altfranzösischen zeigt Glasser (1936), daß sich die Ausbildung eines sprachlichen Zeitbewußtseins im Altfranzösischen erst allmählich nach den Kreuzzügen vom 11. bis zum 15. Jahrhundert vollzogen hat (angefürt bei Wendorff 1980, S. 131). Sie ging einher mit der Übertragung von Begriffen des Raumes auf die der Zeit, wie z.B. die Begriffe Strecke und Länge.
Die Fähigkeit, die Zeit vom Raum zu trennen, erklärt Hohn (1984) als Ausbildung eines kalkulatorischen Bewußtseins, das die Händler durch die Verfügung über komplexe *Zeithorizonte* entwickelt haben. Diese Zeithorizonte waren an der Länge der Schiffsfahrten orientiert, die von den Kaufleuten vorfinanziert und ausgerüstet wurden. Dabei mußten sie „vorschießen", ansatzweise schon im Vorgriff auf die Zukunft Aufwand und Ertrag in *Beziehung* setzen.
Das Hereinnehmen der vollendeten Zukunft in die Gegenwart, die immer als eine abgeschlossene aktive Handlung gedacht wird, ist die eigentliche Handlung der Händler: Kalkulation. Historisch hat sich dieses Prinzip mit der Aufhebung des kirchlichen Zinsverbots durchgesetzt. Die Zinsen sind gleichsam die zur Summe gewordene vollendete Zukunft, die vollendete Zeit, die als wachsendes Geld in die laufende Gegenwart hineingenommen wird.
Dennoch ist unsere Vorstellung von Zeit nicht die von rückbezüglichen Schleifen oder Spiralen, sondern die einer Linie. Das ist noch nicht daraus erklärt, daß Zeit physikalisch in Zeitpunkten gemessen wird. Warum ist diese physikalische Messung überhaupt gültig? Wie bekommt sie eine gesellschaftlich verpflichtende Geltung, die in Geld berechnet wird?

Zur staatlichen Durchsetzung der Gleichung Zeit = Geld

Die Zeitperspektive der rechnerischen Kalkulation ist die Sicht des einzelnen Händlers: Ware — Geld. Als Perspektive des *Einzelnen* ist sie identisch mit der Perspektive des „objektiven" erkennenden Subjekts, das sich selbst mit seinen Interessen draußen läßt. Dabei hatte der konkrete kalkulierende Kaufmann ganz subjektive Interessen. Das für teures Geld von ihm ausgestattete Schiff sollte auch wirklich mit dem Gold und dem Kakao zu ihm zurückkommen und nicht, wie während der ersten Jahrhunderte der Neuzeit üblich, von anderen „Kaufleuten" gekapert oder von den bezahlten Abenteurern, die sein Schiff steuerten, veruntreut werden. Dieses Interesse konnte der Handel treibende Bürger bei Seinesgleichen auch unterstellen. Eine machtvolle Garantie seines Anspruchs wollte er zum Schutz vor gegenseitigem Raub einführen. Das gelang den europäischen Kaufleuten mit Hilfe von einzelnen herrschenden Mächtigen, mit denen sie sich ein effektives Bündnis zur Garantie ihrer Interessen einrichteten: den neuzeitlichen Staat, der mit seiner militärisch-polizeilichen Staatsgewalt die Erfüllung des kaufmännischen Anspruchs durch das neuzeitliche Staatsrecht garantierte, das zum Kern die Ausbildung eines Vertragsrechts hatte.
Ein embryonales Handelsrecht entstand nach Hohn in Norditalien schon ansatzweise

im 11. Jahrhundert, Wolters (1975) datiert das Entstehen eines einklagbaren Vertragsrechts für Deutschland auf das Ende des 16. Jahrhunderts. Das ist die Zeitspanne, die als Beginn der Neuzeit begriffen wird: Intensivierung des Fernhandels, das Entstehen von Städten, Kapitalisierung, Kolonialisierung und das Entstehen der neuzeitlichen Staaten.
Wer „Bürger" ist, wurde rein rechtlich definiert. Die Konstitution des Einzelnen als staatliches Rechtssubjekt garantierte sowohl die Wahrung der Interessen als Einzelner wie auch als Interessenverband. Dieser Interessenverband war aber ausschließlich nur für Seinesgleichen. Außerhalb dieses wechselseitigen Bündnisses wurden offene Plünderungen, Raub und Gewalt um so mehr angewendet. Daher bestand die „zivilisatorische Wirkung" neuzeitlich-staatlichen Rechts, von der immer gesprochen wird, in der Umwandlung des Raubs *zwischen* Männerbünden in eine staatsrechtlich regulierte ökonomische Konkurrenz.

Der intersubjektive Aspekt des Rechts wird aber durch die zeitsetzende Funktion des Rechts selbst verschleiert, insofern es festlegt, daß Handlungen als vollendet (Perfekt) gelten oder bis zu einem bestimmten Termin vollendet worden sein müssen (Futur II). Die Verknüpfung von physikalischer und gesellschaftlicher Zeitbestimmung sehe ich in der zeitlichen Fixierung gesellschaftlicher Handlungen durch das neuzeitliche Vertragsrecht, das Handlungen als vollende oder zu vollendende festlegt, gleichzeitig aber nur den strafrechtlich fixierten Zeitpunkt zählt.
Erst mit der Sicherheit einer strafrechtlichen Garantie der Staatsgewalt im Rücken kann ein Kaufmann einen Satz sagen, wie: „In zwei Jahren wird das Schiff mit den Gewürzen zurückgekommen sein". Erst mit dem staatlich garantierten Rechtsanspruch ist die vollendete Zukunft (Futur II) in die Welt gekommen.
Aber, so führt Husserl in seiner Untersuchung über Zeit und Recht aus, „Die Zeitpole, zwischen denen ein Rechtsanspruch existiert, sind Daten in der objektiven Zeit. Die objektive Zeit wird mit Maßstäben gemessen, die das, was jeweils in der Zeit ist, außer Betracht lassen" (Husserl 1955), d.h. sie ist „leere Zeit" und abstrahiert von dem, was in ihr geschieht. Es interessiert allein der im Rechtsanspruch fixierte Zeit-*Punkt* seiner Erfüllung, im Vertrag das *Ende* der Dauer. „Der Rechtsanspruch ist auf ein Ende hin", und dieses *Ende* ist als Fixpunkt strafrechtlich relevant, *strafrechtlich garantierter Zeit-Punkt.* Das ist genau der Punkt, der die physikalisch gemessene Zeitbestimmung zum gesamtgesellschaftlich verpflichtenden, d.h. sich auch wirksam durchsetzenden Synchronisierungsmuster *objektiv* werden läßt. Die strafrechtlich garantierte Pünktlichkeit ist nicht die Garantie auf eine objektive Zeitmessung, sondern auf Einhaltung von Zeitverträgen: Zeit ist Geld.

Und das ist auch immer wieder der Punkt, an dem wir uns klarmachen können, warum seit Beginn der Neuzeit als „Gesamtgesellschaft" nur die Männer zählen: Das Vertragsrecht wurde als Teil des Römischen Rechts im neuzeitlich staatlichen Sinne formuliert, war aber auch in den Kanonischen Gesetzen (das waren Dekrete von Kirchenhäuptern, die während des 12.— 14. Jahrhundets gesammelt wurden (vgl. Udo Wolter 1975), schon geschützt. In Deutschland wurde das Kanonische Recht nach Wolter durch Einführung des Römischen Rechts durchgesetzt und auf den Geltungsbereich von Ehegesetzen eingeschränkt, die bis ins 18. Jahrhundert hinein der kirchlichen Gerichtsbarkeit unterstanden. Die Phase der Durchsetzung und Neuformulierung des Römischen Rechts war die Hoch-Zeit der kirchlichen und staatsrechtlichen Verfolgung von Frauen als Hexen. Durch die Hexenpogrome wurde das doppelte Recht — Römisches Staats- und Vertragsrecht und die Kanonischen Ehegesetze — gegen die Frauen durchgesetzt.
Römisches Recht definierte den gesellschaftlichen Status der Männer als Bürger durch *Waffen*gewalt (Wehrdienst) und den Status der Frauen durch *Muntgewalt,* d.h. Frauen waren immer „unmündig", unterstanden als Abhängige der *Hausgewalt* ihrer Väter,

Onkel oder Ehemänner. Dadurch wurden die bürgerlichen Frauen, die mit Aufkommen einer verallgemeinerten Geldwirtschaft in den Stadtrechten zum Teil eine volle rechtlich-ökonomische Selbständigkeit garantiert hatten, aus der Geldökonomie ausgeschlossen, waren nicht vertragsfähig. Nur Witwen konnten in Ausnahmefällen Geldgeschäfte führen.
Mit Durchsetzung des neu formulierten Römischen Rechts wurde die gesellschaftliche Situation *aller* Frauen durch die Kanonischen Ehegesetze geregelt, die die Ehe explizit als *Gewaltverhältnis* definierten, nicht als Vertrag. Das implizierte nicht nur das Recht des Ehemanns auf „gewaltsame Züchtigung" („Das Kanonische Recht billigte ausdrücklich das Schlagen der Ehefrauen", Power 1984, S. 21), sondern hieß auch: „Männer, die ihre Frauen nicht in der Gewalt hatten, mußten mit Bestrafung rechnen" (Kuhn 1982, S. 198).

Männliche Hausgewalt bedeutete, daß Frauen, egal welcher Klasse, sich explizit dem *Willen* ihrer Ehemänner unterzuordnen hatten, das mußte jeder einzelne Mann bei Androhung von Spott und Strafe gegen „seine" Frau und „seine" Töchter durchsetzen. Die Ehe hatte nichts mit romantischer Liebe zwischen den Geschlechtern zu tun, sondern war eindeutig ein einseitiges Herrschaftsverhältnis. „Selbst ein so liebevoller und verständiger bürgerlicher Ehemann wie der Menagier de Paris vergleicht die Liebe der Ehefrau zu ihrem Mann mit der Treue eines Hundes und erklärt, daß alle seine Anordnungen, seien sie rechtens oder nicht, wichtig oder belanglos, vernünftig oder unvernünftig, befolgt werden müssen" (Power 1984, S. 18). Die Ehe als Verbindungsform zwischen den Geschlechtern beinhaltete so die Herausbildung eines männlichen Willens, der im doppelten Sinne das Resultat eines *Gewalt*verhältnisses ist: Einmal war die Durchsetzung der Ehe als männliches *Individuationsmuster* gewaltsam, das den Männern den alleinigen *Willen* zur Führung und Planung durch Züchtigung der Frauen auferlegte und den Frauen damit den „Willen" zur Unterordnung unter diesen Willen (Selbstaufgabe); und andererseits war es ein gesamtgesellschaftliches, gewaltsames *Vergesellschaftungsprinzip,* das nur über die *kollektive Willensbrechung* der Frauen durch die Hexenpogrome durchgesetzt werden konnte.
Diese kollektive Willensbrechung beinhaltete vor allem den Raub der eigenen Verfügung über den Köprer, das heißt nicht nur die Vernichtung ihres Verhütungs- und Reproduktionswissens, sondern zugleich auch die körperliche Ausrichtung auf den *Willen* des Ehemannes, die sexuelle Gefügigkeit.
Das Resultat der durch die Hexenpogrome durchgesetzten neuzeitlichen Ehegesetze war ein geschlechtsspezifisches *Individuierungs*muster, dessen gewaltsame Spuren wir auch heute als Narben von real erfahrener oder permanent drohender *Willensbrechung durch sexuelle Gewalt* in unserem „weiblichen Sozialcharakter" verschlossen haben.

Zeitorientierung als geschlechtsspezifisches Individualisierungsmuster

Obwohl Frauen seit dem Mittelalter immer auch an der durch Geld entlohnten Produktion ihren Anteil hatten (fast konstant ein Drittel, wie Anke Wolf-Graaf 1980 belegt hat), konnten sie doch nie eine aufs Geldmachen ausgerichtete Zukunftsorientierung entwickeln, weil sie von der Verfügung übers Geld ausgeschlossen waren. Hohn zeigt in einem Beispiel aus dem Verlagssystem, in dem vor allem Frauen und Kinder für einen Auftraggeber in einer bestimmten Zeit aus der zur Verfügung gestellten Wolle Stoffe gewebt haben mußten, daß sie weder über das von ihnen erarbeitete Geld verfügten noch über ihre eigene Zeit. Die Verfügungsgewalt des Vormunds ging so weit, daß Väter ihre Töchter „vermieteten' (Hohn 1984). Für die Frauen wurde durch Muntgewalt der Mann das Maß ihrer Zeiteinteilung, ihrer Zukunft und ihrer Orientierung. Auch sie mußten lernen, den vorgegebenen Kalender „willentlich" zu besetzen, aber nicht mit ihrem eigenen Willen, sondern dem ihres Mannes.

In der Entdeckung eines ,,freien Willens" sieht Wendorff die ,,größte Endeckung der Renaissance" (1980). Was ihm wie allen männlichen Humanisten freilich entgeht, die den Triumpf des menschlichen Willens feiern, ist, daß dieser ,,freie Wille" immer männlich bestimmt ist.
Der Mann ist ,,die Mitte der Welt", beschreibt Pico della Mirandola (1463—1494) die von Gott gegebene Stellung des Mann-Menschen: ,,Wir haben Dir, o Adam, keinen bestimmten Sitz, keine bestimmte Gestalt, keine bestimmte Aufgabe gegeben, damit Du zum Sitze, zur Gestalt, zur Aufgabe habest und besitzest, was Deinem Wunsch entspricht. Die Natur aller übrigen Wesen haben wir bestimmten Grenzen unterworfen, Dich jedoch haben wir in keine solche Enge gesetzt. Du sollst über Dich selbst beschließen, Deinem Willen gemäß, dessen Händen ich Dich anvertraut habe, Ich habe Dich in die Mitte der Welt gestellt, daß Du von da aus leichter Umschau zu halten vermagst über das, was in der Welt ist' (zit. bei Wendorff 1980, S. 155).
Das ist die *Perspektive* des allmächtigen Beobachters, dem die Welt gehört, weil die Welt für ihn da ist. Im Newtonschen Experiment ist das die Anordnung der Welt als raum-zeitliche, wo alles und jedes und jede für *ihn,* das objektiv = zeitlos außerhalb der Anordnung stehende erkennende Subjekt, da ist. Und in dieser Perspektive hocken, vor allem die Frauen ,,in der Enge" mit all ihrer Zeit, die *immer* und *unbegrenzt* ihm, dem Ehemann, ausschließlich *seinem Willen* gehört. Garantiert wird dieser männliche freie Wille samt seiner ,,objektiven" Sicht auf die Welt freilich durch die ganze Gewalt des neuzeitlichen Staates, der mit seinen Ehegesetzen explizit die gewaltsame Ausrichtung der Frauen auf diesen männlichen Willen anordnete.

Die männliche Zeitorientierung ist seit Beginn der Neuzeit eine selbstbestimmte und ausschließlich männlich-konkurrente. Sie ist so wenig ,,subjektiv", wie der ,,männliche Sozialcharakter" subjektiv ist, der genau durch das gesellschaftlich vorgegebene Auseinandertreten von gleichmäßiger Zeitmessung und *willentlicher* Zeitfestlegung unter Individualisierungszwang steht. Unter den Erfordernissen der Geldwirtschaft (als da wären: Zahlungstermine und Fristen einhalten, Zinsen berechnen, überhaupt Käufe und Verkäufe zu tätigen) mußten sie in den gleichmäßig zählenden Kalender noch einmal einen ,,subjektiven", *individuell* verpflichtenden Kalender einbauen, d.h. sie mußten den vorgegebenen Kalender willentlich planend mit Terminen besetzen.
Die männliche Zeitorientierung drückt diese individualisierte Sicht auf die Welt ebenso aus wie die kollektive. Die kalkulatorische Sicht des einzelnen ist im Vertragsrecht ebenso garantiert wie die Sicht als Interessenbund: ich — der Mann —, das Selbst ist zugleich das kollektive Selbst des über Geld verfügenden Männerbundes. Alle außerhalb dieses Bundes Stehende werden als Nicht-Subjekte behandelt, ideologisch ausgegrenzt, indem ihnen gewaltsam eine eigene Zeit genommen wird. Damit werden sie entmenschlicht, entpersönlicht und naturalisiert. Ob Frauen, Sklaven, Kolonialisierte oder Wilde, eine ,,Zeit" bekommen sie in diesem Gewaltverhältnis nur durch das ,,objektive Subjekt", und zwar *seine* Zeit. Ansonsten werden sie als ,,Natur" behandelt.

Der intersubjektive Zusammenhang, die Konkurrenz des einzelnen Mann-Subjekts mit Seinesgleichen, drückt sich aber auch ,,zeitlich" aus. Die Identifizierung von Zeit mit Geld meint ja als handlungsanweisende Logik nicht eine Gleichsetzung, sondern eine Gleichsetzung im Sinne einer Verknappung von zwei Linien. Das ist die eine, die bis zum Zeitpunkt der Vertragspflicht geht und die andere, die angepeilt wird und immer ein *Davor* sein soll. Dieses *Davor* ist der Vorsprung vor den Konkurrenten, der Vorteil und Extraprofit. Das ist die Logik, die die vollendete Zukunft am liebsten auf gestern vorverlegt. Im Sinne des kollektiven Selbst des Männerbundes geht es nicht um Äquivalente, sondern um das Rausschlagen von Zeit: Je weniger Zeit — desto mehr Geld! Als Individualisierungsmuster kennen wir dies als ,,keine-Zeit-haben." Eine Person gilt um so vollendeter, je mehr willentliche Termine sie in ihrem Kalender eingebaut

hat. In der Männerlogik, die Termine als Geschäftstermine definiert, sind das very important personalities (VIP).

Für Frauen, vor allem für selbständige, unabhängige Frauen, die ich kenne und zu denen ich gehöre, gibt es auch diese Logik, die aus der Tatsache eines gefüllten Kalenders eine individuelle ,,Wichtigkeit" bezieht. Aber unsere Logik liegt trotzdem immer noch oft innerhalb der intersubjektiven Zeitausrichtung auf den männlichen Willen. Selbst wenn wir viele ,,Termine" machen, sind unsere Termine eher Beziehungstermine als Geschäftstermine. Die ,,Beziehung" oder ,,Beziehungen" gehen uns meist vor, wobei ich nicht bedaure, daß wir nicht Geschäftsterminen hinterherjagen, sondern daß wir so langsam lernen, eine intersubjektive Frauenorientierung zu entwickeln, daß ich selbst z.B. nur mit Anstrenung Zeit für meine Freundinnen ,,frei" mache.
Aber warum mir das so schwer fällt, eine Reflexion auf die Gefühle, Ängste, Projektionen, Idealisierungen usw., die das weibliche Muster der individuellen Besetzung der ,,objektiven" Zeit ausmachen, wäre noch zu untersuchen. Wichtig finde ich, daß wir lernen, die Bedingungen für unseren eigenen Willen als Individuen wie als Geschlecht zu benennen und zu verändern.
Wie dieselbe Zeit von einem Mann anders besetzt wird als von einer Frau hat Clarice Lispector in ihrem Buch ,,Eine Lehre oder das Buch der Lüste" großartig knapp beschrieben. Nachdem Lori, die junge Protagonistin des Buches über 160 Seiten von ihrem Geliebten Ulisses auf die Liebe vorbereitet wurde und die beiden endlich die körperliche Liebe als großes Fest vollzogen haben, kündigt Ulisses ,,seiner" Lori an: — Ich liebe dich, Lori, und ich habe nicht viel Zeit für dich, weil ich viel arbeite. Ich habe immer nur mit Anstrengung Zeit abgezweigt, um mit dir einen Whisky zu trinken. Meine Arbeit wird mehr, du wirst geduldig sein müssen, sie wird mehr, weil ich endlich meinen Essay schreiben muß. Und ich werde ohne Stil schreiben, sagte er, als rede er für sich. Ohne Stil zu schreiben, ist das Höchste, was einer, der schreibt, zu wünschen erreicht. Es wird sein, Lori, wie dein Satz, den ich auswendig weiß: die Welt wird mit ihrer überragenden Unpersönlichkeit gegen meine äußerste Individualität als Person stehen, aber wir werden eins sein. Du wirst oft allein sein müssen. — Das macht mir nichts. Ich bin heute eine andere Frau. Und eine Minute Sicherheit deiner Liebe wird mir Wochen geben . . . —.

Literatur

DUBY, Georges: Krieger und Bauern, Frankfurt 1983

ELIAS, Norbert: Über die Zeit, Frankfurt 1984

GLASSER, Richard: Studien zur Geschichte des französischen Zeitbegriffs, München 1936

GÖTTNER-ABENDROTH, Heide: Urania-Zeit und Raum der Sterne. Zum Weltbild matriarchaler Völker im Spiegel der modernen Physik, in: Feministische Studien 1/1982, S. 105ff.

HOHN, Hans-Willy: Die Zerstörung der Zeit, Frankfurt 1984

HUSSERL, Gerhart: Recht und Zeit, Frankfurt 1955

KUHN, Annette, RÜSEN, Jörn (Hrsg.): Frauen in der Geschichte, Bd. 2, Düsseldorf 1982

LUKÁCS, Georg: Geschichte und Klassenbewußtsein, Berlin 1923, (Nachdruck: Amsterdam 1967)

MARX, Karl: Grundrisse der Politischen Ökonomie, Frankfurt/Wien 1956

NEUMANN, Erich: Zur Psychologie des Weiblichen, Zürich 1953

NOWOTNY, Helga: ,,Nie von Zeit allein. . ." in: Feministische Studien 1/1982

POWER, Eileen: Als Adam grub und Eva spann, wo war da der Edelmann? Berlin 1984

SCHWARZER, Alice: Lohn: Liebe, Zum Wert der Frauenarbeit, Frankfurt 1985

WALLERSTEIN, Immanuel: The Modern World System, New York/San Franzisco 1974
WENDORFF, Rudolf: Zeit und Kultur, Wiesbaden 1980
WOESLER, Christine: Für eine begreifende Praxis in der Natur, Gießen 1978
WOLF-GRAAF, Anke: Frauenarbeit im Abseits, München 1980

● er arbeitet für Geld,	● sie arbeitet umsonst aus Liebe,
● er verwaltet das Geld,	● sie legt Rechen-schaft ab,
● er hat es auf dem Konto,	● sie im Küchenschrank,
● er riskiert (Haus und Hof — Kopf und Kragen),	● sie sichert ab (hält Haus und Hof zusammen),
● er macht möglichst steuerbegünstigt Schulden,	● sie vermeidet Schulden,
● er betrügt im Großen im Bewußtsein seiner Cleverness,	● sie im Kleinen mit schlechtem Gewissen,
● er wiederholt „Du verdienst hier nicht die Brötchen".	● sie gibt ihm heimlich recht und fühlt sich schuldig, das (nicht selbst verdiente) Brötchen bleibt im Halse stecken . . .

(Gesine Spieß)

Maria Mies

Brautpreis, Mitgift und Mitgiftmorde in Indien

Gewalt gegen Frauen und fortgesetzte ursprüngliche Akkumulation.

Daß Frauen in der Dritten Welt durch den Prozeß der (kapitalistischen) Entwicklung ,,benachteiligt" wurden, obwohl sie die meiste Arbeit tun, hat sich inzwischen herumgesprochen.[1] Die Gründe für diese systematische ,,Entwicklung der Unterentwicklung" sind jedoch immer noch weitgehend unklar. Was aber in den meisten Analysen, die sich überhaupt mit den Problemen der Frauen in den unterentwickelten Ländern befassen, noch unklarer ist, ist der Zusammenhang, der zwischen eben diesem Entwicklungs- und ,,Modernisierungsprozeß" und der Zunahme sexistischer Gewalt besteht.

Nachdem es eine jahrelange Diskussion über Gewalt gegen Frauen in Europa und den USA gegeben hat, sind in den letzten Jahren auch einige Berichte über die Formen und die Auswirkungen von brutaler patriarchalischer Gewalt gegen Frauen aus Ländern der Dritten Welt bei uns erschienen. Ich möchte hier den Bericht von Fran Hosken über die Klitorisbeschneidung in Afrika erwähnen (Hosken 1979), sowie Mary Daly's vielgelesenes Buch Gyn-ökologie, in dem die patriarchalische Gewalt in den Großreligionen (Christentum, Hinduismus, Islam, Konfuzianismus) aufgezeigt wird, allerdings nur auf der Ebene der ,,Kultur" (Daly 1980). Cheryl Benard und Edit Schlaffer thematisieren die Gewalt, die Frauen in der Dritten Welt, vor allem in den islamischen Ländern und Indien, erfahren, und rufen zum Sturz des ,,internationalen Patriarchats auf (Benard & Schlaffer 1984).

Was aber diese Analysen charakterisiert, ist nicht nur die Tatsache, daß die Brutalitäten gegen Frauen meist aus dem Rest der Zusammenhänge dieser Gesellschaften herausgelöst und sensationalisiert werden — was die Frauen in der Dritten Welt gegen solche feministischen Forscherinnen eingenommen hat —, sondern, daß das Phänomen und die Zunahme sexistischer Gewalt in diesen Ländern nicht in den Zusammenhang des kapitalistischen Entwicklungsmodells und der internationalen Arbeitsteilung gestellt werden, sondern als quasi geschichtslose Tatsachen abgehandelt werden. Entweder wird die Gewalt einem universalen und zeitlosen Patriarchat zugeschrieben, was in letzter Instanz häufig auf die Annahme eines biologisch bedingten, sadistischen ,,Triebes" aller Männer hinausläuft, oder sie wird der ,,Rückständigkeit" sogenannter traditionaler Gesellschaften angelastet, die ,,noch nicht" in vollem Umfang durch den Prozeß der Zivilisation umgeformt, bei denen die Menschenrechte und die Bürgerliche Revolution noch nicht richtig durchgesetzt seien. Die Gewalt gegen Frauen gilt dann als ,,Rest aus barbarischen Zeiten", als Überbleibsel des ,,Feudalismus" usw. Diesen Argumentationshintergrund sehe ich auch vor allem bei Benard und Schlaffer, die die patriarchalische Gewalt hauptsächlich als ein Problem der Menschen*rechte,* sehen, die dann ja auch durch ihre Organisation ,,Amnesty for Women" für Frauen in der Dritten Welt erkämpft werden sollen. Dabei übersehen sie, daß diese Menschenrechte und die Gleichheit von Mann und Frau in den meisten Verfassungen dieser Länder verankert sind. Indien z.B. hat, was die Rechte der Frauen betrifft, eine ziemlich liberale Verfassung. Auch das Problem, das uns hier beschäftigt, die Mitgift, ist in Indien seit 1961 verboten. Wer das Problem der Gewalt nur als ein *Rechts-* oder Menschenrechtsproblem auffaßt, das auf der Ebene des Kampfes für bessere Gesetze behoben werden könnte, verkennt nicht nur den Stellenwert der Gewalt im Gesamtsystem des kapitalistischen Patriarchats, sondern auch den Charakter dieser Menschenrechte. Diese Rechte wurden zwar im Zusammenhang der bürgerlichen Revolutionen als universal

proklamiert, aber doch stets nur für einen Teil der Menschen durchgesetzt. Mehr noch, die Realisierung dieser Rechte für einige, hatte immer (notwendigerweise) den Ausschluß anderer von diesen Rechten zur Voraussetzung.[2)]
Demgegenüber möchte ich die These vertreten, daß die Gewalt gegen Frauen, wie die Gewalt gegen Kolonien die notwendige, aber unsichtbar gemachte ,,Unterseite" der modernen Marktwirtschaft und ihres Akkumulationsmodells ist. Dieses Modell, das angeblich auf einem gewaltfreien, durch Verträge abgesicherten Systems des Äquivalententauschs beruht, also etwa des ,,gleichen" Tauschs von Waren gegen Geld, beruht in Wirklichkeit auf einem ,,Unterbau" räuberischer Aneignung von Menschen, speziell Frauen, Produkten und Naturressourcen. Die ,,geregelte" kapitalistische Akkumulation hat zu ihrer fortwährenden Bedingung die fortgesetzte ursprüngliche Akkumulation, die immer auf ungeregelter Gewalt beruht. Diese fortgesetzte ursprüngliche Akkumulation findet aber immer in den Bereichen statt, die aus der der eigentlichen Ökonomie ausgeschlossen wurden, die aus der der eigentlichen Ökonomie ausgeschlossen wurden, die zur ,,Natur" erklärt wurden. Und zur Natur wurde im Kapitalismus all das definiert, was, wie Claudia von Werlhof sagt, *gratis* sein soll (v. Werlhof 1983), d.h. Frauen, Natur, Kolonien. Was gratis sein soll, wird nicht durch Tauschtransaktionen angeeignet, sondern durch *räuberische Gewalt.*
Da diese Gewalt die Grundlage des ,,gewaltfreien" Tauschs und Warenverkehrs ist, kann sie mit der Verallgemeinerung der ,,modernen" Marktwirtschaft nicht abnehmen, sondern wird eher zunehmen.
Gefahr für ,,Leib und Leben" ist für Frauen also weniger in den traditionalen Gesellschaften zu erwarten, als gerade da, wo sich Modernisierungsprozesse abspielen.
Diese Zusammenhänge möchte ich im folgenden am Beispiel der Veränderungen von Brautpreis und Mitgift in Indien unter dem Einfluß kapitalistischer Entwicklung erläutern. Die Zunahme der Mitgift und die Abnahme des Brautpreises geht einher mit einer Zunahme brutaler Gewalt gegen Frauen. Frauen, die bei ihrer Verheiratung nicht genug Mitgift oder dowry mitgebracht haben, werden in zunehmendem Maße von ihren Männer und Schwiegereltern schikaniert und ermordet. Diese Mitgiftmorde stehten m.E. in einem direkten Zusammenhang mit den Bereicherungswünschen der modernen jungen Männer und ihrer Familien.

Was ist Brautpreis, was ist Mitgift?

Ehe ich zur Analyse von Mitgift und Mitgiftmorden komme, möchte ich auf die Unterschiede zwischen Brautpreis und Mitgift eingehen. Häufig werden beide als ein und dasselbe angesehen, weil in beiden Fällen bei der Heirat Geld von einer Familie zu einer anderen geht.[3)] In Wirklichkeit stehen aber hinter dem Brautpreissystem und hinter dem dowry — oder Mitgiftsystem, wie es in Indien praktiziert wird, zwei ganz unterschiedliche Systeme der gesellschaftlichen Bewertung von Frauen und unterschiedliche Verhältnisse zu Natur und Gesellschaft.

Brautpreis

Die ethnologischen Forschungen über Brautpreis haben sich vor allem auf afrikanische Gesellschaften konzentriert. Im folgenden beziehe ich mich vor allem auf eine Zusammenfassung solcher Forschungen von Gisela Geisler (1985).
Der sogenannte Brautpreis[4)] wird in der Regel von der Familie des Bräutigams an die Familie der Braut gezahlt. Im Brautpreis ist ausgedrückt, daß die Frau als Gebärerin und Subsistenzproduzentin einen hohen gesellschaftlichen Wert hat. Wenn eine Familie eine junge Frau an eine andere Familie abgibt, dann verlangt sie dafür ein ,,Äquiva-

lent". Dies scheint, wie der Ethnologe Bohannan festgestellt hat, ursprünglich eine andere Frau gewesen zu sein, denn es konnte nur Gleiches gegen Gleiches getauscht werden (Bohannan 1969 zit. in Geisler 1985, S. 73) Das heißt, exogame Gruppen, die miteinander Heiratsbeziehungen hatten, tauschten gegenseitig die Schwestern der heiratsfähigen Männer aus.
Es gibt aber, bei den Tiv, die Bohannan untersuchte, nicht nur ein sondern sechs verschiedene Heiratssysteme (Geisler 1985, S. 71 ff). Neben dem eben beschriebenen Frauentausch gibt es die Tauschheirat, bei der eine Frau gegen eine andere Frau getauscht wird, die nicht notwendig eine Schwester sein muß. Außerdem gibt es die Kem-Heirat, bei der den Eltern der Braut bestimmte Prestigegüter gegeben werden müssen, z.B. Vieh, Sklaven, Pferde, Medizinen, magische Gegenstände, Messingstäbe und eine bestimmte Stoffart (Geisler 1985, S. 68). Diese Prestigegüter, die nie der Subsistenzsphäre angehören, sondern eine Art Luxus darstellen, der den Besitzern vor allem Prestige und Macht verleiht, geben dem Bräutigam bei der Kem-Heirat das Recht auf die Kohabitation (Gemeinsamkeit von Tisch und Bett) mit der Frau aber nicht auf die Filiation. D.h. die Kinder dieses Paares bleiben noch Kinder der mütterlichen Familie. Außerdem gibt es eine Raubehe, bei der die Braut entführt wird.
Die Ehe wird aber erst als gültig anerkannt, wenn das Heiratsgut gezahlt wurde. Außerdem gibt es eine Kaufehe, die eigentlich identisch ist mit der Heirat von Sklavinnen. Seit 1927 ist die einzig legale Ehe die Brautpreisehe.

Die Tiv unterscheiden drei Tauschsphären: die Subsistenzsphäre, die Prestigesphäre und die Verwandtschaftssphäre. Letztere umfaßt die Rechte auf Menschen, d.h. auf Frauen und Kinder und wird am höchsten bewertet. Die Prestigesphäre umfaßte in früherer Zeit Prestigegüter wie Sklaven, Vieh, Pferde, rituelle Ämter, magische Gegenstände, Stoff, Messingstäbe, die ihrem Besitzer, meistens den alten Männern, Prestige gaben. Die Subsistenzsphäre beinhaltete die Subsistenzgüter. Auf jeder dieser Ebenen fand ein Tausch statt, die Subsistenzgüter wurden auf einem lokalen Markt gegen ähnliche solche Güter getauscht. Auf der Verwandschaftsebene wurden traditionellerweise die Tauschheiraten vollzogen, wo eine Frau nur ein Äquivalent für eine andere Frau sein konnte.
Außerdem konnten aber auch die Güter der verschiedenen Sphären miteinander getauscht werden. Sie wurden von einer in die andere Sphäre konvertiert, dabei fungierten z.B. die Prestigegüter als Zahlungsmittel für den Erwerb von Rechten an Frauen und Kindern, sie wurden also zu einem „Brautpreis" und zu „Geld".
Dieses „Geld" war aber ein „Sonderzweckgeld", das keine Äquivalente zwischen den getauschten Gütern ausdrückte, mit dem auch nichts anderes erworben werden konnte. D.h. solange die oben genannten Prestigegüter den Brautpreis ausmachten, konnte die Heirat zwar zur Anhäufung solcher Prestigegüter genutzt werden, aber nicht zur Anhäufung von anderen Gütern. Das änderte sich erst, als diese „multizentrale" Ökonomie (Bohannan) durch die Einführung der kapitalistichen Warenwirtschaft und des damit einhergehenden „Allzweckgeldes" zu einer „unizentrischen" Wirtschaft wurde. Erst danach konnte das Brautgeld in viele verschiedene Sachen, Waren investiert werden und konnte auch aus allen möglichen Quellen kommen. Die Tatsache, daß die Engländer 1927 die Brautpreisehe als *die* für alle verbindliche Eheform durchsetzten, hat wesentlich zur Integrierung der Heirat in das Marktsystem beigetragen. Der Brautpreis konnte nun in der allgmeinen Allzweckwährung gezahlt werden.
Jetzt erst konnte Geld die früheren Verwandschaftsbeziehungen, die auf Reziprozität beruhen, total zersetzen, dem einzelnen Mann die volle Kontrolle über „seine" Frau und „seine" Kinder geben und die Heirat selbst zu einer Quelle der Akkumulation von Geld für Männer machen. Das Universalgeld und die Integration der Heirat in die Marktwirtschaft und den allgemeinen Warentausch verändert den gesellschaftlichen Sinn des Brautpreises. Während früher der Brautpreis den Sinn hatte, das Prestige der Familien zu vermehren und die Verwandtschaftsbeziehungen zu festigen, geht es heute

schlicht um die schnelle Bereicherung der Männer, in diesem Fall wohl zunächst um die Bereicherung der Väter oder Brüder der Braut, die, das ist anzunehmen, die legalen Eigentümer des Brautgeldes wurden. Die Mütter der Braut können auch Nutznießerinnen dieses Geldes sein, aber kaum legale Eigentümerinnen, da sie ja selbst Tauschobjekte waren. „Die auf Grund der Monetarisierung eingetretene Unizentrierung der Ökonomie hat die Rechte auf Frauen und Kinder in das Marktprinzip integriert: Während die Nachfrage nach Frauen steigt, ist das Angebot stabil" (Geisler 1985, S. 80).
Trotz aller Unterschiede dieser Heiratsformen haben sie eins gemeinsam: nämlich die Tatsache, daß Frauen einen hohen Wert haben, ja Reichtum bedeuten und daß die Heirat für die Männer ein Mittel ist, Reichtümer und Werte anzusammeln. Das Heiratsgut aber, das gegen Frauen getauscht wurde, bestand früher aus Prestigegütern, die nicht notwendig waren zur Erhaltung der Subsistenz. Den Schlüssel, um an die Güter heranzukommen, stellte nach Geisler die „hervorragende Stellung, die die Verwandtschaft in der Sozialstruktur hatte" dar: Frauen und Kinder waren die am wenigsten entbehrliche Form von Reichtum, die traditionell bekannt war und die Form, die im Hinblick auf die Aneignung weiterern Reichtums am produktivsten war." (Geisler 1985, S. 78—79) Die Produktivität der Frauen bestand aber nicht nur in ihrer Fähigkeit, Kinder zu gebären und die Verwandtschaft zu vergrößern, sondern auch in der Tatsache, daß sie, wie auch heute noch vielfach in Afrika, die wichtigsten Subsistenzgüter, wie etwa Yam herstellten.[5] Als solche sind sie die Quelle allen anderen Sachreichtums, nicht nur in dem Sinne, daß im Tausch gegen Frauen, Männer diese begehrten Sachgüter erwerben können, sondern auch in dem Sinne, daß ohne die Subsistenzproduktion der Frauen, d.h. ohne Kinder und Nahrung, auch die anderen Prestigegüter sofort ihren „Wert"[6] verlören.
Dies können wir ohne weiteres auf alle anderen Gesellschaften übertragen, die das System des Brautpreises kennen: Frauen haben dort einen „Wert", sie sind die Garantinnen der Subsistenz und dadurch bieten sie die Möglichkeit, im Tausch gegen sie andere „wertvolle" Sachen zu erwerben.
Neben der Tatsache, daß im Brautpreis die gesellschaftliche Anerkennung der Frau als Quelle des Lebens und des Reichtums sei es in der Form von Verwandtschaft, sei es in der Form von Sachgütern[7] anerkannt wird, ist hier noch festzuhalten, daß dieser Reichtum aber erst angehäuft, und schließlich zu Geld werden konnte, *nachdem die Frauen selbst als Subjekte aus diesen Tauschvorgängen ausgeschlossen wurden und selbst zu Objekten des Tauschs geworden waren.*[7] Es war also notwendige Voraussetzung für die Männer, die Kontrolle über die Frauen in ihren Clans und Familien zu haben, ehe sie sie gegen Heiratsgut mit Männern aus anderen Clans tauschen konnten.
Diese Kontrolle, vermutlich zunächst einiger Männer über „ihre" Frauen und ihre Verwandlung in Geld kann, wie ich früher schon dargestellt habe, nicht ohne das Monopol der Männer über Waffen, nicht ohne Krieg und Raub zustande gekommen sein. Vor dem Tausch steht der Raub. (vgl. Mies 1980)
Der Zusammenhang zwischen Brautpreis und Raub, zwischen der Gewalt gegen Frauen und ihrer Verwandlung in Tauschobjekte in einem „Heiratsmarkt" wird aber in den meisten Untersuchungen über den Brautpreis nicht thematisiert. Sie gehen fast alle von einem „friedlichen" Tauschparadigma aus. Um den gewaltsamen Hintergrund dieses Paradigmas aufzuhellen, möchte ich im folgenden daher kurz auf die Analyse Kurnitzkys über die Entstehung des Geldes eingehen, wie er sie vor allem im Hainuwele-Mythos entwickelt hat. (Kurnitzky 1974)

Exkurs: Hainuwele oder: erst die getötete Frau bedeutet „Geld"

Daß Frauen die Quelle des Reichtums sind, wird nicht nur durch den noch existierenden
 Brautpreis in Afrika und anderswo ausgedrückt, sondern ist auch bezeugt in den My-

then vieler Völker sowie den ältesten Geldformen, die schon in Steinzeithöhlen und -gräbern gefunden wurden, nämlich den Kaurimuscheln, die ein Symbol des weiblichen Geschlechtsorgans sind und ein Substitut für „Frau". Diese Kaurimuscheln galten in Europa, in Afrika in Asien (vor allem in China und Indien, wo die Kaurimuschel herstammt[8]) als Geld. Die Römer nannten sie „porculi", d.h. „Schweinchen", was schließlich zu dem französischen Wort „porcelain" (Porzellan) führte und zur Bezeichnung der Kaurimuschel als Porzellanschnecke. Das aus China stammende Porzellan ist diesen Muscheln nachgebildet und chinesische Porzellanteller fungierten in verschiedenen Gebieten Asiens als Brautgeld. (Kurnitzky 1974, S. 116 ff)

Den Zusammenhang zwischen Frauen, Schweinen und Kaurigeld sieht Horst Kurnitzky in dem archaischen „Tauschgeschäft" des Opfers, nämlich zunächst des Menschen- speziell des Frauenopfers, das dann durch das Schweineopfer ersetzt wurde, was schließlich durch die Kaurimuscheln, die sowohl Frauen als Schweine symbolisieren, ersetzt wurde. Das eine wird ein Substitut (Ersatz) für ein anderes, aber erst durch das Opfer der vorhergehenden Form des Reichtums. Mit anderen Worten: Geldreichtum an Sachen kann erst entstehen, wenn vorher die lebendige Quelle des Reichtums, nämlich die Frau, vernichtet, d.h. geopfert, wurde. Dies erläutert Kurnitzky am Beispiel des von Jensen berichteten Mythos von Hainuwele von der Insel Ceram auf den Mulukken. Im folgenden gebe ich eine kurze Zusammenfassung dieses Mythos wieder:

In der Urzeit ging der frauen- und kinderlose Mann Ameta auf die Jagd und verfolgte ein Schwein bis an einen Teich. Das Schwein rannte in den Teich und ertrank. Als Ameta das tote Schwein herauszog, hing an seinem Hauer eine Kokosnuß.

Damals gab es noch keine Kokosnüsse auf der Erde. Im Traum wurde ihm befohlen, die Kokosnuß einzupflanzen, was er auch tat. Daraus wuchs in kurzer Zeit eine Kokospalme. Als sie blühte, stieg er auf den Baum und wollte die Blüten anschneiden, um ein Getränk daraus zu machen. Dabei schnitt er sich und einige Tropfen Blut fielen auf eine Blüte und vermischten sich mit dem Blütensaft. Daraus entstand ein Mädchen, das Ameta nach Hause trug und Hainuwele nannte.

Als Hainuwele herangewachsen war, fand der große Maro-Tanz der neun Familien (Clans) statt. Bei diesem Tanz sitzen die Frauen in der Mitte einer neunfachen Spirale und reichen den Tänzern nach jeder Runde Sirih und Pinang (wohl ein Aphrodisiakum) zum Kauen. Nun wurde Hainuwele in die Mitte gestellt. Sie aber gab den Menschen (Männern M.M.) nicht Sirih und Pinang sondern in jeder Nacht etwas anderes (der Tanz dauerte neun Tage), nämlich Korallen, chinesische Porzellanteller, große Buschmesser, Sirih-Dosen aus Kupfer, goldenen Ohrringe und metallene Gongs. Die Männer wurden eifersüchtig auf Hainuwele und töteten sie. Sie gruben am neunten Tag eine Grube in der Mitte des Tanzplatzes und drängten Hainuwele während des Tanzes hinein. Ihre Schrei wurden durch den dreistimmigen Gesang des Maro-Tanzes übertönt. Man schüttete Erde auf sie und stampfte sie tanzend fest.

Ihr Vater grub sie aus, zerschnitt ihren Leichnam in viele Teile und grub sie an verschiedenen Stellen ein. Daraus erwuchsen die verschiedenen Dinge, die es bis dahin auf der Erde noch nicht gab, vor allem die Knollenfrüchte, von denen die Menschen seither leben. (Kurnitzky 1974, S. 59 ff)

Die Dinge, die Hainuwele den tanzenden Männern gab, waren aber nichts anderes als Heiratsgut oder Brautgeld. Ähnliches wird auch in anderen Sagen aus diesem Gebiet berichtet, wo bei Hochzeitsfeiern die Braut in die Erde gezogen wird und an ihrer Stelle dann — wunderbarerweise — Gongs, Pozellanteller und andere Sachen liegen, die als Brautgeld fungieren. Dies aber sind alles Dinge, die durch Fernhandel oder Raub erworben werden mußten.

Kurnitzky interpretiert diese Mythen so, daß erst nach dem Opfer der Frau, nach ihrem Tod, die Menschen (die Männer) der Natur als *Materie* gegenübertreten können, sich von ihr getrennt empfinden können und *Sachen,* d.h. „Kulturgüter" erwerben oder herstellen können. Kurnitzky bezeichnet dies als einen „primären Tauschverkehr" zwischen Menschen (Männern) und der Natur, die als die letzte Quelle allen Reichtums

gilt. Dadurch, daß die Frau als Getötete in die Erde versinkt und sich mit ihr vereinigt, kann der Mann die ,,Zweite Schöpfung" die Kultur beginnen.
Mir ist zweifelhaft, ob es richtig ist, die Tötung Hainuweles als ,,Opfer" zu bezeichnen. Der Opferbegriff setzt ja schon einen Gott oder eine Göttin voraus, dem oder der etwas zu ,,geben" ist. Ehe es zu einem solchen ,,Tauschverkehr" kommen konnte, mußte aber die Frau schon als gesellschaftliches Subjekt vernichtet worden sein. Diese Vernichtung geschah aber nicht zu Ehren der ,,Erdgöttin", sondern, wie Kurnitzky richtig bemerkt, zur Errichtung des Inzestverbots, zur Schaffung der Exogamieregel zwischen bestimmten Heiratsklassen. Der frühere ,,regellose Geschlechtsverkehr", wie er im Maro-Tanz symbolisiert ist, wurde aufgehoben: Das Heiratsgeld symbolisiert die neuen Sexualverhältnisses: Die Frau geht nun bei der Heirat in einen anderen exogamen Clan, ihre männlichen Clangenossen empfangen Heiratsgeld, und damit ist die Frau für den Geschlechtsverkehr mit den eigenen Clangenossen tabu. Sie ist für ihre Brüder ,,gestorben". (Kurnitzky 1974, S. 69) Wenn es also hier um einen Tauschverkehr geht, dann ist es einer zwischen exogamen Clans, der die Vernichtung der Frauen als gesellschaftliche Subjekte und ihrer unabhängigen Sexualität voraussetzt. Diese Vernichtung ist aber nie nur eine symbolische, sondern auch eine physische, wenigstens von einigen Frauen. Durch die Tötung einiger Frauen wird *allen* demonstriert, was ihnen geschieht, wenn sie sich nicht an die neuen Regeln der patriarchalischen Gesellschaft halten (siehe Hexenprogrome).
Mich interessiert hier weniger die psychoanalytische Interpretation Kurnitzkys, der die Entstehung des Geldes (und damit der Kultur) auf die Verdrängung, genauer die Tötung oder Opferung, des weiblichen Geschlechts und damit aller inszestuösen Wünsche zurückführt. Was an diesem Mythos deutlich wird, ist zunächst der Zusammenhang, der zwischen Geldentstehung und Gewalt besteht. Der angeblich ,,friedliche Tauschverkehr", in dem Geld als Tausch und Zirkulationsmittel fungiert, basiert in letzte Instanz auf Gewalt gegen Frauen. *Akkumulation von Reichtum in Form von Sachen, und schließlich der Sache an sich, nämlich des Geldes, wird erst möglich, wenn die eigentliche Quelle allen Reichtums an Leben, nämlich die Frauen als Subsistenzproduzentinnen im doppelten Sinn physisch und gesellschaftlich vernicht worden sind, zu einer S a c h e gemacht worden sind.* Mit anderen Worten, die reziproke Beziehung zwischen Männern und Frauen als eigenständigen Personen muß erst zerstört werden, Frauen müssen erst zur (geistlosen) Materie gemacht werden, ihre lebensschaffende und lebenserhaltende Arbeit zur Natur erklärt werden, ehe das ,,Geld heckende Geld" entstehen kann, ehe das schöpferische Prinzip von den Frauen in das Geld transferiert und die unendliche Vermehrung von ,,Sachen", von Geld an die Stelle der weiblichen Produktivität treten und zum Motor der Menschen-Männer-Geschichte werden kann.
Geld bzw. Brautgeld hat also diesen Doppelcharakter: Es bedeutet sowohl die gesellschaftliche Wertschätzung der Frau als Quelle des Reichtums als auch ihre Vernichtung als gesellschaftliches Subjekt. Diese Vernichtung bedeutet auch, daß sie aus ihren eigenen Clan- und Familienzusammenhängen herausgerissen wird, und einer anderen Familie, die erst dann patriarchalisch werden kann, als fremdes Reis zum Zwecke der Kinderproduktion aufgepropft wird. (vgl. Mies 1973)

Mitgift oder dowry in Indien

Während Frauen in den verschiedenen Brautpreissystemen als ,,wertvoll" angesehen werden, ist das in dem indischen dowry oder Mitgiftsystem, das zunächst nur in den höheren patrilinearen und patriarchalischen Kasten und Klassen existierte, gerade umgekehrt. Eine Tochter gilt als Last, als Bürde für den Vater, der die Pflicht hat, sie nach der Geschlechtsreife zu verheiraten. Eine unverheiratete erwachsene Tochter in der Familie gilt als Schande. Um diese Pflicht zu erfüllen, muß der Vater der Braut oder ihre

Brüder oder Onkel väterlicherseits eine hohe Summe an die Familie des Bräutigams zahlen. Diese Summe, die früher nicht über das Vermögen der Familien hinausging, hat in den letzten zwanzig Jahren geradezu phantastische Ausmaße angenommen. In der oberen Mittelklasse, d.h. von Arzt-, Ingenieur-, Juristen-, Geschäfts-, Beamten-Familien, werden *dowries* bis zu und über 500.000 Rupien verlangt.[9] Darüber hinaus fordern die ,,Braut-empfangenden Familien" noch ,,Prestigegüter" in Form von Fernsehapparaten, Autos, Reisen, Motorroller, Radios, moderne Uhren, Kühlschränke, usw. kurz, alles moderne in Indien sehr teure Industriegüter, die sich nur die Reichen leisten können. Gewöhnliche Mittelklassenfamilien (also Lehrer, kleine Beamte und Angestellte, kleine Händler usw.) verlangen *dowries* zwischen 10.000 und 50.000, die reicheren unter ihnen bis zu 100.000 Rupien und entsprechend billigere ,,Prestigegüter".[10] Aber solche modernen Prestigegüter müssen auch noch für den ärmsten Bräutigam gezahlt werden, und sei es nur in der Form eines Radios, einer Uhr oder eines Anzugs. Wenn die ,,Braut-gebende-Familie" dieses Geld nicht hat, muß sie es leihen. In einer Studie über 105 Familien in Bangalore, die *dowries* gegeben hatten, hatten 60 % Schulden gemacht, um ihre Töchter zu verheiraten. Häufig werden aber auch Versprechungen gemacht, den Rest der dowry-Forderungen nach der Hochzeit zu bezahlen, wenn die Familie der Braut die Forderungen der ,,anderen Seite" zu hoch findet. Denn die Familien stehen unter Druck, ihre Töchter zu verheiraten, ehe sie ,,zu alt" werden (vgl. Mies 1973). Nach der Hochzeit wird dann die junge Frau von ihrem Mann, dessen Brüdern oder Mutter häufig unter Druck gesetzt, endlich die Rest-Mitgift von ihrer Familie einzutreiben. Dabei wird sie allerlei Demütigungen und Brutalitäten ausgesetzt.

Wenn die Familie der Braut diesen Forderungen nicht nachkommen kann oder will, wird die Frau in einer seit einigen Jahren zunehmenden Zahl von Fällen schlicht umgebracht. Das geschieht in der Regel so, daß ein Küchenunfall oder ein Selbstmord vorgetäuscht wird. Die Familie des Bräutigams meldet der Polizei, die junge Frau hätte beim Kochen Kerosin verschüttet, oder der Herd sei explodiert und sie sei verbrannt. Oder sie habe Selbstmord begangen, indem sie sich selbst Kerosin über den Sari gegossen und ihn angezündet habe. Durch diese Methode des Verbrennens werden in der Regel alle Spuren und alles Beweismaterial vernichtet, so daß kaum einer diese Fälle aufgeklärt werden konnte.

Ehe ich zur weiteren Analyse dieser Mitgiftmorde komme, können wir festhalten, daß die Mitgift in Indien also eigentlich die Wertlosigkeit, den Unwert der Frau ausdrückt. Um seine Tochter ,,loszuwerden" muß der Vater zusätzlich zu der Tochter noch Geld zahlen. Dieses Geld ist aber auch kein ,,Bräutigamspreis", wie man vielleicht vermuten könnte, denn die Mitgiftheirat ist überhaupt keine Tauschtransaktion, bei der so etwas wie gleiche Tauschpartner einen Preis aushandeln. Dazu aber später mehr.

Mitgiftmorde

Bis 1979 regte sich in Indien kaum jemand über die kurzen Nachrichten in der Presse über die ,,Küchenunfälle durch Verbrennen" oder die ,,Selbstmorde" von jungen Frauen auf. Aber dann begannen feministische Gruppen, zunächst in Delhi, später auch in anderen Städten eine landesweite Protestbewegung gegen diese ,,Unfälle" oder ,,Selbstmorde". Sie verlangten, daß diese Fälle als Mordfälle behandelt und verfolgt würden. Diese Kampagne gegen die Mitgift und die Mitgiftmorde brachte dann erstmalig eine Reihe von konkreten Berichten über diese Morde an die Öffentlichkeit. Vor allem die feministische Zeitschrift Manushi veröffentlichte regelmäßig in den Jahren 1979—84 Berichte von Mitgift-Opfern. Aber auch andere Zeitungen und Zeitschriften, sahen sich veranlaßt, solche Fälle zu dokumentieren.[11] Im folgenden einige Beispiele:

Abha (Delhi)
Abha hat einen BA-Grad des Daulat Ram College, ist Lehrerin und Mutter einer fünf Monate alten Tochter. Ihre Eltern berichten, daß sie nach ihrer Heirat mit Dr. Hari Shankar Goar, einem Wissenschaftlicher mit Beamtenstatus (Klasse I) des Indian Agricultural Research Institute (Indisches Agrarforschungsinstitut) in Pusa, Neu Delhi, gefoltert wurde, um mehr *dowry* heranzuschaffen. Er forderte einen Kühlschrank, den die Eltern von Abha vier Monate vor ihrem Mord auch gaben. Am 7. Juli 1979 prügelte sie ihr Mann und verletzte sie an der Stirn, so daßdie Wunde genäht werden mußte. Ihr Mann wollte nach Westdeutschland reisen und man vermutet, daß er wieder heiraten wollte, um noch mehr *dowry* zu bekommen. Am ersten Oktober ging Abha zu ihren Eltern, um dort Dassera (ein indisches Erntefest) zu feiern.Als sie abends nach Hause kam, fiel ihrem Bruder und ihrer jüngeren Schwester (die sie begleitet hatten) auf, daß ihr Mann zornig war. Am nächsten Tag informierte eine unbekannte Person die Altern Abhas, daß sie ernsthaft krank sei und im Hospital liege. Als sie dorthin eilten, teilte ihnen eine Krankenschwester mit, daß Abha durch Vergiftung gestorben sei. Die Eltern haben den Ehemann und den Schwiegervater des Mordes angeklagt. Bis jetzt (Dez. 1979) ist jedoch noch niemand verhaftet worden. (Aus Manushi, Dezember 1979/Januar 1980)

Prem Kumari (Delhi)
Zwei Monate nachdem Prem Kumari verheiratet worden war, starb sie im Mai dieses Jahres (1980) an schweren Verbrennungen. Padmavati, die Mutter Prem Kumaris, erzählte der Reporterin: ,,Seit ihrer Hochzeit beklagten sich Prem Kumaris Mann und ihre Schwiegerleute dauernd darüber, daß wir zu wenig *dowry* gegeben hätten. Sie sagten, wir hätten keinen Kühlschrank, keinen Fernseher, keinen Ventilator gegeben und auch verschiedene andere Sachen nicht. Nach der Hochzeit erlaubten sie uns nicht, mit unserer Tochter zu sprechen oder sie zu treffen. Erst als ihre Gesundheit sich verschlechterte, erlaubten sie ihr, zu unserem Haus zu kommen. Sie erzählte uns, wie schlecht sie behandelt würde und wie sie geschlagen würde, weil sie zu wenig *dowry* gebracht hätte. Als wir sie das nächste Mal sahen, war sie schon verbrannt. (aus: Sunday, 27. Juli 1980)

Phyllis (Bangalore)
Phyllis kam aus einer protestantisch-christlichen Familie, die fünf Töchter hatte. Ihr Vater ist Vorsteher einer Plantage. Ihre Heirat wurde mit Herrn Thomas arrangiert, der im Post- und Telegraphenamt in Bangalore arbeitet. Der Bruder von Herrn Thomas verlangte 10.000 Rupien in bar, 15 Goldmünzen (Sovereigns) und einen Anteil am unbeweglichen Eigentum der Familie von Phyllis. Die Familie erfüllt die beiden ersten Forderungen, weigerte sich aber, einen Anteil des Eigentums abzugeben. Die Hochzeit fand im September 1981 statt. Nach der Hochzeit fing Herr Thomas an, Phyllis physisch und seelisch zu foltern und verlangte 50.000 Rupies mehr, weil er Schulden zu bezahlen hätte. Er gab ihr kein Essen und kein Wasser während einiger Tage, bis sie ganz schwach wurde. Als die Mutter ihren Zustand sah, sagte sie, das junge Paar solle zu ihnen (der Familie von Phyllis) kommen und bis Weihnachten bleiben. Beide stimmten dem zu. Aber am 15. Dezember shickte Thomas seine Frau zu ihrer Mutter, holte sie aber am gleichen Abend wieder zurück in sein Haus, und versprach, sie am nächsten Morgen wieder zu ihrer Mutter zu bringen. Am 17. Dezember informierte Herr Thomas die Mutter von Phyllis, daß diese sich selbst verbrannt hätte. Ihre Familie hat den starken Verdacht, daß dies nicht stimmt. Sie sagen, Phyllis wollte keine Scheidung, weil sie an ihre drei unverheirateten Schwestern dachte. Sie sagen, daß, obwohl die post mortem Untersuchung zeigte, daß das Mädchen an Erstickung und Gehirnblutung gestorben sei, die Polizei nichts unternommen habe, weil die Behörden insgesamt sich nicht um den Fall gekümmert hätte. So starb eine junge Braut 88 Tage nach ihrer Hochzeit. (aus: Manushi, Juni-Juli 1983)

Manorama (Chandigarh)
Manorama (25) wurde im letzten August 1979 im Haus ihrer Schwiegereltern, 72-B Rani-ka-Bagh, Amritsar, zu Tode verbrannt. Sie starb angeblich, weil ihre Brüder, die ihren Schwiegerleuten seit der Hochzeit Geld gegeben hatten, sich weigerten, weiteren *dowry*-Forderungen nachzukommen.
Manurama war mit Kailash Chand seit drei Jahren verheiratet und hatte einen Sohn und eine Tochter. Nach Aussagen ihrer Nachbarn wurde sie permanent von ihrer Schwiegermutter, Savitri Devi, gequält und unter Druck gesetzt. Ihre Schwiegerleute beschimpften sie dauernd, daß sie nicht genug *dowry* gebracht hätte, und ihre Forderungen wurden dringender als sie hörten, daß ein Nachbarssohn ein Auto als *dowry* bekommen hatte. Zwei Tage vor Manoramas grausamem Tod hatte es einen heftigen Streit zwischen den Schwiegerleuten und Manoramas Brüdern gegeben. Manorama und ihre Brüder wurden brutal geschlagen.
Eine andere Schwiegertochter im Hause der Schwiegerleute von Manorama bat Manorama dringend, mit ihr ins Haus ihrer Brüder zurückkehren zu dürfen, denn sie fürchtete das Schlimmste von ihren Schwiegerleuten. Diese hatten ihre jüngste Schwiegertochter vor knapp 10 Monaten in ihrem Stammdorf Fategarhchurian verbrannt. Die Eltern dieses Mädchens waren arm . . . so wurde dieser Fall nicht weiter verfolgt. Außerdem hatten sie das Mädchen gezwungen, eine Erklärung zu unterschreiben, daß sie Selbstmord begangen habe. (aus: Manushi, Dezember 1979/Januar 1980)

Veena Sharma (Delhi)
Veena Sharma war eine Polizistin, sie wurde 1980 von ihrem Mann verbrannt. Folgenden Bericht gibt *Manushi* über die Vorgänge:
Sie war in der Küche und kochte für ihren Mann als er hochentzündliches Material über sie goß und sie ansteckte. Dann rannte er raus und schrie, der Gas-Zylinder sei explodiert. Aber es wurde festgestellt, daß das nicht stimmte. Ihr vierjähriger Sohn bezeugte, daß sein Vater seine Mutter angezündet habe. Veena war sub-inspector bei der Polizei von Delhi . . . sie hatte Nagrathe (ihren Mann) gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet. Sie hatte einen MA-Grad in Hindi Literatur von der Universität Delhi. Er hatte aber nur die siebte Klasse absolviert. Er war körperbehindert und hatte nie einen regulären Job gehabt. Veena war die Hauptbrotverdienerin der Familie. Obwohl Nagrath kein reguläres Einkommen hatte und viel Geld durch Spiel und Trinken verschleuderte, neidete er Veena ihr unabhängiges Einkommen. Er war wahnsinnig mißtrauisch und verbot ihr, mit ihren Kollegen Umgang zu haben. Er weigerte sich auch, bei der Hausarbeit zu helfen . . . (aus: Manushi, July-August 1980)
An diesen Fällen wird deutlich, daß nicht nur Männer aus „rückständigen" oder traditionellen Familien diese Verbrechen begehen, sondern gerade die gebildeten, modernen, „fortschrittlichen". Die höchsten Mitgiftforderungen werden von jungen Männern erhoben, die in USA oder England studiert haben, von Ärzten, Ingenieuren, hohen Beamten des Indian Administrative Service, Managern, Geschäftsleuten- und modernen Bauern alles Repräsentaten der Modernität und der kapitalistischen Entwicklung.
Außerdem wird die Mitgift heute, im Gegensatz zu früheren Zeiten, zunehmend von den jungen Männern selbst angeeignet und nicht von ihrer Familie. In der erwähnten Studie aus Bangalore wurde die Mitgift in 57 % der Fälle dem Schwiegersohn selbst und nicht seinen Eltern ausgehändigt. (Krishnakumari u. Geetha 1983). Das heißt, sie geht nicht in einen Familienfonds ein und wird auch nicht, wie oft behauptet wird, zur Verheiratung der Schwestern des jungen Mannes benutzt.[12] Häufig wird diese Mitgift von den jungen Männern als Startkapital für die Eröffnung eines Geschäfts, einer Arztpraxis, für seine weitere Ausbildung, z.B. im Ausland usw. genutzt, oder zum Erwerb der begehrten modernen Prestigegüter, die zum größten Teil auch Eigentum des Mannes sind.
Freilich spielen auch die Schwiegermütter ihre Rolle bei den Mitgiftforderungen und

den Mitgiftmorden. Es kann nicht geleugnet werden, daß auch sie ihren Teil an dem Glanz und dem Nutzen der modernen Dinge, die durch die Mitgift ins Haus kommen, haben wollen, den Kühlschränken und Fernsehern usw. Damit sind sie aber noch lange nicht, wie es häufig dargestellt wird, die eigentlichen Verursacherinnen oder Nutznießerinnen des Mitggiftsystems. Viele indische Männer interpretieren das *dowry*-System und die Mitgiftmorde als Folge der traditionellen Feindschaft zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter, also wie gehabt, als Resultat des Weiberstreits. Ich habe oft, auch von sogenannten fortschrittlichen jungen Männern gehört, sie selbst seien ja gegen die Mitgift, aber ihre Eltern, besonders ihre Mutter, bestünden darauf. Und die meisten gaben diesem Druck nach. Das heißt, sie profitieren zwar gerne von den angeblich traditionellen Einstellungen ihrer Mütter, bleiben aber gleichzeitig die fortschrittlich modernen Unschuldslämmer.
Auf keinen Fall bekommen die Mütter der Männer jedoch Eigentumsrechte an Mitgift-Gütern oder dem Mitgift-Geld.
Die Dinge, die für die Mitgift verlangt werden, sind zwar Prestigegüter in dem Sinne, daß sie moderne Statussymbole sind, die ihren Besitzer als Mitglied der modernen, internationalen (Männer)-Klasse ausweisen. Im Unterschied zu den alten Prestigegütern sind sie aber auch funktional für den Akkumulationsprozeß. Autos, Motorräder, und vor allem das Geld sind natürlich auch Kapital im Sinne von Produktionsmitteln.
Durch die Kampagne der Frauenbewegung gegen die Mitgiftmorde wurde auch die Regierung gezwungen, sich um dieses Problem zu kümmern. 1980 berichtete die Polizei, daß im Jahre 1979 in Delhi 69 Frauen durch Verbrennen gestorben seien, bis zum Juli 1980 waren es in diesem Jahr schon 65 Frauen. 1975, dem internationalen Frauenjahr, wurden nach offiziellen Schätzungen etwa 350 Frauen in Indien wegen Mitgiftforderungen verbrannt oder anders getötet. Der Innenminister gab an, daß 1976 2.670 und 1977 2.917 Frauen durch Verbrennungen in Indien starben. Das waren nur die Fälle, die von der Polizei registriert worden waren (Sunday, 27. Juli 1980).
Trotz der Proteste der Frauenbewegung stiegen sowohl die Mitgiftforderungen wie die Fälle der Mitgiftmorde auch noch in den Jahren nach 1980. Im Bundesstaat Uttar Pradesh sollen 1981 1.053 Frauen Selbstmord begangen haben, Dr. K. Janaki, Professorin für forensische Medizin, berichtete 1982 auf einem Kongreß in Madras, daß sich die Zahl der Frauen, die an Verbrennungen starben seit 1977 verdreifacht und, die der Frauen, die sich erhängt hätten, sich verdoppelt hätte. Nach einer Pressemitteilung aus dem Bundesstaat Madhya Pradesh wird im Durchschnitt eine Frau pro Tag in das größte Hospital des Staates mit Verbrennungen eingeliefert. Die meisten sind jung. Die Gründe, die Ehemänner angeben, laufen meist auf Küchenunfälle hinaus. Jede dritte dieser Frauen stirbt an ihren Verbrennungen (Sunday 4/1982).
Daß die Fälle von Verbrennungen von Frauen weiter angestiegen sind, beweist auch folgende Statistik, die von der Frauengruppe SAHELI 1983 in Delhi veröffentlicht wurde. Die Zahlen beruhen auf den Ermittlungen der Anti-Dowry Cell, die vom Polizeipräsidenten für Delhi eingerichtet wurde. Sie beziehen sich nur auf die Stadt Delhi.

1979 — 31. Mai 1983: insgesamt 2273 Fälle von Verbrennungen von Frauen

1979	422
1980	429
1981	542
1982	627
bis 31. 5. 1983	253
bis Nov. 1983	690

Quelle: SAHELI Flugblatt 1983

Obwohl die Mitgift für Frauen solche tödlichen Wirkungen haben kann und obwohl sich viele Familien durch diese Einrichtung verschulden, breitet sich die Mitgfift in im-

mer weitere Schichten der Bevölkerung aus. Dies gilt insbesondere auch für die ärmeren Kasten und Klassen, die bisher nur den Brautpreis kannten, der aber nie solche Dimensionen wie die Mitgift angenommen hatte (Luthra 1983, Rao 1983). Während meiner Forschungen über Landarbeiterinnen im Bundesstaat Andhra Pradesh (1978—79) sagten mir diese Frauen, die alle zu den Unberührbaren gehörten, daß bis vor zehn Jahren noch niemand in ihrer Kaste Mitgift gezahlt habe. Heute aber könnten sie ihre Töchter nicht mehr ohne Mitgift verheiraten. Während der frühere Brautpreis höchstens 300 Rupien betrug, beträgt die Mitgift sogar bei diesen armen Familien 1.000 bis 5.000 Rupien. Viele hatten sich wegen der Mitgiftforderungen verschuldet (Mies 1984). Scarlett Epstein hat schon 1973 nachgewiesen, daß von Gruppen, die bisher Brautpreis zahlten und zur armen Landbevölkerung im Staate Sysore gehören, nun Mitgift gezahlt wird (Epstein 1973). Das bedeutet, hier vollzieht sich ein Prozeß der „Umwertung der Frauen". Von einem „wertvollen Gut" werden sie degradiert zu einer Bürde, einem Umwert. Wie ich feststellen konnte, sind es die jeweils fortschrittlichen jungen Männer dieser Gemeinwesen, die ein Interesse daran haben, daß das Brautpreissystem durch das Mitgiftsystem ersetzt wird. Es sind Männer, die relativ gebildet sind, in die Stadt ausgewandert sind und es nun den Männern der höheren Kasten und Klassen gleichtun zu wollen. Sie sind es, die das Neopatriarchat in ihren Gemeinwesen vorantreiben.
Es kann angesichts dieser Tatsachen nicht verwundern, daß die Geburt eines oder gar mehrerer Mädchen für eine Familie und insbesondere für den Vater eine Katastrophe ist. Es kann weiter dann auch nicht wundernehmen, daß die moderne Technik der Amniozentese von cleveren Ärzten dazu benutzt wird, weibliche Föten auszumachen und abzutreiben, und daß die Familien lieber 800 Rupien für eine solche Abtreibung zahlen als später tausende für eine Mitgift. (vgl. Patel 1985).

Analyse

Diese frauenfeindliche Tendenz ist auch ein Grund dafür, daß sich seit 1921 das Geschlechterverhältnis in Indien kontinuierlich zum Ungunsten von Frauen verschlechtert hat — damals kamen auf 1.000 Männer 955 Frauen, 1971 waren es nur noch 930 — (vgl. Mies 1983 S. 91). Diese Tatsache hat auch eine Reihe indischer Wissenschaftler/innen veranlaßt, nach Erklärungen für diesen frauenfeindlichen Trend zu suchen. Die Erklärungen, die in der Regel von den traditionellen Linken[13)] gegeben werden, sind die, daß die Frauen darum der Männergewalt ausgesetzt seien und weil die Regierung trotz kapitalistischen Kurs an feudalen Werten festhalte. So schreibt Vimla Farooqui von der Frauenorganisation der CPI (Communist Party of India) „In den letzten drei Jahrzehnten hat es einen besorgniserregenden Verfall unserer sozialen Werte gegeben, denn unsere Herrscher verfolgen einen kapitalistischen Enwicklungsweg, während sie gleichzeitig das feudale Wertsystem intakt halten, daß den schwächeren Teilen der Gesellschaft keinerlei Schutz bietet. Da Frauen zu den Schwächsten der Schwachen gehören, leiden sie natürlich am meisten" (Farooqui 1980). Solche Erklärungen gehen jedoch an der Realität vorbei. Nicht nur ökonomisch abhängige, sondern auch erwerbstätige Frauen werden ermordet, nicht nur ungebildete sondern auch hochgebildete. Die Mitgiftmorde finden auch nicht vor allem in der „feudalen" Landlordklasse statt, sondern gerade unter den fortschrittlichen Agrarkapitalisten (Singh 1983) und den städtischen, kapitalistisch orientierten Mittelklassen. Im Feudalismus waren die Frauen nie einer ähnlichen Willkür seitens der Männer ausgesetzt, weil die Männer selbst bestimmte Schranken einhalten mußten.
Andere versuchen, das Phänomen der Mitgift und des Übergangs von Brautpreis zu Mitgift mit rein ökonomistischen Kategorien wie Angebot und Nachfrage, oder Kosten und Nutzen zu erklären. So führt Indira Rajaraman die zunehmende Verbreitung der Mit-

gift unter den ländlichen Armen darauf zurück, daß Frauen durch die Fortschritte in der Landwirtschaft als Arbeitskräfte bei der Landarbeit weniger gebraucht würden. Sie macht keinen Unterschied zwischen Mitgift und Brautpreis, sondern sieht beide als Äquivalent für die Frau und ihre Arbeitskraft an, das sowohl positiv wie negativ sein könne. Für sie ist die Mitgift ein ,,negativer Brautpreis". Er kommt ihrer Meinung nach so zustande, daß die Arbeit, die eine Frau im Haus, bei der Kinderaufzucht und im ,,informellen Sektor"[14] die Kosten, sie zu erhalten und zu ernähren nicht mehr aufwiegt. Sie definiert die Mitgift als: ,,den Wert der Kosten, die notwendig sind, um eine Frau ein Leben lang zu ernähren, wenn der Verdienst der Frau auf Null sinkt, und etwas weniger, wen dieser Verdienst unter die Subsistenzkosten sinkt aber noch über Null bleibt" (Rajaraman 1983, S. 276)

Ihr Argument beruht vor allem auf de Annahme, daß Frauen auch in den ärmeren Schichten hauptsächlich Hausfrauen und ,,müßige" Konsumentinnen seien. Auch sie rechnet Hausarbeit und nicht einmal die Erwerbsarbeit im informellen Sektor zu den produktiven Tätigkeiten. Außerdem nimmt sie an, daß es sich bei der Mitgift um einen rotierenden Fonds handelt, bei dem die Summe, die für einen Sohn bei dessen Heirat empfangen wird, bei der Verheiratung der Tochter wieder ausgegeben wird. Diese Argumentation verkennt aber das prinzipiell asymmetrische Verhältnis zwischen Männern und Frauen und auch zwischen ,,frauengebenden" und ,,frauenempfangenden" Familien. Zwichen beiden gibt es keinen Äquivalententausch sondern nur ein einseitiges hierarchisches Verhältnis. Außerdem eignen sich die Söhne die Mitgift, wie wir sahen, heute weitgehend privat an, sie steht nicht mehr immer für die Verheiratung der Schwestern zur Verfügung.

Auch der Agrarökonom Bardhan erklärt die Vernachlässigung weiblicher Kinder im Norden Indiens mit derselben verengten kapitalistischen Logik. Da die Frauen im Süden des Landes noch im Reisanbau beschäftigt seien, gäbe es dort mehr Frauen pro 1.000 Männer als im Norden, wo dies nicht der Fall sei. Wie Farooqui und Rajaraman sieht er als Heilmittel für diese frauenfeindliche Tendenz nur die Bereitstellung von mehr Erwerbsarbeit für Frauen, vor allem im informellen Sektor. (Bardhan 1982, S. 1.450)

Das Problem mit solchen Erklärungen ist einerseits, daß sie auf einem letztlich kapitalistischen Begriff von Arbeit, Arbeitsproduktivität und Ökonomie beruhen, wobei Hausarbeit, Kinderaufzucht und alle Arbeit im informellen Sektor aus der ,,eigentlichen" Ökonomie ausgeschlossen sind und als ,,unproduktiv" gelten. Frauen werden als Hausfrauen definiert und damit zu einer bloßen Konsumptionseinheit gemacht, d.h. zu einem Kostenfaktor. Alle Gewalt gegen Frauen wird in letzter Instanz durch dieses theoretische Modell erklärt. Darum erhoffen sie, trotz gegenteiliger Beweise durch die Wirklichkeit, immer noch darauf, daß diese Gewalt nach dem alten Rezept von Engels, nämlich durch den ,,Wiedereintritt des weiblichen Geschlechts in die gesellschaftliche Produktion" aufzuheben sei.

Diese Logik verkennt aber, daß Frauen und gerade Gewalt gegen Frauen längst Teil dieser gesellschaftlichen Produktion ist. Wie wir gesehen haben, werden Mitgiften auch dort gegeben und verlangt, wo Frauen, nach der Engels'schen Definition bereits in der gesellschaftlichen Produktion tätig sind, das gilt für die Landwirtschaft genauso wie für die Industrie und die Dienstleistungen. Die Landarbeiterinnen, die heute in Andhra Pradesh Mitgift zahlen tun etwa 80 % aller landwirtschaftlichen Arbeit in diesem Gebiet (vgl. Mies 1984).

Wie Rukmini Rao in einer Studie über Frauen schreibt, die in der Umgebung von Delhi in Heimindustrie oder in kleinen Klitschen die indischen Flatterkleider, Blusen, Röcke nähen, die dann in unseren Boutiquen teuer verkauft werden, sind viele dieser Frauen nicht nur die wichtigsten Ernährerinnen ihrer Familie, sondern versuchen durch diese ausbeuterische Arbeit auch die Mitgift für ihre eigene Verheiratung zusammen zu bekommen, weil Väter oder Brüder kein Geld mehr für diesen Zweck haben (Rao 1983). Wir haben auch gesehen, daß selbst Frauen umgebracht werden, die die wichtigste Einkommensquelle für ihre Familie darstellen.

Angesichts solcher, der üblichen ökonomischen Logik total widersprechenden Tatsachen, wird dann oft gefragt, wie dies denn möglich sei. Wenn die Zahl der Frauen gesamtgesellschaftlich sinke, dann müsse doch irgendwann einmal ein Frauenmangel eintreten und dann könnten doch nicht mehr alle Männer eine Frau bekommen, was sie ja nach wie vor wollen. Und schließlich müßten die Frauen dann als ,,knappes Gut" wieder einen wieder einen hohen Wert bekommen, den sie dann doch auch in mehr Macht für sich selbst umsetzen könnten. In der Tat argumentiert eine der indischen Autorinnen, die an der Debatte um Brautpreis, Mitgift und Amniozentese in der Zeitschrift ,,Exonomic and Political Weekly" teilnahm, in diese Richtung. Sie schreibt:
,,Aber warum denken wir diese ökonomische Logik (von Angebot und Nachfrage M.M.) nicht bis zu Ende? Vorgeburtliche Geschlechtsselektion wird das Angebot an Frauen reduzieren, sie werden dann wertvoller werden und weibliche Kinder werden besser versorgt werden und länger leben. Hier haben wir ein gutes Instrument, das Angebot von und die Nachfrage nach Frauen auszugleichen und ihren Preis auf gesamtindischer Ebene gleich zu gestalten (da Kaste, Religion, Region und andere Schranken die Bewegung von Frauen verhindern). Im Laufe der Zeit könnte man erwarten, daß die drowries im Norden des Landes sinken würden."
Sie plädiert dafür, weibliche Föten abzutreiben, weil dies eine humanere Lösung sei als die schlechte Behandlung von Frauen: ,,Ist nicht der weibliche Foetizid eine bessere Lösung als der weibliche Infantizid? oder gar die üble Behandlung kleiner Mädchen? Welche alternativen Maßnahmen gibt es, um die Behandlung der Frauen zu verbessern?" (Kumar 1983, S. 64)
Ich glaube kaum, daß frau einen krasseren Ausdruck des Frauenhasses der kapitalistisch-patriarchalischen Gesellschaft finden kann, der wie wir sehen, von den Frauen internalisiert worden ist und nun gegen das eigene Geschlecht gerichtet wird. Indem Dharma Kumar die kapitalistische Logik von Angebot und Nachfrage als die einzig richtige und mögliche zu ihrer eigenen gemacht und auf das eigene Geschlecht angewandt hat, bleibt ihr als einzige Lösung nur die Vernichtung von Frauen, um sie im kapitalistischen Markt zu einem ,,knappen Gut" und damit ,,wertvoll" zu machen.
In der Wirklichkeit funktioniert diese Logik aber nicht, wie wir gesehen haben, denn sonst müßten die indischen Frauen ja längst einen hohen ,,Wert" haben, denn sie sind ja bereits seit Anfang dieses Jahrhunderts ,,knapp". Wenn wir zu plausibleren Erklärungen kommen wollen, müssen wir die Logik von Angebot und Nachfrage in bezug auf die Analyse von Brautpreis und Mitgift aufgeben, bzw. als das entlarven was sie ist, einen Mythos. Wer behauptet, daß es sich bei der Mitgift oder dem Brautpreis um so etwas wie einen Äquivalententausch handelt, also um ein Marktgeschehen, verkennt die hierarchischen gesellschaftlichen und Geschlechterstrukturen in die die Heirat eingebunden ist, nämlich Kaste und Klasse. Darum haben auch die reichen und mächtigen Männer, die eventuell ihre jungen Frauen wegen zu geringer Mitgift umbringen auch immer ,,genug" Frauen. Sie nehmen sie u.a. aus den ärmeren oder verarmten Teilen der eigenen Kaste und Klasse. Das kurzfristige Interesse des Einzelpatriarchen mag im Widerspruch zum langzeitigen Interesse des gesellschaftlichen Gesamtpatriarchen stehen, aber das ist die übliche Funktionsweise des Kapitalismus. Nur läuft es im Endeffekt, wie bei der Ökologiefrage, auf die Zerstörung der Lebensgrundlage, hier der Frauen hinaus. Da dieser Widerspruch im Akkumulationsmodell nicht aufgehoben werden kann, muß, was das Interesse des Einzelpatriarchen betrifft, Äquivalententausch geradezu außer Kraft gesetzt werden, denn sonst wäre die Akkumulation für die jungen Männer und damit ihre ,,Entwicklung", ihr ,,Fortschritt" so schnell nicht möglich. Die Erpressung von Mitgift ermöglicht für sie als Startkapital für ihren ,,take-off" in die schöne neue Welt des modernen internationalen (kapitalistischen) Mannes. Durch eigene Arbeit und deren Tausch gegen einen Lohn könnten sie diesen ,,take-off" nie so schnell oder vielleicht nie erreichen.
Die Mitgift und die damit verbundenen Morde sind also nicht nur ein Versehen, ein Nebeneffekt oder ein ,,Rest" aus feudaler Zeit, sondern bilden die Voraussetzung für die

Modernisierung, die „Entwicklung" auf der Ebene des einzelnen Mannes. Wenn die Frauen, samt ihrer Arbeitskraft und ihrer Gebärfähigkeit und der „Draufgabe" der Mitgift nicht räuberisch angeeignet werden könnten, sondern in einen Äquivalententausch getauscht werden müßten, könnte mit den Mitgiften kein Gewinn gemacht werden (dafür ist sowohl der Gebrauchs- wie der Tauschwert der Männer zu gering), gäbe es keine Mitgiftmorde. Aus diesem Grunde werden Frauen und die Frauenarbeit aus der kapitalistischen Ökonomie hinausdefiniert. Die Frauen hören aber nicht auf, im Haus, auf den Feldern und im sogenannten informellen Sektor zu arbeiten und sind dort die wichtigsten Subsistenzproduzentinnen. In zunehmendem Maße sind sogar die Mittelklassenfamilien in den Städten auf die Erwerbsarbeit der Frauen angewiesen. Aber diese Arbeit gilt nun nicht mehr als Arbeit. Es ist angesichts dieser Tatsachen reiner Zynismus, von den Frauen bloß als von Konsumentinnen und Kostenfaktoren zu sprechen, wie es die meisten indischen Ökonomen tun, die die Mitgift als Kompensation für die Subsistenzkosten der Frau ansehen.

Wenn die Mitgift nun also keine Kompensation für Substistenzkosten ist, was ist sie dann? M.E. ist sie ein Tribut, den die Familie der Frau an die Familie des Mannes zu zahlen hat für die „Gnade", aus der unverheirateten Tochter eine respektierte Ehefrau zu machen. Wie beim alten Tributsystem ist dies eine einseitige Beziehung, bei der nur die eine Seite Forderungen erheben darf, die andere nur zu geben hat. Was die „gebende Seite zurückbekommt, sind allenfalls „geistige" oder „moralische" Güter wie „Schutz" oder „Ehre", wie Vasall eines großen Herrn oder Ehefrau eines Mannes zu sein.

Dieses einseitige Tributsystem geht historisch auf Heiratsregeln zurück, die die Brahmanen aufgestellt haben. Als patriarchalische Priesterkaste hatten sie ein existentielles Interesse daran, ihren eigenen höheren spirituellen Wert auch materiell fest zu verankern, und ihre eigene Eheform als die höhere, bessere gegenüber den Eheformen der unteren Kasten oder gar der Kastenlosen, die Brautpreis nahmen, zu etablieren. Sie lebten von den Gaben und Geschenken, die sie als wichtigste Magier von den Fürsten, aber auch vom einfachen Volk bekamen. Den Gebern wurde für diese materiellen Güter geistiger Gewinn versprochen. Die brahmanisch-patriarchalische Ehe entspricht genau diesem Verhältnis: Die Frau gibt ihren Köprer, ihre Arbeit, ihre Kinder. Außerdem muß ihr Vater auch noch andere materielle Güter geben. Dafür empfängt sie die Ehre, ja gar die Erlösung, aus dem Zustand der Unverheirateten befreit worden zu sein und ihrem Mann als ihrem ersten Gott dienen zu dürfen. (vgl. Mies 1973). Dies war aber nie ein wirklicher Tausch, denn die brahmanischen Heiratsregeln legen unmißverständlich fest, daß „der, der gibt, immer zu geben hat". Die Heirat heißt kanya-dan (Übergabe der Tochter). Beim altindischen Heiratsritus sagt der Vater der Braut zuerst: „Dies ist nicht mein", d.h. er gibt das Besitzrecht an seiner Tochter auf. Darauf sagt der Bräutigam: „Ich habe angenommen: Dies ist mein" (Karve in Mies 1973, S. 39).

Die brahmanischen Gesetzgeber haben nur *die* Eheformen unter den acht existierenden als dem religiösen Gesetz (dharma) entsprechend angesehen, bei denen die Braut als Gabe oder Geschenk, bei der Heirat dem Bräutigam übergeben wird. Brautpreisehen werden dagegen strikt als a-dharma (d.h. gegen das religiöse Gesetz verstoßend) abgelehnt. (Kapadia 1968, S. 135—136). Wer die Tochter „gegeben" hat, muß auch weitere Güter „geben", also heute Geld, Kühlschränke, Autos und Fernseher.

Die Mitgift oder die *dowry* ist nicht ohne diesen einseitigen Gabe- oder Tributcharakter zu verstehen. Wie Kapadia aufweist, entstand diese Eheform im Zusammenhang mit der Einrichtung der *Hypergamie,* die die Kastenendogamie immer wieder durchbrach. D.h. die höheren Kasten oder Teile der höheren Kasten nahmen sich immer wieder Frauen aus den unteren Kasten. Jene aber erhofften sich einen sozialen Aufstieg dadurch, daß sie ihre Töchter an die höheren Kasten oder Familien abgaben. Dafür waren sie bereit, zu den Frauen auch noch andere materielle Güter abzugeben. So schreibt Kapadia: „Um einen Schwiegersohn aus einer höheren Ebene der sozialen Hierarchie zu bekommen, ist oft ein Mann bereit, eine extravagante Summe als *vankada* (Mitgift) zu zahlen." (Kapadia 1969, S. 108—109).

Dieses hypergamische Prinzip, das nicht nur die Abwertung der Frau, sondern auch der brautgebenden Familien impliziert, wurde zuerst von den Brahmanen geschaffen und praktiziert, dann aber auch von den anderen höheren Kasten übernommen und heute wird es von den jeweils reicheren oder mächtigeren Familien praktiziert. Da aber die Werte und Instituionen der Herrschenden Vorbildcharakter für die Beherrschten haben, hat sich die brahmanische Eheform mit ihrem Bräutigamstribut nun auch bei den ärmeren Schichten und den unteren Kasten durchgesetzt, die bis vor kurzem Brautpreis zahlten. Eine Verallgemeinerung dieses Bräutigamstributs war aber erst möglich mit der Durchsetzung der modernen Geldwirtschaft. Während im Brautpreis noch der „Wert" der Frau als Subsitenzproduzentin anerkannt ist, wird er in der *dowry* in sein Gegenteil, in einen Unwert verkehrt. Auf diese Weise ist es möglich, daß der tatsächliche ökonomische und gesellschaftliche Beitrag der Frau unsichtbar gemacht wird. Wer die Logik von Angebot und Nachfrage auf diese Tribut-Beziehung anwendet, trägt weiter zur Unsichtbarmachung der Frauen und ihres Beitrags bei.

Wenn die heutige Mitgift in Indien auch auf frühere patriarchalische Formen zurückgeht, so hat sie doch mit der Durchsetzung kapitalistischer Strukturen eine quantitativ und qualitative Veränderung erfahren. Das Ausmaß der *dowries* geht heute weit über das hinaus, was die alten Brahmanen als angemessen ansahen. Kapadia bezeichnete noch 1968 Mitgiften von 4.000—5.000 Rupien als absolut überhöht. Die Steigerung auf 100.000 bis zu einer halben Million kann nicht allein durch Inflation erklärt werden.

Zum anderen ist die Mitgift nun zur allgemeinen Norm bei Eheschließungen geworden, d.h. mit der Modernisierung wurde auch das Patriarchat verbreitet. Zum dritten spielen Mitgiften die wichtigste Rolle bei der fortgesetzten ursprünglichen Akkumulation, die, wie wir gezeigt haben, überall den Prozeß der kapitalistischen Akkumulation begleitet (vgl. v. Werlhof 1978, 1985, Mies 1973). Die jungen Männer, die sich durch Mitgiften und Mitgiftmorde bereichern, haben den beutemachenden Charakter des Kapitalismus richtig verstanden. Daß sie dabei ihre Ehefrauen „opfern" müssen, um schnell an mehr Geld und Prestigegüter zu kommen, die ihnen den Aufstieg zum Status des modernen (weißen) Mannes versprechen, nehmen sie in Kauf. Die Vernichtung ihrer Frauen ist die Voraussetzung für ihren Aufstieg zum kapitalistischen Subjekt.

Anmerkungen

1) Auch die UN-Frauenkonferenz in Nairobi hat noch einmal bestätigt, was schon 1980 in Kopenhagen festgestellt worden war, daß Frauen Zweidrittel aller Arbeit verrichten, aber nur ein Zehntel allen Einkommens erhalten, und nur ein Hundertstel des Eigentums auf der Welt besitzen.

2) Es wäre notwendig, eine viel gründlichere Auseinandersetzung mit dem Ansatz zu führen, Frauenbefreiung durch den Kampf für mehr Frauenrechte erreichen zu wollen. Dies müßte zu einer Kritik nicht nur der Rechtswirklichkeit für Frauen führen, sondern auch zu einer Kritik der Geschichte, die zu den bürgerlichen Rechten geführt hat.

3) Besonders in der Diskussion, die heute in Indien geführt wird, werden Mitgift und Brautpreis und sogar die Geschenke, die die Braut bei der Hochzeit von ihren eigenen Verwandten bekommt (Stridhan = Frauen-Gabe, bzw. Gabe an die Frau) als ein und dasselbe angesehen. Weder die historischen noch die sozialen und gewohnheitsrechtlichen Unterschiede dieser verschiedenen Systeme werden beachtet, noch, wer davon profitiert und wer dabei draufzahlt. So schreibt z.B. Ginny Srivastava: „Dowry and Dappa (Brautpreis, M.M.) two sides of the same coin — Mitgift und Brautpreis, zwei Seiten der selben Münze" (Srivastava 1983, S. 10). Subadra Butalia wirft Brautpreis und Stridhan in den selben Topf. Sie sagt in den ärmeren, brautpreiszahlenden Schichten würde der Brautpreis oft dazu verwandt, der Tochter Stridhan mitzugeben, um sich ein paar Kleider zu kaufen. Selbst wenn dies hie und da geschehen sollte, ist es für die Analyse wichtig, die verschiedenen Systeme auseinanderzuhalten, weil sie aus unterschiedlichen matrilinearen oder patriliniaren Traditionen stammen. So ist das Stridhan — aus matrilinearer Tradition — weder Brautpreis, der an die Familie des Mädchens geht, und schon gar nicht Mitgift, die an die Familie des Bräutigams geht. Stridhan sind die persönlichen Geschenke, die die Braut zur Hochzeit von ihren Verwandten bekommt, meist Küchenutensilien und Gold. Sie sind ihr persönliches Eigentum, das ihr Mann nach dem alten Recht nicht ohne ihre Einwilligung verkaufen oder verpfänden konnte. Es wurde ursprünglich auch nur in der weiblichen Linie, d.h. an die Töchter vererbt, nicht an die Söhne der Frau. (vgl. Mies 1973, S. 43—45)

4) Es ist fraglich, ob es sich bei dem Brautpreis wirklich um einen „Preis" in unserem Sinne handelt. Der Ethnologe Bohannan weist eine solche Definition strikt zurück und sagt, daß es sich bei dem Ausstausch in Afrika eher um ein Pfand handelt. (Bohannan 1967, zit. in Geisler 1985, S. 83). Terray nennt ihn ein „Versprechen für eine Frau" (ebda).

5) Bohannan schreibt: „Da jede Frau oder miteinander verbundene Frauengruppe die Produkte ihrer eigenen Felder kontrollierte, kontrollierten Frauen den größten Teil der Substienznahrungsmittel" (Bohannan 1967, zit. in Geisler 1985, S. 65).

6) Ich benutze den Begriff „Wert" hier nicht im Sinne des Wertgesetzes, sondern im Sinne des gesellschaftlich Erwünschten, bzw. Unerwünschten, keinesfalls im Sinne eines Äquivalententauschs.

7) Dies ist auch der Grund, warum Frauen, obwohl sie gesellschaftlich viel „wert" sind und begehrt sind, aus dieser Tatsache keinen Nutzen für sich selbst und keine Macht ableiten können. Als Tauschobjekt sind sie nicht selbst Subjekte dieser Transaktionen, sondern die Männer, die die Kontrolle über diese Tauschvorgänge haben.

8) Noch bis in die Vierziger Jahre benutzte die Volksarithmetik in Bengalen die Einheit „korra", wohl abgeleitet von kauri, als kleinste Mengeneinheit.

9) 1 Rupie = ± 0,25 DM. Die Kaufkraft einer Rupie entspricht in Indien der Kaufkraft einer D-Mark in der BRD.

10) Folgende Tabelle gibt Aufschluß über die Mitgiftforderungen unter den Jat-Sinkhs, einer Kaste der durch die Grüne Revolution reich gewordenen modernen Bauern im Punjab in Norwestindien:

Klasse	*Bestandteile der Mitgift (außer Bargeld)*	*Ungefähre Höhe der Ausgaben bei der Hochzeit*
Arme Bauern	*1 Fahrrad, 1 Radio/Kassettenrekorder, Gold, Juwelen, Möbel und Kleider*	*25 000 Rupien*
Mittel- und obere Mittelbauern	*1 Motorrad, 1 Radio/Kassettenrekorder, Gold, Juwelen, Möbel, Kleider*	*50 000 Rupien*
Reiche Bauern	*1 Auot, 1 Radiorekorder, Gold, Juwelen, Möbel, Kleider*	*200 000 Rupien*
Sehr reiche Bauern	*1 Auto, 1 Kühlschrank, 1 Fernseher, ein Radio/ Kassettenrekorder, 1 Waschmaschine, Gold, Juwelen, Möbel, Kleider*	*200 000 bis 500 000*

Quelle: Pritam Singh: Dowry among jat Sikhs in Punjab, in: HOW Nr 4—5 April—Mai 1983, S. 10.

11) Eine Diskussion über Formen, Ausmaße und Ursachen von Mitgift, Brautpreis, und Mitgiftmorden wurde auch in der Zeitschrift HOW in den Nummern 3 und 4—5 im Jahre 1983 geführt.

12) vgl. Ginny Srivastava: „Dowry and Dappa — two sides of the same coin," in HOW, Nr. 3 März 1983, S. 10.

13) Mit der „traditionellen Linken" in Indien sind zunächst gemeint die kommunistischen Parteien wie die eindeutig Moskau-orientierte Communist Party of India (CPI) sowie die national orientierte Communist Party of India (Marxist) (CPI-M) und die verschiedenen Organisationen der CPI-ML, die sich bislang auf Mao-Tse-Tung beriefen und die sogenannten Massenorganisationen dieser Parteien, einschließlich ihrer Frauenorganisationen.

14) Das Begriffspaar „formeller-informeller Sektor" wurde von Wissenschaftlern im Zusammenhang mit Forschungen des Internationalen Arbeitsamts in Genf über die Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse von Marginalisierten zunächst in den städtischen Slums in AFrika, später auch für ähnliche Verhältnisse auf dem Land geprägt. Mit Arbeiten im „informellen Sektor" sind Beschäftigungsverhältnisse gemeint wie Heimarbeit, Vertragsarbeit, die sogenannten „einkommensschaffenden Tätigkeiten von Frauen" wie Handarbeiten usw., kurz Verhältnisse, wie wir sie unter dem Begriff „ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse" (C. Möller) zusammenfassen.

Literatur

BARDHAN, Pranab: Little Girl and Death in India, in: Economic and Political Weekly, Vol 12, No 36 Sept. 1984

BENARD, Cheryl/SCHLAFFER, Edit: Die Grenzen des Geschlechts. Anleitungen zum Sturz des internationalen Patriarchats, Reinbek 1984

BOHANNAN, P.: The Impact of Maney on an African Subsistance Economiy, in: Dalton, G. (Hrsg.) Tribunal Peasant Economics, London 1967

DALY, Mary: Gynökologie, München 1980

EPSTEIN, Scarlet: South India Yesterday, Today and Tomorrow, Macmillan, London 1973

FAROOQUI, Vimla, Women: Victims of an Exploitative Economic System and Unjust Social Order, National Federation of Indian Women Publication, Delhi 1980

GEISLER, Gisela: Der Preis der Frauen, Wirtschaftsethnologische Untersuchungen zum Brautpreis in Afrika, Frankfurt 1985

HOSKEN, Fran: The Hosken Report: Genital and Sexual Mutilation of Females, Women's International Network (WIN-News) News New York 1979

KAPADIA, K.M.: Marriage and Family in India, Oxford University Press, Bombay 1968

KARVE, Iravati: Kinship Organisation in India, Bombay 1965

KURNITZKY, Horst: Triebstruktur des Geldes. Ein Beitrag zur Theorie der Weiblichkeit, Berlin 1974

KUMAR, Dharma: Male Utopias and Nightmares, in: Economic and Political Weekly, Vol 18 No 3 Januar 1983

KRISNAKUMARI N.S./GEETHA, A.S.: Dowry-Spreading Among More Communities, in: Manushi, Vol 3 No 4 1983

MIES, Maria: Indische Frauen zwischen Patriarchat und Chancengleichheit, Meisenheim-Glan 1973

MIES, Maria: Indian Women in Subsistence and Agricultural Labour, Workung Paper (WEP 10 WP. 34, International Labour Office, Genf 1984

MIES, Maria: Patriarchy and Accumulation on a World Scale: Women in the International Division of Labour, Zed Books, London 1985 (erscheint demnächst)

LUTHRA, Arati: Practices and Perceptions of Dowry in the Lower Income Groups in Delhi, in: HOW Nr 4—5 April-Mai 1983, S. 13

RAJARMAN, Indira: Econocmics in Bride Price and Dowry, in: Economic and Policical Weekly, Vol. 18, Feb. 1983

RAO, Rukmini: Working Class Women and the Practice of Dowry, in HOW, Nr. 4—5, April-Mai 1983 S. 21.

SINGH, Pritam: Dowry Among Jat Sikhs in Punjab, in: HOW, Nr. 4—5, April-Mai 1983, S. 9

SRIVASTAVA, Ginny: Dowry and Dappa, Sides of the Same Coin, in: HOW, Nr. 3, März 1983

WERLHOF v., Claudia: Zum Natur- und Gesellschaftsbegriff im Kapitalismus, in: v. Werlhof C./Mies, M./Bennholdt-Thomsen, V.: Frauen die letzte Kolonie, Reinbek 1983

WERLHOF v. Claudia: Why Peasants an Housewives do not Disappear in the Capitalist Worls Economy, Vortrag gehalten bei der Jahrestagung der American Sociological Association, New York 1985

Claudia von Werlhof

Kredite für Hausfrauen: Traum oder Alptraum?

Zur Geschichte und Aktualität der „Investition in die Armen"

Die sogenannte „Krise" hat zu einer vermehrten Lohnarbeitslosigkeit und zur weiteren Verschlechterung der Arbeitsbedingungen gerade von Frauen geführt (beiträge Heft 9/10, 1983, AG „Zukunft der Frauenarbeit" 1985).Nun wird seit kurzem eine neue Form weiblicher Erwerbstätigkeit propagiert: eine neue Heimarbeit für Frauen, in der sie Kinder, Küche und Erwerb am häuslichen Arbeitsplatz selbst kombinieren können, ohne Fabrik oder Büro aufsuchen zu müssen.
Diese neue Erwerbstätigkeit soll nun nicht nur eine Art ins Heim „ausgelagerte" Lohnarbeit ermöglichen, sondern sogar eine „neue Selbständigkeit" von Frauen, die dazu ermuntert werden, neue Existenzen und „Unternehmen" zu gründen, wie die Männer auch (Vonderach 1982). Dabei sollen sie generöserweise sogar unterstützt werden, unter anderem mit nichts Geringerem als Geld, insbesondere in Form des Kredits.
Die neuen Möglichkeiten, die da am Horizont der „Krise" auftauchen, haben vielfach mit den „neuen Technologien" vor allem im Kommunikationsbereich zu tun, bedeuten also meist Kinder, Küche und Komputer.

Für viele Frauen ist das der Anlaß, Hoffnung zu schöpfen. Werden da nicht neue Arbeitsplätze und Kaufkraft für Frauen geschaffen, und ist es nicht zu begrüßen, daß Frauen die neuesten Errungenschaften der Technik sofort und unmittelbar für sich nutzen können? Sind sie nicht bisher bei der Einführung neuer Technologien *immer* nur von ihren Arbeitsplätzen verdrängt worden, und saßen nicht *immer* Männer an den neuen Maschinen und steckten das Geld dafür ein? Und waren neue Technologien nicht *immer* mit Produktivitätsfortschritten verbunden, die meist auch zu höheren Löhnen führten, zumindest für diejenigen, die die neuen Maschinen bedienen durften? Ja, ist es nicht gerade für Frauen mit Kindern und/oder auf dem Lande ideal, daß die heutigen neuen Technologien sogar zu den Frauen ins Haus kommen, frau ihnen also nicht erst hinterherlaufen muß? Hört nun gar der Streß der berufstätigen Hausfrau und Mutter — ihr alltägliches Krisenmanagement und Hin. und Hergehetze zwischen Arbeitsplatz, Supermarkt, Straßenbahn, Kindergarten und Kochtopf — endlich auf? Wird der Traum von der Einheit von Arbeiten und Leben jetzt doch noch wahr? Und das alles soll obendrein bezahlt werden. Heißt Geld für Hausfrauen denn nicht auch so eine Art „Lohn für Hausarbeit", zumal dann, wenn sie damit tatsächlich „selbständig", also von männlichen „Ernährern" unabhängig würden? Dies alles wäre zu schön, um wahr zu sein. Daher ist die Frage umgekehrt zu stellen, um herauszufinden, was diese „neuen" Entwicklung den Frauen wirklich bringt.

Was will das Kapital von den Frauen

Abgesehen davon, was die Frauen vom „Kapital" wollen — was will das Kapital von den Frauen? Es will, und zwar ohne jedes „Geheimnis": die Verallgemeinerung und Komplettierung des direkten Zugriffs auf die letzten „un(ter)genutzten Ressourcen" der Welt, und das sind — überall deutlichst erklärt und keineswegs verschwiegen, ja als besonders zukunftsweisend propagiert und von den meisten (Frauen) auch so aufgefaßt — die angeblich un(ter)genutzten, müßigen, unproduktiven, un(ter)entwickelten und „natürlichen" Arbeits-Kräfte der Frauen — sowie die Frauen selbst, mit Haut und Haaren.Ihre Arbeitskräfte und sie selbst werden als „hausfrauisierte" angefordert,

nämlich möglichst ganz, möglichst direkt und möglichst gratis zwecks Behebung der ,,Krise" des Kaptial(ismus) — nicht der der Frauen. Wie immer.
Wie immer? Wie denn jetzt, wo doch die Frauen selbst ,,Kapitalistinnen" werden können/sollen? Was könnte denn diesmal der ,,Mechanismus" sein, über den das Kapital an die Arbeit, die Produkte und das Leben der Frauen herankommt? Denn eines ist klar, es handelt sich diesmal nicht (nur) um die Ausbeutung weiblicher Lohnarbeit und auch nicht (nur) um die Ausbeutung weiblicher Hausarbeit (im engeren Sinne), die die bisherigen ,,Mechanismen" des Verhältnisses Kapital — Frauen zumindest in weiten Bereichen der ,,Ersten" Welt kennzeichneten. Bevor wir die Frage, ob *sogenannte* (neue) ,,Selbständige", also angebliche oder potentielle ,,Unternehmer/innen" ausgebeutet werden können, für völlig absurd halten, gucken wir doch erst einmal in die Geschichte und in die übrige Welt der Gegenwart des Kapitalismus (und um den handelt es sich immer noch). Ich vermute nämlich, daß viele Frauen gerne solche ,,Unternehmerinnen" würden, selbst, wenn dies bedeutet, daß sie dann zu Ausbeuterinnen anderer (Frauen) würden. Ich will ihnen hiermit die Illusion nehmen, daß dieser Weg möglich und überhaupt erstrebenswert ist. Denn eines ist klar: Nach so vielen Niederlagen, Beraubungen und Verstümmelungen können wir uns nicht noch eine Illusion leisten. Sie wäre unser Garaus im wahrsten Sinne des Wortes, wie der Teil der neuen Technologien, der sich mit dem weiblichen Körper befaßt — die Fortpflanzungs- und Gentechnologien, in nicht mehr zu überbietender Klarheit beweist. (Kayser 1985, 1985; Corea 1984; Werlhof 1985 b).
Was sehen wir also, wenn wir uns umsehen? Wir sehen, daß a) Produktionsmittelbesitz nie auf die ,,Kapitalisten" beschränkt war (werden konnte und sollte), b) der Lohn nie die einzige Weise war (sein konnte und sollte), ja noch nicht einmal die vorherrschende, um an Geld zu kommen, bzw. Geld unter die Leute zu bringen.
Das heißt, daß der Geld- und Produktionsmittelbesitz nicht bedeutet, daß deren Besitzer nicht ausgebeutet würden oder werden könnten. Geld und Produktionsmittel sind also selbst für diejenigen, die etwas davon besitzen, keineswegs ,,neutral". Mit anderen Worten: Die Frage, wie Produktionsmittel ,,an den Mann" gebracht werden können, ohne daß dieser deswegen zum Kapitalisten würde, ist historisch längst gelöst. Und auch die Frage, wie Kaufkraft selbst ohne Löhne geschaffen werden kann, ist ebenfalls historisch längst gelöst. (Die ,,Warnung" der SPD und der Gewerkschaften vor einem Kaufkraftschwund durch sinkende Lohneinkommen ist daher gerade für die Unternehmer und den Staat bisher kein Anlaß zur Panik gewesen). Die Frage ist vielmehr, *wozu* bestimmte Produzenten Geld und/oder Produktionsmittel bekommen. Können sie ,,frei" darüber verfügen, wie sollen sie sie einsetzen, was sollen sie sich damit kaufen, und vor allem, wie sollen sie damit arbeiten? Das Motto auch vieler Frauen ,,Wenn ich es nur erst einmal habe . . ." ist hierbei zumindest naiv. Der Umgang mit Geld und Kapital ist schließlich *die* Spezialität unseres Wirtschaftssystems überhaupt. Es hat sich inzwischen herumgesprochen, daß der ,,freie" Lohnbesitz, also dessen ausreichende Quantität und die selbstbestimmte Verfügung darüber, weltweit immer nur Minderheiten, und auch die nur tendenziell betroffen hat, also bestenfalls den ,,weißen männlichen Lohnarbeiter über 21 Jahre" (James 1975). Wie aber ist der ,,Rest" an Geld bzw. an zusätzliches Geld gekommen, und was hat das für diese ,,Geldbesitzer" bedeutet? Immerhin wurden die Waren dieser Ökonomie ja nicht bloß an eine Minderheit verkauft.

Bauern und Frauen als Produktionsmittelbesitzer, die ausgebeutet werden

Produktionsmittel bzw. Kapital hat außer den Kapitalisten zunächst einmal immer der Staat besessen und sich auch zunehmend zugelegt. Das gilt für alle ,,drei" Welten, ins-

besondere für die „Zweite", die „sozialistische".
Andererseits haben ganz bestimmte Produzenten immer „ihre" Produktionsmittel besitzen müssen, ohne deshalb Kapitalisten zu sein oder werden zu können: Das gilt insbesondere für die Bauern in aller Welt.
Auch der moderne Bauer — im Gegensatz zum großen Agrarkapitalisten — ist keineswegs ein „Kapitalist" und auch nicht eine Art Überbleibsel „feudalen" Grundbesitzes, obwohl er eines der wichtigsten Produktionsmittel überhaupt besitzt, nämlich den Boden, eventuell sogar mit Kapital dazu. Nicht umsonst besitzt er davon aber oft nur wenig, weshalb die meisten Bauern Klein-Bauern sind. Seit einigen Jahrzehnten bekommen diese Bauern überall auf der Welt zunehmend sogar Kapital im Sinne von Geld, Maschinerie und Chemie für die Bodenbearbeitung dazu (Agro-Industrialisierung, Kapitalisierung der Landwirtschaft). Und dennoch verwandeln sie sich immer noch nicht in „Kapitalisten": Die Bauern — auch z.B. als bäuerliche Genossenschaften — tragen zwar das Risiko und die Kosten der Produktion, aber sie können weder den real erwirtschafteten Gewinn aus ihrer Produktion für sich in Anspruch nehmen, noch Kapital für sich akkumulieren. Sie sind als Bauern daher eher Arbeiter, wenn auch keine Lohnarbeiter, da sie weder einen Lohn erhalten, noch „frei" sind von Produktionsmitteln. Ihr Geld erhalten sie durch den Verkauf ihrer Produkte auf dem Markt oder an den Staat, neuerdings auch — zusätzlich — über private und öffentliche Banken.
Hinzu kommt die bäuerliche Lohnarbeit außerhalb des Hofs, die als zusätzlich oder sogar Haupt-Einkommensquelle meist notwendig ist. Welcher Kapitalist aber hätte es nötig, gleichzeitig Lohnarbeiter zu sein? Der Bauer ist als Lohnarbeiter andererseits aber auch kein „freier" Lohnarbeiter. Denn da er eben nicht „frei" von Produktionsmitteln ist, ist er auch nicht „frei" und ungebunden in der Verwendung seiner Arbeitskraft (er muß z.B. in der Nähe des Hofs bleiben). Die Arbeitskraft des Bauern bleibt daher „bäuerlich" und wird auch als solche nachgefragt (Shanin 1975). Das heißt, Bauern bekommen ähnlich wie Frauen nur die miesen, schlecht bezahlten, befristeten und „ungeschützten" (Möller 1983) Lohnarbeitsverhältnisse angeboten.
Daß die Bauern, zumal die in den „Kolonien" (die ja auch für uns produzieren), besonders wohlhabend geworden wären, obwohl sie oft mehrere Einkommensquellen haben, kann nun aber wirklich niemand behaupten. Ganz im Gegenteil sie sind generell verarmt, wenn nicht gar „marginalisiert" worden. Gerade die „Marignalen" überleben nur durch das Vorhandensein mehrerer, jede für sich geringfügiger Einkommensquellen. In den Kolonien sind es gerade die Bauern, die hungern, obwohl sie die Nahrungsmittel produzieren.

So wie der Bauer in der Tat nicht „frei" ist, weder zur „freien" Lohnarbeit, noch von Produktionsmitteln, noch im Gebrauch dieser Produktionsmittel, noch von einem widersprüchlichen Verhältnis zum Kapital, so ist dasselbe und noch mehr der Fall bei den Frauen. Auch ihnen mindestens ebenso wie den Bauern, mußte der Besitz eines bestimmten „Produktionsmittels" gelassen werden, nämlich ihr Uterus. Der Uterus ist *aus der Sicht des Kapitals* ein „Produktionsmittel", und zwar — genauso wie der Boden — nicht irgendeines. So wie der Boden als Produktionsmittel der Nahrungsmittel- und Rohstoffproduktion *immer* unverzichtbarer Bestandteil kapitalistischer Produktion ist, so ist das umso mehr der Fall mit dem Uterus als bisher einzigem „Produktionsmittel" für die „Menschenproduktion" (Werlhof 1983). Und wir alle wissen, daß gerade der Kapitalismus bemüht ist, möglichst viele Menschen auszubeuten und nur dadurch überhaupt existiert, daß er das mehr oder weniger schafft. Nur die Arbeit ist Quelle des Reichtums für das Kapitals. Wenn die Frauen also für das Sprudeln dieser Quelle so nötig waren, dann konnte man ihnen den Uterus schließlich nicht gänzlich „wegnehmen". Sind aber nun die Frauen als Quelle des Reichtums deshalb selber reich geworden? Eben nicht. Oder sind Frauen als „Produktionsmittelbesitzer" Kapitalistinnen geworden? Eben nicht. Sie sind — wie die Bauern — ja noch nicht einmal „freie"

Lohnarbeiter geworden. Die ,,Freiheit" ist ihnen in jeder Hinsicht verweigert worden, viel umfassender, persönlicher und intimer noch als je einem Bauer. Aber genauso wie bei letzterem soll die ,,Produktion" der Frauen nun ,,kapitalisiert" werden. Prominent ist dabei zur Zeit vor allem die ,,Industrialisierung" des Gebärens (Kayser 1984). Wie etwa früher der Boden und das Vieh, so soll nun auch der Uterus und mit ihm notwendigerweise sein ,,Anhängsel", die Frau selbst, direkt an und *als* Kapital/Maschinerie ,,gesetzt" werden (Corea 1984). Die Gebärmaschine soll es nicht nur im übertragenen Sinne, sondern wirklich geben (Werlhof 1985 b). Nach der Agro-Industrie entsteht als letztes noch Mögliches die ,,Humanindustrie".
Und werden die Frauen denn nun, wo ihr ,,Produktionsmittel" unmittelbar in Kapital verwandelt werden soll, doch noch ,,Kapitalisten": nach dem Motto: ,,Das Kapital der Frau ist ihr Körper". Abgesehen davon, daß ich diese Frage für pervers halte, ist sie auch schon beantwortet: Die Bauern haben es uns bereits gelehrt.
Gerade weil die neuzeitliche Geschichte des Umgangs mit denen, die direkt naturabhängig produzieren — vor allem also Bauern und Frauen — eine Geschichte der umfassenden Entmachtungsversuche und ,,relativen Überausbeutung" (relativ zu anderen Produzenten) ist, gibt es keinen Grund zu der Annahme, dies würde sich plötzlich von selbst ändern, ja umkehren (Werlhof 1985 c).
Die neuzeitliche Ökonomie, also der Kapitalismus, läßt sich insbesondere dadurch kennzeichnen, daß er *auf einem neuen Verhältnis zur Natur beruht,* in dem die Natur forthin als zu kontrollierende, zu beherrschende, zu plündernde, zu eliminierende, in Maschinerie, in bloße Materie, in Totes, sprich: in Kapital zu verwandelnde gilt (Merchant 1983; Mies 1983). Gerade deshalb ist nicht damit zu rechnen, daß ausgerechnet die unmittelbar mit dieser Natur Arbeitenden und deshalb tendenzielle selbst zur ,,Natur" Erklärten nun auf einmal wenigstens zu halbwegs ,,normalen" Mitgliedern der ,,Gesellschaft" werden sollen.

Es fragt sich also jetzt, welches der Mechanismus (gewesen) ist, diesen Produktionsmittelbesitzern (Bauern und Frauen) noch von anderer Seite Geld und neuerdings auch immer mehr Kapital selbst zukommen zu lassen, *ohne* sie von Ausbeutung und Unfreiheit zu entbinden, ja im Gegenteil mit dem Effekt, diese noch zu verschärfen. Es geht also darum zu zeigen, daß nicht nur Besitzlosigkeit und Kaufkraftschwund ein Problem darstellen, sondern daß selbst der Besitz und die Kaufkraft das Problem nicht beseitigen müssen, jedenfalls nicht das Problem der davon Betroffenen: Die Probleme, die damit beseitigt werden, sind *nur die des Kapitals.* Und der Mechanismus, der dafür sorgt, ist vor allem der *Kreditmechanismus.*

Der Kredit und seine zwei Seiten

Der moderne Kredit hat nicht nur eine wesentlich ältere Geschichte als die ,,verallgemeinerte" Lohnzahlung — er trat mit dem Handelskapital lange vor der Industrialisierung auf —, sondern er ist auch quanititativ von größerer Bedeutung als der Lohn gewesen, der sich eben deshalb nicht zu ,,verallgemeinern" brauchte. Dies gilt zumindest dann, wenn man berücksichtigt, wie viele Menschen von ihm indirekt, heute zunehmend auch direkt abhängig gemacht wurden, nämlich praktisch die gesamte ,,Dritte Welt", aber immer mehr auch die ,,Zweite", die ,,sozialistische" Welt, und jetzt sind auch wir ,,dran". Die übliche Ignoranz gegenüber diesem Faktum weist bereits darauf hin, daß wir uns unter ,,Kredit" meist nur etwas ganz Bestimmtes vorstellen, und zwar — wie auch bei anderen Begriffen — nur das ,,Offizielle", das Angebliche, dasjenige, was nur die Oberfläche der gesamten Transaktion berührt, und das somit nicht nur unvollständig, sondern falsch ist. Gemeinhin stellt man/frau sich unter ,,Kredit" nämlich vor, daß ein Unternehmer zur Bank geht und von ihr aufgrund seines bereits vor-

handenen Kapitals einen Kredit für die Fortsetzung der Produktion, Investitionen und dergleichen erhält. Manche stellen sich vielleicht neben einem solchen Produktionskredit auch noch einen Konsumkredit vor, den jemand erhält, wenn er ein bestimmtes Einkommen als „Sicherheit" nachweisen kann. Es handelt sich also bei diesem Kredit fast immer um (relativ) privilegierte und im übrigen männliche wie „weiße" Kreditnehmer, und der Kredit, den diese bekommen, gilt als „der Kredit" schlechthin: Es ist aber bloß *der* Kredit, der an das Lohnarbeit-Kapital-Verhältnis geknüpft ist.

Zwar ist bekannt, daß es auch weniger „feine" Kredite gibt, die eher „wucherisch" sind, aber die gelten als „Ausnahmen", bzw. „Überbleibsel" aus „vor-modernen" Zeiten. Dabei haben auch bei uns schon Millionen von Menschen, inklusive Frauen, erfahren müssen, was es heißt, sich „zu verschulden", etwa um an den Buntfernseher, das Auto oder die neue Kücheneinrichtung zu kommen. Die Ratenzahlungen, die für solche Kredite zum Zwecke der „Eigentumsbildung" oft jahre-, ja jahrzehntelang fällig werden, haben schon manchen an den Rand der nicht nur finanziellen Leistungsfähigkeit gebracht, bloß um hinterher festzustellen, daß das „Eigentum", als es tatsächlich erworben war, bereits den Weg des Vergänglichen eingeschlagen hatte. Der Kreditnehmer hat damit am Ende lediglich für den erhöhten Warenabsatz der Unternehmer und *deren* Eigentum gesorgt, und: er hat dafür das drei- bis vielleicht siebenfache des Preises gezahlt! Denn gerade weil er oder sie in den Genuß des Privilegs kam, einen Kredit zu erhalten, *ohne* besondere „Garantien", „Sicherheiten" und Eigenkapital vorweisen zu können, mußte er/sie dafür teuer bezahlen und zwar viel mehr als jemand, der sich den Kredit hätte „leisten" können. So sind es gerade Nicht-Kapital- und Nicht-Lohnbesitzer, die für das „Wunder" des Zinses sorgen: Die so mystisch erscheinende „Vermehrung" des Kapitals durch den Zins — als sei der Zins so eine Art „Kind" des „fruchtbaren" Kapitals, das „zyklisch" neues Kapital „gebiert" — erweist sich hier als schlichte wucherische Auspressung arbeitender Menschen.
An diese Erfahrungen mit dem Kredit und der höchstpersönlichen Verschuldung sollten wir denken, wenn wir nun außer dem Konsumkredit auch den Kredit zur „Produktion" angeboten bekommen, so als sollten wir generöserweise in die Lage versetzt werden, nun nicht nur so zu konsumnieren und zu wohnen, sondern auch noch so zu produzieren, wie es angeblich ein „richtiger Unternehmer" tut. Denn seien die Kreditbedingungen („Konditionen") offensichtlich wucherisch, „ganz normal" oder sogar besonders günstig („weich"), so ist doch der Unterschied zwischen dem Kredit für den Konsum und dem für die Produktion immer geringer, als es sich anhört, wenn es sich um „arme", also nicht schon kapitalbesitzende Kreditnehmer handelt. Zeigt nicht der gängige Konsumkredit schon, daß man für ihn arbeiten, den Arbeitsplatz behalten, gar zusätzliche Einkommen und vorhandenen Besitz „investieren" muß, um ihn wieder loszuwerden? Wie sehr muß diese Wirkung des Kredits, Einkommen, Arbeit und Ressourcen zu mobiliieren, dann erst für den entsprechenden „Produktionskredit" zutreffen?
Umgekehrt: Wie können wir glauben, daß der Kredit für die „Produktion" nicht bloß eine neue Form des Konsumkredits ist, der lediglich den Warenabsatz der Unternehmen und *deren* Kapitalbesitz fördert, und dabei in noch verschärfter Weise unser Arbeits- und sonstiges Vermögen für eine „Produktion" angreift, die wir nicht brauchen und die uns nichts zurückläßt als die neuerliche Erfahrung: „Außer Arbeit nichts gewesen . . ."

Sehen wir uns daher an, was der „nicht normale" Kredit — sei er für die Produktion oder den Konsum —, also derjenige, der an nicht kapital- oder lohnbesitzende Kreditnehmer vergeben wird, in der Welt bisher angerichtet hat. Dieser Kredit ist nämlich schon lange systematisch angewandt, ausprobiert und ausgeklügelt worden — insbesondere in den Kolonien, der sogenannten „Dritten" Welt. Es handelt sich u.a. um den (meist) öffentlichen „Entwicklungskredit", der von (meist) öffentlichen „Entwick-

lungs"- oder „Förderungs" Banken (nationalen und internationalen) an unterentwickelte Gebiete vergeben wird.
Auch dieser Kredit wird nicht als „normaler" angesehen, weil er mit anderen als den angeblich üblichen Kriterien und Konditionen verbunden ist. Diese lassen ihn so aussehen, als sei er ein eher *sozial*politisches Instrument der „Hilfe" für „Schwache", denn ein *wirtschafts*politisches Instrument der Unterstützung tatkräftiger Dynamiker, denen man zum Wohle der eigenen Gesellschaft und Wirtschaft vorübergehend die Steine aus dem Weg räumen will. Entsprechend gilt der letztere Kredit auch als *„harter"*, der erstere als *„weicher"*. Man könnte sagen, der eine ist was „für Männer unter Männern", der andere ist scheinbar eine großzügige Hilfe dieser Männer für — sagen wir mal — „Nicht-Männer", die mit „eigentlichen Geschäft" aber angeblich nichts zutun hat.
Es gibt also beim Kredit immer *zwei,* einen „männlichen" und einen „verweiblichten". Und wie immer sollte uns vor allem die „verweiblichte" Form interessieren, weil — wie sonst auch — nur sie aufzeigt, was der wirkliche Charakter der Sache und zwar auch seiner anderen, der „männlichen" Seite ist.

Im Gegensatz zur üblichen Sichtweise, bei der der Kredit nur auftaucht, wenn es um seine Bedeutung für und innerhalb des Kapital-Lohnarbeitsverhältnisses geht, wollen wir diese beschränkte Perspektive aufgeben. Und siehe da, gerade der Kredit entpuppt sich auch als der einzig bestehende umfassende „Alternativ"-Mechanismus zum Lohnarbeit-Kapital-Mechanismus. *Nur über den Kredit ist es nämlich möglich gewesen, Produktionsmittel, Geld und Arbeit zusammenzubringen, auch wenn sie nicht als unternehmerisches Kapital und Lohnarbeit organisiert waren. Das ist sonst nur über die unmittelbare Zwangsarbeit möglich gewesen.* Ja, der Kredit außerhalb von „regulärer" Lohnarbeit und „richtigem" Kapital, als der „verweiblichte" Kredit, führt weder — quasi auf einem Umweg — doch noch zum „klassischen" Lohnarbeit-Kapitalverhältnis, sondern das Gegenteil ist der Fall: Dieser Kredit führt immer mehr und führte immer schon in die *Zwangsarbeit.* Er ist damit in Wirklichkeit der „harte" Kredit, der eigentliche Kredit, der Kredit, der den Produzenten letztlich aufgezwungen werden muß. *Er wurde ihnen schon immer im Kapitalismus aufgezwungen.*
Die erste, die das herausgefunden hat, ist Rosa Luxemburg in „Die Akkumulation des Kapitals" (1923). Betroffen waren und sind dabei vor allem diejenigen, die nicht wieß und nicht „Männer" sind, also vor allem die Kolonialvölker, die Nicht-Proletarier (diejenigen ohne „freie" Lohnarbeit) und inzwischen auch direkt die Frauen in den Kolonien wie ebenso demnächst auch hier. Denn so prima, wie dieser Kredit funktioniert, wird man uns nicht davon verschonen wollen.

Der Kolonial-Kredit: die „auswärtige Anleihe"

Die zweite, angeblich „weiche" Form des Kredits entstand zunächst als *Kolonialkredit,* als eine Art des Kapitalexports in die überseeischen Gebiete bzw. als sogenannte *„auswärtige Anleihe"*. Transaktionen dieser Art gibt es insbesondere seit den Anfängen des 19. Jahrhunderts mit der beginnenden „imperialistischen Phase" des nun bereits industriell ausgerichteten Kapitalismus. Sie fallen nicht umsonst mit dem zusammen, was damals als Entstehung des *Finanzkapitals* bezeichnet wurde, die zur Ablösung des „Konkurrenz"- durch den internationalen Monopolkapitalismus führte.
Der Strom des Kapitals/Geldes in die heute sogenannte „Dritte" Welt ist seitdem nicht mehr abgerissen und hat das bewirkt, was wir als weltweites „Verschuldungsproblem" kennen, als „Schuldenfalle" (Payer 1974), in die die „abhängigen" Länder und Regierungen geraten sind. Bei den Rufen nach „Umschuldungen" (Aufschieben der Schuld) und neuen Krediten wird jedoch meist nicht dazu gesagt, daß der Kredit nicht die Folge von „Abhängigkeit" ist, sondern eine seiner wesentlichsten Ursachen.

Wie sah und sieht nun dieser Kredit aus und was hat er mit dem Kredit zu tun, der selbst uns Frauen nun im wahrsten Sinne des Wortes ins Haus steht? Meine These dazu ist, *daß der Kredit an die abhängigen, abhängig gemachten und gehaltenen Länder und Regierungen denselben Charakter hat wie der Kredit an Kleinproduzenten/innen,* wie er seit neustem vergeben wird. Bevor wir uns genauer ansehen, wie dieser ,,Klein-Kredit'' bisher aussieht, wollen wir uns daher seinen historischen Vor- und ,,Mit-''Läufer ansehen, also gewissermaßen sein ,,Modell'', das nun schon seit über 150 Jahren erfolgreich erprobt und ,,verfeinert'' (deshalb aber nicht ,,subtiler'') wurde.

Ganz im Gegensatz zu dem Privileg des ,,normalen'' Kredits geht es bei dem angeblich ,,anormalen'' Kredit keineswegs um eine ,,Sozialpolitik'' (Meschkat 1980) oder ,,Hilfe'' zur Etablierung, bzw. Sicherung einer Unternehmerschaft, die sich der Lohnarbeit bedient, sondern darum, den Kreditnehmer und alle, die direkt oder indirekt an diesem Kredit dranhängen, *,,bis auf den letzten Blutstropfen auszusaugen''* (Luxemburg 1970, S. 352). Dieser Kredit ist also *kein ,,Entwicklungs''-Instrument für seine Nehmer, sondern ausschließlich für seine Geber:* Er ist eines der radikalsten Ausbeutungsinstrumente kapitalistischer Wirtschaft, und er ist immer und untrennbar mit dem verbunden, was diese Wirtschaft angeblich schon lange nicht mehr nötig hat: brutale Gewalt, ja Krieg. Ich möchte daher im folgenden Rosa Luxemburg sprechen lassen, deren Analyse dieser Vorgänge aus dem Anfang unseres Jahrhunderts stammt, dennoch aber bis heute weder an Aktualität eingebüßt hat, noch von späteren Analysen in ihrer Aussagekraft eingeholt worden ist.[1)]
,,Die imperialistische Phase der Kapitalakkumulation oder der Phase der Weltkonkurrenz des Kapitals umfaßt die Industrialisierung und kapitalistische Emanzipation (sic!) der früheren Hinterländer des Kapitals (der Hausarbeit, der Hausfrauen), in denen es die Realisierung des Mehrwerts vollzog (nun soll dieser zunehmend dort auch produziert werden). Die spezifischen Operationsmethoden dieser Phase sind: auswärtige Anleihe, Eisenbahnbauten (Verkabelung . . .), Revolutionen und Kriege . . . Die Revolution . . . der Hinterländer ist notwendig, um die aus den Zeiten der Naturalwirtschaft und der einfachen Warenwirtschaft (bzw. der Subsistenzproduktion und Hauswirtschaft) übernommenen, veralteten Staatsformen (und Familienformen) zu sprengen und einen. . .modernen Staatsapparat zu schaffen''(S. 336). So ,,spielt die äußere Anleihe die hervorragende Rolle als Mittel der Verselbständigung junger kapitalistischer Staaten (,,neuer Selbständiger'', ,,alternativer Betriebe'')'', aber ,,zugleich (ist sie) das sicherste Mittel für alte kapitalistische Staaten, die jungen zu bevormunden, die Kontrolle ihrer Finanzen und den Druck auf ihre auswärtige Politik (ihre Marktbeziehungen, Beziehung zum Staat/Kapital und interne Produktion selbst) auszuüben'' (S. 337). Nun wird es konkret: ,,Woher haben die südamerikanischen Länder die Mittel genommen, um im Jahre 1825 zweimal so viel Waren zu kaufen als im Jahre 1821? Diese Mittel sind von den Engländern, die als erste im großen Stil Anleihen an ihre (Ex)Kolonien vergaben (den Banken, dem Staat) selbst geliefert worden. Die Anleihen dienten zur Bezahlung für die eingeführten Waren. . . . Die südamerikanische Nachfrage nach englischen Waren (war) durch englisches Kapital (selbst) hervorgerufen worden''. Es ging ,,um die Eröffnung des ungeheueren Markts, den das spanische Amerika den Produkten der Industrie darbot . . .'' (S. 339). Der ,,Geldstrom kam, so wie der Warenstrom auch, in der Hauptsache aus England . . . Also bezahlten die Engländer . . . ihre Ausfuhr (ihren Absatz) selbst . . . Dieses Kapital schuf . . . den erweiterten Markt für die englische Industrie . . .'' (S. 341), und ermöglichte damit — nämlich durch die Einbeziehung von Nicht-Lohnarbeitern und Nicht-Kapitalisten — erst die ,,erweiterte Reproduktion'' (Akkumulation) des Kapitals in den ,,Zentren''.[2)]

Obwohl zur damaligen Zeit niemand begriff, wieso es sinnvoll sein sollte, dem Abnehmer der Waren nicht nur diese selbst, sondern gleich auch noch das Geld zu liefern, mit dem er sie kaufen konnte, ,,(ist) in Wirklichkeit (dieser) Vorgang typisch geblieben für

die Aufschwungphase und Expansion des Kapitals bis auf den heutigen Tag, und dieses (angeblich) ‚seltsame' Verhältnis bildet eine der wichtigsten Grundlagen der Kapitalakkumulation" (S. 340). „Die unmittelbare Folge (der Anleihen) war eine rasch steigende Ausfuhr englischer Waren nach den exotischen Ländern; das Kapital floß massenhaft dahin, obgleich diese exotischen Staaten zeitweise bankrott wurden . . . Trotzdem wiederholt sich . . . das Fieber nach exotischen Staatsanleihen" (S. 342). „Merkwürdigerweise erbot sich das . . . Kapital, durch den verzweifelten Zustand des bankrotten Landes gar nicht abgeschreckt, zu seiner „Rettung" immer neue Riesenanleihen zu gewähren (heute z.B. Politik des Internationalen Währungsfonds, IWF; oder auch die Subventionspoltik im Agrarbereich der EG) . . . Aber je verzweifelter und unrettbarer die Finanzlage war, umso näher und unentrinnbarer der Augenblick, wo das ganze Land mit all seinen Produktivkräften dem . . . Kapital in die Krallen fallen mußte . . . Nun wurden die Forderungsrechte des . . . Kapitals zum Mittelpunkt des Wirtschaftslebens und zum einzigen Gesichtspunkt des Finanzsystems" (S. 352). „. . . Hinter internationaler Anleihe, Eisenbahnbau . . . und dergleichen Kulturwerken (lauert) der Militarismus als Vollstrecker der Kapitalakkumulation" (S. 354).
Der Staat erhält „unumschränkte Gewalt" im Inneren (der Kreditnehmer, Betriebsführer, das Familienoberhaupt), um die Schulden einzutreiben und wird — im Äußeren keineswegs souverän oder autonom — durch „militärische Okkupation" seitens des Gläubigers entmachtet, wenn die „Auspressung der Zinsen" an ihre früher oder später notwendig eintretende Grenze gestoßen ist. Der Staat, und zwar ein diktatorischer „Überwachungs"-Staat, ersetzt damit die „nationale Bourgeoisie", die ja gerade nicht als „freie" und eventuell erfolgreich auf dem Weltmarkt konkurrierende geschaffen werden soll. Die dabei ans Werk gesetzte „fremde", ausländische bzw. nicht entlohnte („verweiblichte", weibliche) Arbeitskraft wird keineswegs in (freie) Lohnarbeit überführt, sondern bleibt Frontarbeit, bzw. *wird* Sklaven- und Zwangsarbeit: „Stock und Nilpferdpeitsche sausten in voller Tätigkeit" (S. 349). „Gerade die Primitivität der sozialen Verhältnisse (die sogenannte „Primitivität" gebrauchswert- oder subsistenzorientierter Produktion) hatte die unvergleichliche Operationsbasis für die Kapitalakkumulation geschaffen" (S. 354). Schließlich sollte ja nicht einfach der neue Warensegen konsumiert, sondern damit/dafür auch produziert werden, wobei — von Warenproduktion mittels Lohnarbeit ganz zu schweigen — sogar das Subsistenzprodukt unmittelbar zum Mehrwert wurde (vgl. Hausarbeit als „wertschaffende"). Das Produkt (auch in Form der nicht-entlohnten Arbeitskraft selbst) „vollzieht die Akkumulation des . . . Kapitals, selbst bevor es seine eigene bäuerliche (häusliche) Gebrauchsgestalt abgestoßen hat, es realisiert den kapitalistischen Mehrwert, bevor es Ware geworden und den eigenen Wert realisiert hat. Der Stoffwechsel geht hier in seiner brutalen und unverblühmten Form direkt zwischen dem . . . Kapital und der . . . Bauernwirtschaft (den Frauen) vor sich . . . Das Geschäft . . . ist im Grunde genommen ein (direkter) Austausch zwischen dem . . . Kapital und der . . . Bauernwirtschaft, ein mit Zwangsmitteln des Staates durchgeführter Austausch" (S. 360). Die Resultate des Geschäfts sind: fortschreitende Kapitalakkumulation, Verallgemeinerung des Warenverkehrs auf der Grundlage der „Zersetzung, des Ruins und der Aussaugung der Bauernwirtschaft durch den Staat" und wachsende „finanzielle und politische Abhängigkeit vom Kapital" (S. 360). Jede Anleihe ist daher eine „wucherische Operation" (S. 350), bedeutet ein „unbegrenztes Kommando (Kontrolle) über Masse, Dauer der Ausbeutung, Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeitskraft, das hier dem Kapital in die Hand gegeben war" (S. 351). Am Ende „lieferte . . . die Bauernwirtschaft (bzw. die Familie, die Frauenarbeit) aber nicht nur Grund und Boden (Heim und Körper) und Arbeitskraft, sondern *auch Geld*" (S. 351), das ihr der Staat als „Saugapparat in den Händen des Kapitals" (S. 352) abpreßt. *So wird sie vom (internationalen) Kapital „verspeist"* (S. 354).

So weit Rosa Luxemburg. Ihre Analyse macht vor allem zwei Dinge mehr als deutlich:
1. *Der Kredit kommt nicht „allein".* Mit ihm kommt, ja entsteht überhaupt erst eine bestimmte Form des modernen Staats, und zwar keineswegs des demokratischen Staats. Der Staat als „Verwalter" des (internationalen) Kredits ist „notwendig" tendenziell autoritär bis diktatorisch, wenn nicht „despotisch". Der Kredit erweist sich dabei als das Mittel, nicht bloß Kapital und Lohnarbeit, sondern *gerade Kapital und nicht entlohnte Arbeit unmittelbar zusammenzubringen.* Der Kredit ist also in der Lage, Kapital und *jedwede* Arbeit zum Nutzen des ersteren miteinander zu verbinden, wobei sich diese Arbeit tendenziell in Zwangsarbeit verwandelt. „Notwendig", weil sie nicht bewertet (entlohnt), dennoch aber *verwertet* werden soll, was letztlich nur mit unmittelbarer, direkter, politischer *Gewalt* erreicht werden kann. Dies dürfte gerade heute umso bedeutsamer sein, als sich *noch nie in der Geschichte derartige Massen von „Anlagen" suchendem Kapital und Arbeit (Einkommen) suchenden Menschen (relative, d.h. lohnlose, „Überbevölkerung") gegenübergestanden haben.* Die „Absorption" dieses Kapitals und dieser Arbeitskraft kann eigentlich nur über den Kreditmechanismus erfolgen, sicher aber nicht ohne ihn. Die Tatsache, daß gerade Unternehmer bestrebt sind, die „freie" Lohnarbeit zu reduzieren, auch in der Ersten Welt, scheint mir darauf hinzuweisen, daß die „Krise" einer derartigen „Lösung" zustrebt.
2. Luxemburgs Analyse macht aber auch deutlich, und sie sagt das selbst explizit, daß der Kreditmechanismus, wie sie ihn vor allem anhand des Beispiels von überseeischen Ländern dargestellt hat, keineswegs nur dort anwendbar ist. Der *„Kolonial-Kredit"* ist ihrer Ansicht nach überall, *auch den Zentren anwendbar,* vorausgesetzt, es wird dort eine „Kolonialbevölkerung" geschaffen, die eben nicht aus den vorhandenen mehr oder weniger freien Lohnarbeitern besteht.
In der Tat haben wir ja während dieses Jahrhunderts genau dies erlebt: „Schaffung" einer „inneren Kolonie" prinzipiell „fremder", nicht „frei" lohnarbeitender, bäuerlicher, „marginalisierter" („Randgruppen") und vor allem auch weiblicher, „hausfrauisierter" Arbeitskräfte, die sowohl „importiert" („Gastarbeiter"), wie auch bloß als solche „definiert" wurden (vgl. die Apartheit in Südafrika oder die Juden in der NS-Zeit) und ständig neu werden.

Der neue „kolonial(isierend)e" und „hausfrauisierende" Klein-Kredit

Wie aktuell derselbe Kredit, den Rosa Luxemburg als „Anleihe" beschrieben hat, gerade heute geworden ist — nachdem es ihn seitdem ohnehin in immer größerem Maßstab gegeben hat — soll nun aufgezeigt werden. Und zwar handelt es sich zur Zeit darum, diesen Kredit nicht nur an die Regierungen „abhängiger" Länder zu vergeben, sondern auch an einzelne Produzenten/innen oder Gruppen von Produzenten/innen. Es geht also darum, diesen für das Kapital so unvergleichlich erfolgreichen und notwendigen Kredit möglichst zu verallgemeinern, mit ihm *bis in die Tiefe der Gesellschaft „vorzudringen".*
Die „weichen" Konditionen dieser Kredite (niedrige Zinsen, lange Laufzeiten, Umschuldungen, immer neue Kredite) erwecken nach wie vor den Eindruck, daß auch die dann erfolgende „Penetration" und Abhängigkeit erträglich, „subtil", „sozial", eben „weich" sein werde. Viele glauben immer noch: „Hauptsache, das Geld ist erst einmal da . . ." und meinen, damit dann zum „freien" Produzenten oder Konsumenten werden zu können, nach dem Motto: Wer nicht Lohnarbeiter wird, wird Kapitalist (oder gar nicht-arbeitender Rentier). Damit sitzen die Leute immer noch derselben Ideologie von dem auf, was angeblich Kapitalismus (bzw. was die angebliche „Verantwortung des kapitalistischen „Sozialstaats") sei. Diesmal ist es nur der 2. Teil derselben Ideologie, die uns zuerst versprach, wir würden alle „freie" Lohnarbeiter/innen.

Geld wird für das Wichtigste gehalten, obwohl es doch nur das *Mittel* für etwas ganz an-

deres ist, und zwar für viel mehr. Denn im Kapitalismus geht es einzig und allein um die Akkumulation und die dafür „notwendige" Ausbeutung und nicht um die Schaffung von möglichst vielen Lohnarbeitern und Kapitalisten (oder gar nicht-arbeitenden, bloß konsumierenden Renten-Empfängern).
Aber die Abhängigkeit vom Geld und sein abstrakter Charakter lassen es immer wieder als das *Ziel,* das Eigentliche, das „beliebig", nämlich „frei" Verwendbare und unabhängig Machende, als etwas sozial „Neutrales" erscheinen. Das Geld wird entweder zu locker oder zu ernst genommen und oft wird übersehen, was es als „Anhängsel" hinter sich her zieht bzw. worauf es aufgebaut ist. Und plötzlich ist die „weiche" Penetration zur knallharten Vergewaltigung geworden. Ein *„Autonomie"-Begriff,* der lediglich die individuelle Verfügbarkeit von Geld voraussetzt und keine Perspektive beinhaltet, *wie* und *wozu* die Abhängigkeit vom Geld und (von der Ware) gemeinsam — und es geht nur gemeinsam — nach und nach *überwunden* werden kann, geht daher meiner Meinung nach in absurder, (lebens-)gefährlicher und dabei noch höchst systemstabilisierender Weise am Problem vorbei, insbesondere dem der Frauen und dem von Frauen und Geld.

Die bisherigen Erfahrungen mit dem neuen Kredit für kleine Produzenten, den es seit rund 20 Jahren vor allem in der Landwirtschaft gibt — in den „Kolonien" insbesondere in Form des von der Weltbank seit 11 Jahren propagierten Kleinbauern-Kredits (Bennholdt-Thomsen 1980) — zeigen, daß der Kreditnehmer dieser Art nicht in der Lage ist, „frei", „selbständig" und „unternehmerisch" tätig zu sein. Er/sie kann mit dem Kredit nicht akkumulieren und keinen Profit machen, so sehr er/sie es auch versuchen möge. Der Kredit ist bestenfalls eine *mögliche* Quelle der Vergütung von Arbeit. So wird er auch häufig propagiert — übrigens neuerdings gerade gegenüber (Haus-) Frauen — nämlich als Chance zu einer sogenannten „income generating activity" (UNO 1980; Nairobi 1985). Damit ist der Kredit in „Arbeitnehmer"- und Frauen-Hand *höchstens* eine Art *Lohnersatz* (Werlhof 1985 d). Und der ist ein weltweit aktutes Thema (vgl. auch neuere Sozialstaats- und Mindesteinkommens-Diskussion bei Opielka u.a. 1983; Schmid 1984). Jedoch, selbst das mittels Kredit zu schaffende Einkommen erweist sich in der Praxis inzwischen immer mehr als Illusion. Das zeigt sich daran, daß die Kreditnehmer immer mehr Arbeit aufwenden, immer mehr Ressourcen ihrer Umgebung zusätzlich „investieren", auch über den Kredit hinausgehende Produktionen immer „verkäuflicher" gestalten und immer weniger Zeit und Mittel für sich selbst, ihre Eigenversorgung, die „Reproduktion ihrer Arbeitskraft" übrig haben.

Was haben denn die Hühner mit dem Dollar zu tun?

Am Ende bezahlen sie noch dafür, daß sie mit dem Kredit arbeiten dürfen. Auch sie sind — so als wären sie jeder für sich ein „Kolonialland" — in die „Schuldenfalle" geraten. Sie sind zum Weitermachen gezwungen, an den Kredit „gebunden", ja gefesselt, der immer weitere, angeblich „wertlose", trotz erhöhter „Produktivität" *nicht bewertete* Arbeit (vgl. die Bezeichnung „activity" statt „labor") aufgesaugt, „aussaugt", um mit Rosa Luxemburg zu sprechen. Der Grund ist eindeutig: Es geht um diese Arbeit, die will „man" sich kostenlos einverleiben (zu den Mechanismen im Detail vgl. Bennholdt-Thomsen 1982; Werlhof 1985 a).

Nun haben in den letzten zehn Jahren gerade auch Frauen, insbesondere in den „Kolonien" die ersten Erfahrungen mit dem neuen Kleinkredit für die „Produktion" gemacht. Das folgende Beispiel handelt von sogenannten *„Hausfrauen-Krediten",* wie sie seit den siebziger Jahren im ländlichen Venezuela vergeben werden.
Im Falle eines Subsistenzbauerndorfes in der Nähe von Varitagua (El Cardon) sah die

Kreditvergabe an Hausfrauen z.B. folgendermaßen aus: Das staatliche Kreditinstitut der Agrarreform ICAP in der Landeshauptstadt San Felipo hatte 6 Frauen des Dorfes einen Kredit in 2 Raten in Höhe von je 1.500 Bs. (ca. 700 DM) für die Hühnerzucht gewährt (1976/77). Davon kauften die Frauen 2 Mal 150 Küken für 1,25 Bs. das Stück. Die Hühnersorte (Klasse 1a) war vorgeschrieben. Die Zinsen sollten 3 %, bei verspäteter Rückzahlung des Kredits 6 % betragen, was den allgemeinen Bedingungen der ,,weichen" öffentlichen Kreditvergabe entspricht. Des weiteren mußten die Küken geimpft werden, und es mußte ein Hühnerstall gebaut werden, damit die Tiere nur ihre vorgefertigtes Futter fressen konnten, da sie anderes nicht vertrugen. Einer der Frauen half ihr Mann, der Tischler war, umsonst mit Holz aus, damit die Kosten für den Bau des Hühnerstalls reduziert werden konnten. Trotzdem waren die Kosten so hoch, daß am Schluß von der 1. Rate nur noch 150 Bs. für Futter übrig blieben. Sobald die Küken etwas größer wurden, fraßen sie alle 2 Tage einen Sack Futter im Wert von 49 Bs. Die Produktionskosten steigen dermaßen an, daß die Familie ein Schwein für 300 Bs. verkaufen mußte, um die Küken weiter zu ernähren. Trotz der Impfung starben viele Tiere. 50 davon konnte die Frau noch zu Schleuderpreisen verkaufen. Die versprochene technische Hilfe blieb aus, die Kommerzialisierung war nicht geregelt. Auch nach der 2. Rate gab es keine Änderung. Abgesehen von der zusätzlichen Arbeit, die unvergütet blieb, hatte die Frau noch zusätzliches Geld in die Produktion stecken müssen. Sie hat daraufhin nie wieder einen Kredit angenommen. Auch den anderen Frauen erging es ähnlich. Die Frauen erkannten, daß man sie durch die Kreditverträge ausbeutete. ,,Wenn es nicht von einem selbst ist, hat es keinen Zweck", sagten sie. Die Küken, die sie mit dem Kredit gekauft hatten, hätten ihnen ja gar nicht gehört, sie hätten nur auf sie aufpassen, ihnen gut zu fressen geben und außer der Arbeit das Risiko tragen müssen. Sie hätten die Hühner auch nicht selbst essen dürfen, aber auch keine Abnehmer gefunden oder nur solche, die sie übers Ohr gehauen hätten. Es sei genauso gewesen wie bei den Kleinbauern, die seit der Agrarreform auch mit Krediten und entsprechenden Verträgen produzierten. Dies sei für sie keine Lösung, selbst wenn das Vermarktungssystem verbessert würde. (Auch die Kleinbauern selbst haben inzwischen angefangen, das Kreditsystem infrage zu stellen; Einzelheiten in Werlhof 1985 a).

In der Praxis muß der Kredit den Produzenten immer häufiger direkt *aufgezwungen* werden: ohne Kredit keine Produktionsmittel, ohne Kredit kein mögliches Einkommen, von Profiten ganz zu schweigen. Diese sollen nämlich andere erhalten, und zwar einmal die Kreditgeber und/oder diejenigen, für deren Produkte (z.B. Maschinen, chemische Produkte, Computer) der Kredit ausgegeben werden muß (garantierter Warenabsatz durch sogenannte ,,Lieferbedingungen"); zum anderen diejenigen, für die das derart produzierte Rohstoff weiterer Verarbeitung ist, z.B. in der (Agro-)Industrie. Voraussetzung hierfür ist, daß die Kreditbedingungen so festgelegt sind, daß dem Kreditnehmer keine Freiheit der Wahl bleibt, an welcher Ecke des Produktionsprozesses auch immer. Gerade der neue Kredit für Kleinproduzenten, Genossenschaften und Hausfrauen weist diese Merkmale auf. Hier ist nichts dem ,,richtigen Riecher" des ,,neuen Selbständigen" oder der ,,Freiheit des Marktes" überlassen, außer die Art und Weise, wie der Kreditnehmer zusätzliche Arbeit, Geld und Ressourcen für die kreditinduzierte Produktion moblisiert. Wir dürfen dreimal raten, auf wessen Kosten:
Obwohl der Kreditnehmer als ,,Vertragsproduzent" bloß noch die ,,Kapitaldurchleitung" für ganz andere Leute besorgen soll, muß er also selbst Ausbeuter anderer sein, mindestens aber von seiner Familie, sprich der Frau und Kindern. Er muß sie daher auch erst einmal haben: Der Kredit ist damit weder Kapital-, noch wirklich Lohnersatz, sondern zunächst einmal Ersatz für die Aufgabe des Lohnarbeiters, die patriarchalische moderne Familie zu schaffen, um ihre Arbeitskraft gratis und nun auch immer direkter (nicht nur als Hausarbeit) sowie an Ort und Stelle (im Haus, Familienbetrieb, der Genossenschaft), für die Kapitalverwertung und für sich selbst (Einkommenserzielung), also als unmittelbare Warenproduktion zu aktivieren. Die Arbeitskraft der Fa-

milie, insbesondere der Frauen, braucht damit auch nicht mehr teilweise an die Fabrik ,,abgetreten" d.h. ausgeliehen zu werden, sondern kann vollständig in der Familie als ,,Betrieb" / dem Haus als ,,Hauswirtschaft" verbleiben.
Ist die Frau selbst Kreditnehmerin, ist sie oft einem männlichen Kreditnehmer untergeordnet (der Kredit im Kredit . . .). In jedem Fall führt aber der Kredit gerade bei den Frauen zu einer zusätzlichen Ausdehnung des Arbeitstages, weil die Hausarbeit bestehen bleibt, ja wegen der geringen Einnahmen und dem zunehmenden Warencharakter der häuslichen Produktion noch ausgeweitet werden muß. Der Kredit zielt daher unter allen Umständen auf eine vollkommene ,,Ausschöpfung" des ,,letzten Entwicklungspotentials", der weiblichen Arbeitskraft.

Diese ,,Investition in die Armen" (Bennholdt-Thomsen 1980) und insbesondere die ,,Investition in die Frauen" führt daher nicht zur Existenz neuer Unternehmer/innen und Lohnarbeiter/innen, und auch nicht zur Möglichkeit des Weiterlebens wie bisher. Sie führt stattdessen immer offensichtlicher zur Entstehung einer *modernen ,,kolonialen" Zwangsarbeit,* die nicht in ,,regulären" Fabriken geschieht, sondern in meist kleinen, ,,familiär" organisierten Produktionseinheiten in der Stadt und auf dem Lande, wo — ohne Gewerkschaften, versteht sich — unter der Knute der ,,Familien-Oberhäupter" nach Heimarbeits- oder Hausfrauenart und ausgerüstet mit allem technischen Schnick-Schnack am langen Draht des internationalen Finanzkapitals für den Weltmarkt produziert wird. Damit einher geht also auch der Warenabsatz als *Zwangskonsum* von Produktions-,,Inputs" und ,,Lebensmitteln", die für die Erhaltung dieses Lebens immer weniger geeignet sind.
Der neue, altbewährte Kredit könnte sich daher als das wichtigste Mittel erweisen, die räuberischen und gewalttätigen Verhältnisse der ,,ursprünglichen" Akkumulation, wie Luxemburg sie beschrieben hat, auch dort fortzusetzen oder wiedereinzuführen, wo die ,,Trennung der Produzenten von den Produktionsmitteln" schon längst vollzogen ist oder nun vollzogen wird. So wäre z.B. auch die ,,Trennung" der Frauen vom Uterus durch die neuen ,,Fortpflanzungs"-Technologien mittels Kreditvergabe und einer entsprechend vertraglich vereinbarten ,,Menschenproduktion" ökonomisch durchaus ,,lösbar". Schon heute können die ,,Leihmütter" als solche Vertragsproduzentinnen von Menschen angesehen werden, die im Anschluß an die Erfüllung des Vertrages bezahlt werden. Dabei könnte der Kredit ohne weiteres als eine zu verrechnende Vorauszahlung eingesetzt werden, um die ,,Produktionskosten" bis zum ,,Verkauf" des ,,Produkts" zu decken, wobei auch festgelegt werden könnte, wie diese ,,Produktion" zu gestalten sei (z.B. Zwang zur Teilnahme an bestimmten medizinischen und technischen Untersuchungen, Kontrolle der Lebensführung und des Konsums, Überwachung sonstiger Arbeit, Einschränkung der Bewegungsfreiheit etc.).
Die Form, in der dies nun geschieht, nämlich durch den Einsatz der neuesten Technologien, zeigt dabei, daß der ,,technische Fortschritt" gerade nicht zu einer weiteren ,,Befreiung" der Produzenten, sondern viel eher zu ihrer Zwangsbewirtschaftung zu führen scheint.
Dabei spielt es überhaupt keine Rolle, ob es sich um die Hühnerzucht oder Computer-Programme handelt. Im Gegenteil, wenn schon die Hühner so viel mit dem Dollar zu tun bekommen haben, wieviel haben dann erst die Computer damit zu tun!

Anmerkungen

1) Dabei erlaube ich mir, in Klammern gewisse aktuelle Bezüge gleich mit zu benennen, weil Rosa Luxemburg sich vor allem auf das durch die ,,Anleihe" erzwungene neue Verhältnis von (internationalem) Kapital, Nationalstaat und Bauern konzentriert, nicht jedoch thematisiert/thematisieren konnte, was insbesondere heute ,,inbegriffen" ist, nämlich die Familie als ,,Unterform" des Staats und die Frauenarbeit, bzw. die geschlechtliche Arbeitsteilung.

2) Vgl. Luxemburg's Kritik am Marx'schen ,,Reproduktionsschema", in dem, idealtypisch gesehen, Kapitalisten und Lohnarbeiter allein ausreichen, um die Akkumulation des Kapitals zu ermöglichen. Vgl. zur heutigen Debatte vor allem Wallerstein 1979.

Literatur

ARBEITSGRUPPE „Zukunft der Frauenarbeit" (Hrsg): Zukunft der Frauenarbeit, Dokumentation des Kongreß: „Zukunft der Frauenarbeit", Bielefeld 1985

BEITRÄGE zur feministischen Theorie und Praxis: Heft 9/10, 1983; Heft 12, 1984; Heft 14, 1985

BENNHOLDT-THOMSEN, Veronika: Investition in die Armen. Zur Entwicklungspolitik der Weltbank, in: dies., u.a. (Hrsg.): Lateinamerika, Analysen und Berichte, Nr. 4, Berlin 1980, S. 74—96

dies.: Bauern in Mexiko. Zwischen Subsistenz- und Warenproduktion, Frankfurt/New York 1982

dies.: Auch in der dritten Welt wird die Hausfrau geschaffen — warum?, in: Peripherie, Heft 15/16, 1984, S. 178—187

COREA, Genoveffa: Wie durch die neuen Reproduktionstechnologien das Bordell-Modell auf die menschliche Reproduktion angewandt werden kann, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 12, 1983, S. 18—27

JAMES, Selma: Sex, Race, and Working Class Power, in: dies. und M. Dalla Costa: Sex, Race and Class, London 1975, S. 9—19

KAYSER, Gundula: Die Entwicklung neuer Formen der Geburtenkontrolle. Ein Beitrag zur Diskussion um die Weltbevölkerungsentwicklung und neuer Strategien zur Ausbeutung von Frauen als „Naturressource" im Kapitalismus, (Diplomarbeit) Bielefeld 1984

dies.: Industrialisierung der Menschenproduktion — Zum faschistischen Charakter der Entwicklung neuer Technologien der Geburtenkontrolle, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 14, 1985, S.55—67

LUXEMBURG, Rosa: Die Akkumulation des Kapitals, Frankfurt 1923 (Neuaufl. 1970)

MARX, Karl: Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Moskau 1939/41 (Nachdruck Frankfurt o.J.)

MESCHKAT, Klaus: Kredite statt Land. Das Kleinbauernprogramm der Weltbank in Kolumbien, in: ders., u.a. (Hrsg.): Lateinamerika, Analysen und Berichte, Heft 4, 1980, S. 97—119

MIES, Maria: Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 9/10, 1983, S. 115—124

OPIELKA, Michael, u.a.: Die Zukunft des Sozialstaats, Stuttgart 1983

PAYER, Cheryl: The debt trap. The IMF and the Third World, New York 1974

SCHMID, Thomas (Hrsg.): Befreiung von falscher Arbeit. Thesen zum garantierten Mindesteinkommen, Berlin 1984

UNO: Programm of Action for the Second Half of the UN-Decade for Women: Equality, Development and Peace, World Conference, Kopenhagen 1980

VONDERACH, Gerd: „Neue Selbständige", neues Arbeits-Leben?, in: Berger, Johannes u.a.: Kongreß: Zukunft der Arbeit, Hannover/Bielefeld 1982, S. 355—363

WALLERSTEIN, Immanuel: Aufstieg und künftiger Niedergang des kapitalistischen Weltsystems. Zur Grundlegung vergleichender Analyse, in: Senghaas, Dieter (Hrsg.): Kapitalistische Weltökonomie. Kontroversen über ihren Ursprung und ihre Entwicklungsynamik, Frankfurt 1979, S. 31—67

WERLHOF, Claudia von: Der Proletarier ist tot. Es lebe die Hausfrau?, in: dies., u.a.: Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek 1983, S. 113—136

dies.: Wenn die Bauern wiederkommen. . .Frauen, Arbeit und Agrobusiness in Venezuela, Bremen 1985 a

dies.: Geht aus dem Weg, Eure Zukunft kommt! Industrielle Menschenproduktion und neue „Natur der Frau", in: Kommune, April 1985 b, S. 14—15

dies: Why Peasants and Housewives Do Not Disappear in the Capitalist World System, Working Paper Nr. 68 des Forschungsschwerpunkts Entwicklungssoziologie, Universität Bielefeld, Bielefeld 1985 c

dies.: Der Kredit als Lohnersatz? Das Finanzkapital im Weltwirtschaftstal, in: Kommune, Juni 1985 d, S. 12—13

Ingrid Düßmann

Kapitel aus einer noch unendlichen Geschichte*)

Im folgenden Bericht bin ich daran interessiert, die gravierenden Entlohnungsunterschiede bei gleicher Arbeit zwischen Frau und Mann im Zusammenhang mit der Lohnverteilung nach personellen Merkmalen aufzuzeigen. Hierbei konzentriere ich mich auf den Verwaltungsbereich der freien Wirtschaft und schwerpunktmäßgi auf den unteren und mittleren Hierachiebereich, in dem das Gros der Frauen beschäftigt ist. Ein nicht unwesentlicher Bestandteil dieses Berichts und mir sehr wichtig ist die Schilderung von Diskriminierungsmechanismen, die angewandt werden, um uns Frauen auf den in/von dieser Gesellschaft zugebilligten Platz zu verweisen und dort zu halten. Sie sind ein Ausdruck von struktureller Gewalt und doch so wirkungsvoll, weil sie so alltäglich, so normal und still sind. Eine Gewalt, die kaum mehr als Gewalt erkennbar ist, aber dennoch Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten in der Gesellschaft verursacht: es ist die Macht der kulturellen Normen, der Institutionen und der Rollenklischees. Um Trugschlüssen vorzubeugen, sei darauf verwiesen, daß mein „Verliererstatus" nicht aus einer dem Manne gegenüber minderwertigeren Ausbildung resultiert. Meine Schul- und Berufsausbildung sowie die Abschlüsse sind als gut zu bewerten. Rückblickend gehe ich heute sogar so weit und stelle die Behauptung auf, daß ich manchem meiner Kollegen überlegen war.

Illusionen

Mein Berufsstart nach der Ausbildung stand aufgrund der erbrachten Leistungen meiner Meinung nach unter einem guten Vorzeichen und wurde obendrein begleitet von einer gehörigen Portion Optimismus und Selbstbewußtsein. Ein Leben ohne Berufstätigkeit, also ausschließlich Ehefrau und Mutter zu sein, war und ist für mich nicht relevant. Ebenso gilt/galt für mich die Notwendigkeit, eine mir vom Manne unabhängige ökonomische Basis zu schaffen.
Während der Ausbildung hatte ich schon eine besondere Vorliebe für die Luftfracht gezeigt. In diesem Bereich arbeitete ich dann auch die kommenden fünf Jahre. Obwohl Anfang der 70er Jahre ein prozentualer Anstieg von Frauen in kaufmännischen Ausbildungsberufen zu verzeichnen war, blieb der Bereich Luftfracht lange Zeit eine rein männliche Domäne. So war ich auch eine der ersten ‚Luftfracht-Frauen' des Bremer Flughafens. Das ‚Warum' dieser Situation wurde und wird gern mit angeblich hohen Anforderungen begründet.
‚Luftfracht machen' setzt eine hohe physische und psychische Belastbarkeit voraus. Innerhalb von Minuten müssen günstigste Offerten abgegeben und schnellstmögliche Flugverbindungen aufgegeben werden. Hauptkommunikationsträger sind aufgrund des ‚schnellen Geschäftes' Telefon und Fernschreiber. Die Anlieferungen der Frachten nach den LKW-Entladungen bei den Fluggesellschaften erfolgt größtenteils per Sackkarre oder Gabelstapler. Aufbrechen von Kisten bei Zollabfertigungen etc. gehören zu den täglichen Arbeiten eines Spediteurs. Charterabfertigungen am Wochenende sind keine Seltenheit, und unter der Woche hat ein pünktlicher Feierabend Seltenheitswert. Damit ist aber nicht eine tägliche Mehrarbeitszeit von ca. einer halben Stunde gemeint, sondern die zu meiner Zeit gängige Arbeitszeit erstreckte sich von 8.00 Uhr bis 19.00/20.00 Uhr. Inzwischen hat auch in diesem Bereich die Schichtarbeit Einzug gehalten. Die Liste der ‚überdurchschnittlichen Anforderungen' ließe sich noch beliebig fortsetzen.

Daß die Erfüllung der sogenannten Voraussetzungen einzig und allein durch das männliche Geschlecht gewährleistet werden kann und diese zudem noch als typisch männliche Attribute hochstilisiert werden, ist weder einsichtig noch durch den tagtäglichen Beweis der Realität haltbar. Keine von uns Frauen hat derzeit einen Berufs- und/oder Arbeitsplatzwechsel aus genannten Gründen vorgenommen, Männer dagegen oft und sie haben nicht selten die Überbelastung durch den ‚Griff zur Falsche' kompensiert. Demnach muß der Grund für die Unterrepräsentanz von Frauen anderer ‚Natur' sein. Die hierarchischen Strukturen waren und sind dort sehr klar und offensichtlich.
Es gab einen Gesamtleiter für den Export- und Importbereich; in seinen Zuständigkeitsbereich fiel auch die Akquisition. Im jeweiligen Export- bzw. Importbereich agierte in der Regel ein langjähriger, qualifizierter Mitarbeiter als sogenannter Gruppenleiter. Im Gegensatz zum Luftfrachtleiter war diese Position nicht durch die Firmenleitung benannt, ausgewiesen oder angeordnet. Sie hat sich vielmehr im Laufe der Jahre als ‚ungeschriebenes Gesetz' manifestiert und wurde von der Gruppe insgesamt respektiert. Das implizierte auch, daß der jeweilige Positionsinhaber vor den Anfechtungen, die seine Stellung gefährden konnten, gefeit war.

Bereits kurz nach meinem Firmenbeitritt wurde mir durch den Luftfrachtleiter aufgrund meines Kenntnisstandes — ich verfügte derzeit über eine einjährige Erfahrung in der deutschen Luftfrachtmetropole Frankfurt — die Vertretung der Gruppenleiterposition in Urlaubs- und Krankheitsfällen für den Export- als auch Importbereich übertragen. Eine gegenseitige Vertretung der beiden Stelleninhaber war von vornherein ausgeschlossen, da keiner von ihnen im Bereich des anderen durch einseitige Spezialisierung zurechtfand (= Fachidiotentum). Erst Jahre später ist mir klar geworden, daß ich durch mein Engagement ihre bis dato so gesicherten Positionen angriff. Eine derart bewußte Handlung lag mir zu jener Zeit fern, denn auch ich hatte mich den bereits erwähnten hierarchischen Strukturen kritiklos unterworfen. Eine mir heute unverständliche Haltung.
Der weitere Verlauf ist kurz beschrieben: Über die restlichen Jahre wurde mir mit System eine Inkompetenz suggeriert. Man(n) hielt wichtige Informationen zurück; Agentengespräche fanden ohne mich statt; neugewonnenen Kunden wurde ich als kompetenter Ansprech- und Gesprächspartner nicht genannt; über wichtige Geschäftseinladungen wurde ich zu spät oder überhaupt nicht informiert; Anmeldungen zu Weiterbildungskursen wurden immer wieder verschoben usw. Bei der Anwendung der gegen mich gerichteten Maßnahmen wurde selbstverständlich darauf geachtet, daß sie sich nicht geschäftsschädigend auswirkten und überdies nicht die Absichtlichkeit erkennbar wurde. Denn nach wie vor war das Betriebsklima ungetrübt. In all den Jahren fand nicht der unter Männer übliche Konkurrenzkampf statt: Ich wurde schlicht kaltgestellt. Nach vier Jahren habe ich aufgegeben, jedoch nicht, weil ich einem Kampf nicht gewachsen wäre, sondern weil sie mir auf ihre Weise und mit ihren Methoden beigebracht hatten, daß mir das Durchsetzungs- und Durchhaltevermögen für das Luftfrachtgeschäft fehlte. Und ich habe es geschluckt. Ich fühle mich mittelmäßig, unbedeutend und hinsichtlich der fachlichen Qualifikation und Kompetenz ihnen weit unterlegen. Meine Naivität und Illusion bezüglich der Gleichberechtigung von Frau und Mann waren grenzenlos. Dem Begreifen sollten noch einige Situationen des selbstverständlichen Hinnehmens vorangehen.
Für den geschilderten Fall ist festzustellen: Durch mein Können war ich im Begriff gewesen, die Herren an die Wand zu spielen. Jedoch, welcher Mann läßt sich von einer Frau ausbooten? Da im Falle eines gleichberechtigten Konkurrenzkampfes zwischen Frau und Mann die Vormachtstellung des Mannes nicht unbedingt gewährleistet ist, wird zu den übelsten Diskriminierungsmechanismen gegriffen.
Der anfängliche Verweis auf die hohen Anforderungen ließe logischerweise zumindest auf eine gute bis sehr gute Dotierung schließen. Weit gefehlt. Eingestellt wurde ich im Juli 1973 mit DM 1.200,— brutto. Nach vier Jahren ging ich mit ‚erreichten' DM

1.625,— brutto. Meine männlichen Kollegen hatten sich mittlerweise auf DM 2.150,— brutto hochgearbeitet. Mein männlicher Nachfolger wurde mit DM 1.900,— brutto eingestellt.
Ich war nicht nur eine handhabungsmäßig bequeme Mitarbeiterin, obendrein verschaffte ich meinem Arbeitgeber über die Jahre hinweg einen Extraprofit.

Allmähliches Begreifen

Frustriert, einer möglichen beruflichen Karriere entsagen zu müssen, und ausgestattet mit dem Komplex meiner Unzulänglichkeit, kehrte ich dem Speditionsgewerbe den Rücken zu. Gezwungen die Fiktion der Karrierefrau ad acta zu legen, wollte ich doch zumindest den Arbeitstag in angenehmer Atmosphäre verbringen. Ich bekam die Stelle der Verkaufs-/Marketing-Sachbearbeiterin in einem marktführenden Unternehmen der Nahrungs- und Genußmittelbranche. Mein Ziel schien erreicht: Moderne Büros, der Anschein eines gepflegt vornehmen Arbeits- und Konversationsstils, gut gekleidete Menschen um mich herum usw. All das, was der Flughafen nicht zu bieten hatte und überdies noch DM 100,— mehr an jedem Monatsende. Welch ein Glück, welch eine Zufriedenheit bis . . .
Daß ich über Schreibmaschinenkenntnisse als Sachbearbeiterin verfügte, war für meine Vorgesetzten selbstredend. Daß ich aber der Stenographie nicht mächtig war, erschien ihnen doch als recht problematisch. Man(n) legte mir nahe, hier möglichst schnell Abhilfe zu schaffen, schließlich sei ich doch daran interessiert, noch längere Zeit in dieser Abteilung mitarbeiten zu dürfen. Sollte ich jedoch das Gefühl haben, den Anforderungen nicht gewachsen zu sein, so würde man(n) selbstverständlich versuchen, mich an einen anderen Platz im Hause zu vermitteln. Der demonstrierte freiwillige Zwang veranlaßte mich, auf eigene Kosten einen Stenographie-Kurs zu belegen. Unsere Division verfügte, nebenbei bemerkt, über eine Sekretärin, und außerdem war in der Unternehmung eine Schreibabteilung. In den ersten drei Jahren meiner Tätigkeit habe ich kaum einen Brief aufgenommen und geschrieben und somit meinen Steno-Kurs auch beizeiten abgebrochen.
Für unsere Division kam der Zeitpunkt, daß wir kunden-/, umsatz- und mitarbeitermäßig expandierten. Mein Aufgabenbereich wurde umfangreicher und entzog sich immer mehr dem Kontrollbereich ‚meiner' Herren. Zu meiner Unterstützung wurde dann ein junger Mann eingestellt, und zwar mit einem um DM 120,— mein derzeitiges Gehalt überschreitendem Gehalt und einer um 4 Jahre geringeren Berufspraxis. Stenographie- und Schreibmaschinen-Kenntnisse wurden ihm auch nicht abverlangt. Die Bewerbungs- und Vertragsunterlagen liefen zu jener Zeit über meinen Schreibtisch. Daß die ‚typisch weiblichen' Kenntnisse von ihm nicht gefordert wurden, störte mich weniger (warum eigentlich nicht?). Die Gehaltsregelung wollte ich jedoch nicht ungeachtet hinnehmen und ich setzte ‚meine' Herren von meiner mißbilligenden Haltung in Kenntnis. Über diese Dreistigkeit war man(n) sehr entsetzt, und ich wurde erstmal in meine Schranken verwiesen. Dann versuchte man(n) mir mit den üblichen Redewendungen klarzumachen, daß meine Beschwerde nicht korrekt sei, da ich zu den bestbezahlten Frauen im Hause gehöre. Mein Verweis, daß hier nicht die Gehälter der Frauen im Hause zur Diskussion ständen, sondern daß ich von ihnen eine Stellungnahme zur unterschiedlichen Bezahlung von Frau und Mann im hier konkreten Fall und die Richtigstellung forderte, stieß auf taube Ohren. Mit wahrlich akrobatisch verbalen Verrenkungen versuche man(n), meine Beschwerde ad absurdum zu führen. Erfolglos. Ich blieb uneinsichtig, ohne jedoch eine Korrektur der Gehaltsunterschiede zu erreichen.

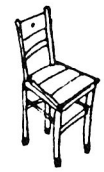
Fortan schien ich in ihren Augen die ‚unbequeme' Mitarbeiterin zu sein. Richtig ist, daß ich mich seit jenem Gespräch gegen eingefahrene Selbstverständlichkeiten auflehnte.
Ich war nicht langer bereit, für ihr leibliches Wohl Sorge zu tragen, geschweige denn, mir ihre Ausführungen über ihre familiären und beruflichen Schwierigkeiten anzuhören. Schließlich war ich weder als Serviererin noch als Seelsorgerin eingestellt worden. An meiner Arbeitsweise änderte ich nichts. Im Gegenteil, denn nur hier bot sich ihnen eine Angriffsfläche. Ich gab ihnen keine Chance, und so begann der Zermürbungsprozeß: Verbesserungsvorschläge von mir wanderten als angeblich nicht realisierbar in die Schublade; der monatliche Sales-Report wurde um arbeitsaufwendige Zwischenreports erweitert; meine nicht ständige Platzanwesenheit, die sich jedoch aus meinem Aufgabenbereich ergab und ihnen durchaus bekannt war, wurde moniert; meiner ‚Verselbständigung' wurde entgegengewirkt, indem diverse bis dato von mir selbständig getätigte Anweisungen ab sofort von ihnen abgesegnet sein mußten usw. Diese Ein- und Beschränkungen waren jedoch nur der erste Schritt, um mich und meine Arbeit kontrollierbar zu machen.
Mittlerweile war uns von der obersten Geschäftsleitung ein neuer Geschäftsführer zugewiesen worden mit der Funktion des Koordinators vom Verkaufs- und Marketingbereich. Zwar war er nicht mehr ganz jung, doch recht dynamisch und wie ‚meine' anderen Herren, aktiver CDU-Politiker. Der bisherige Kreis der Anfänger und Verfechter einer reaktionären Familienideologie und Frauenideologie war um ein starkes (positionsmäßig) Mitglied erweitert worden. Er, allem Innovativen aufgeschlossen und redlich bemüht, seine Begeisterung auf uns zu übertragen, versuchte, uns u.a. von den Vorzügen der Jobrotation zu überzeugen. Denn nur so wäre unsere Gruppe imstande, bei Ausfall des einen oder anderen Mitarbeiters funktionsmäßig zu bleiben. — Bisher war sie es auch ohne Jobrotation —. Welchem Zweck diente sie also letztendlich?

Unsere bisherige Chefsekretärin mußte sich einer Operation unterziehen und ging gleich anschließend in einen Erholungsurlaub. Welch günstiger Zeitpunkt, das Konzept zu testen. Es war natürlich ‚logisch', mir als einzig verbleibender Frau ihren Aufgabenbereich zu übertragen. Mein Mitarbeiter übernahm meine bisherigen Arbeiten, ansonsten ‚rotierte' niemand. Das Ende vom Lied: Meiner Kollegin wurde zwischenzeitlich nahegelegt, sich nach einem ruhigeren Job umzuschauen. Aufgrund ihres gesellschaftlichen Status (alleinerziehende Mutter von drei Kindern) und den damit einhergehenden Belastungen würden die zusätzlichen Anforderungen der Chefsekretärin bei ihr automatisch zur Überbelastung führen. Und diese Verantwortung könnten sie nicht übernehmen!
Wir, mein Kollege und ich, hatten uns bewährt. Unsere Aufgeschlossenheit und Anpassungsfähigkeit bei verschiedenartigem Einsatz wurde honoriert. Mein Kollege erhielt eine außerordentliche Gehaltserhöhung von brutto DM 280,—. Mir wurden DM 155,— zugebilligt, und als ‚Bonbon' erhielt ich zur Steigerung meiner Arbeitseffizienz als neu erkürte Chefsekretärin eine neue Schreibmaschine!!!
Nachdem mein Kollege meine Position übernommen hatte, wurden übrigens die mir auferlegten Beschränkungen für ihn aufgehoben.
Durch Männer auf einen sogenannten ‚Sackgassen-Job' placiert und durch das Begreifen der Vielfalt der Diskriminierungsmechanismen gegen Frauen in dieser Gesellschaft, erstarkte mein Kampfgeist. Noch während meiner Berufstätigkeit holte ich die Hochschulreife nach. Das Studium sollte und soll mir eine bessere Ausgangsbasis verschaffen, um in späteren Jahren besser und massiver gegen Frauenunterdrückung antreten zu können — mein Optimismus ist nicht klein zu kriegen.

*) Der Artikel ist Teil eines Projektberichtes der im Rahmen eines Projektes zur „Zukunft der Arbeit" im Studiengang Wirtschaftswissenschaften an der Universität Bremen entstand.

Lu Haas

Frauenbetriebe zwischen zwei Stühlen



Im Projekt *Frauenbetriebe* reden wir seit einem Jahr vom Geld: Kredite aufnehmen, Schulden machen, das fehlende Geld; Arbeit ohne — Arbeit für Geld; Profite machen ja oder nein. Wir reden von den Schwierigkeiten, Geld zu kriegen, zu verdienen und von den Problemen, Geld zu nehmen, zu kassieren, den Wert der eigenen Arbeit in Geld auszudrücken.
Vom Reichwerden, reden wir nicht. Die Idee, Geld als abstraktes Zahlungsmittel anzuhäufen, ist uns noch nicht untergekommen. Es geht um das Geld, das zum Leben und für konkrete Wünsche, wie die größere Wohnung, das Fahrrad für das Kind, gebraucht wird. Es geht um Geld für Arbeit. Aber bezahlte Arbeit wird vielen Frauen nicht geboten.
Für erwerbslose Frauen — und von diesen in erster Linie Hausfrauen, die länger als 5 Jahre aus dem Beruf raus sind — bieten wir (im Verein SFBF, Frankfurt) einen 1 1/2-jährigen Kurs: „*Frauenbetriebe* — Frauen schaffen ihre Arbeitsplätze selbst".

In dem Projekt *Frauenbetriebe* wird ein Ausbildungsprogramm für erwerbslose Frauen, die sich selbständig machen wollen, erarbeitet und durchgeführt. Teilnehmerinnen an dem Projekt sind auf dem Arbeitsmarkt besonders benachteiligte Gruppen von Frauen: Familienfrauen, die ihre Berufstätigkeit für die Versorgung der Kinder ausgesetzt haben (zwei Drittel der Teilnehmerinnen) und Jungakademikerinnen ohne Berufserfahrung (ein Drittel). Der seit Oktober 84 laufende Kurs (der nächste Kurs beginnt Ende November 85) dauert insgesamt 1 1/2 Jahre und umfaßt die folgenden Schwerpunkte: 1. Vermittlung von Informationen und Sachwissen (z.B. Buchhaltung, Rechtsformen, Steuerfragen), 2. Planung und Ausarbeitung einzelner Betriebsideen (z.B. Präsentation, Kosten- und Finanzierungspläne, Standorte) und 3. Erwerb persönlicher Kompetenzen (z.B. Verhandlungsführung, Arbeitsorganisation, Bearbeitung von Ängsten). Da dieses Projekt Pilotfunktion für ein breiter gestreutes Bildungs- und Beratungsangebot für Frauen, die sich selbständig machen wollen, erfüllt, werden Kursverlauf und Entwicklungsprozesse festgehalten und in einem Bericht (Mitte 86) dokumentiert.

Der Anspruch, mit diesem Projekt ein Bildungsprogramm zu schaffen, das auf die Probleme, Interessen und Fähigkeiten von Frauen, die sich selbständig machen wollen, zugeschnitten ist, führt zu einer ebenso schwierigen wie aussichtsreichen Gratwanderung. Was sich theoretisch recht einfach als Folge des ökonomischen und kulturellen Ausschlusses der Frau aus dem Erwerbsleben benennen läßt, erweist sich in der praktischen Arbeit an den Betriebsideen von Frauen als Aufeinanderprallen brisanter Widersprüche, für die es keine Patentlösungen gibt. So etwa die Unvereinbarkeit des kulturellen Frauenbilds mit der Frage „was bringt das ein"? Die „gute" Frau ist ja gerade eben jene, die sich diese Frage nicht stellt; die ihre Arbeit nicht nach ökonomischen Prä-

missen bewertet. Diesen ökonomischen Prämissen müssen sich selbständige Frauen aber auf Gedeih und Verderb stellen. Das gebrochene Verhältnis zum Geld-Kriegen und Geld-Fordern, können wir als besondere Schwierigkeit für die Gründung von Frauenbetriebe ausmachen; wir können aber auch erwarten, daß Frauen sich den ökonomischen Prämissen nicht fraglos unterordnen. Auf dieser Basis diskutieren wir die Frage, ob Frauenbetriebe nicht auch eine eigenständige Qualität haben können. Diese Frage hat uns auch bei der Auswahl eines Symbols für die Frauenbetriebe geleitet:

Der Stuhl

Im Sommer '84 feierte Frau Bergmann das 60 jährige Bestehen ihres kleinen Lebensmittelladens. „Immer", so erzählt sie, „hat dieser Stuhl im Laden gestanden und immer hat jemand darauf gesessen; was erzählt, verschnauft, in Zeitungen geblättert."

Wer die Raumnot solcher Läden kennt, weiß auch, daß dieser Stuhl seinen Platz gegen die Konkurrenz der von Vertretern ständig angebotenen Werbe- und Warenträger behauptet hat. Der Stuhl ist also dem Interesse an Umsatzsteigerung nicht geopfert worden.
Das wäre also der Stuhl für andere. Auf welchen Stuhl wollen wir uns aber selbst setzen?

Zwischen den Stühlen

Als Feministinnen betreten wir Neuland, mit dem Versuch, ein Programm für Frauen aufzubauen, die sich selbständig machen wollen. Dabei werden uns von den verschiedensten Gruppen, Stühle beim jeweiligen Gegner angeboten: Die Gewerkschaften sehen uns auf dem kapitalen Chefsessel; die traditionellen Wirtschaftsverbände sehen uns auf dem abgebeizten Alternativhocker, die Alternativbetriebe vermuten uns auf dem Sperrmüllsofa wirtschaftlichtlich nicht kalkulierender Frauenprojekte; grüne Fundamentalistinnen setzten uns schon ins Wartezimmer des Unternehmerinnenverbands; SPDlerinnen plazierten uns auf den amerikanischen Schleudersitz der Privatisierung sozialer Leistungen.

Natürlich sitzen wir dort überall nicht. Wir sitzen in unserem Büro gleichsam zwischen all diesen Stühlen. Als autonome Feministinnen haben wir diese Sitzgelegenheiten skeptisch geprüft. Wir wissen bereits, daß wir uns auf keiner niederlassen werden, da die Entscheidung für einen der Stühle immer auch die Vernachlässigung von Fraueninteressen in mindestens einer Hinsicht bedeutet. Wenn wir daran arbeiten, die besondere Qualität von Frauenbetrieben zu entwickeln, werden wir uns gerade der Anstrengung, zwischen all diesen Stühlen mit all ihren Widersprüchen zu bleiben, unterziehen müssen. Die Arbeit an diesen Widersprüchen erscheint uns für Frauenbetriebe dabei ebenso notwendig wie vielversprechend.

Regieanweisung

Im Unterschied zu der laufenden Dokumentationsarbeit über das Projekt beschränke ich mich hier auf die Darstellung einiger Fundstücke aus der Projektarbeit zum Thema dieses Heftes. Es ist Material, das das facettenreiche Problem von Frau und Geld am Beispiel verdeutlicht; Material, an dem weitergedacht werden kann und muß.
Dabei verzichte ich vorübergehend auf den ebenso richtigen wie langweiligen Aufweis,
 daß alles mit allem zusammenhängt und berichte das Disparate disparat. Unser Ar-

beitsprinzip im Projekt *Frauenbetriebe,* die Widersprüche herauszuarbeiten statt sie vorschnell zu glätten, ist schließlich nicht nur gedanklicher Spitzfindigkeit, sondern in erster Linie den tatsächlich unvereinbaren Erfahrungen geschuldet. Diese Erfahrungen lassen sich grob klassifizieren:

Ökonomie ohne Frauen — Frauenarbeit ohne Ökonomie?
Ausgrenzungsversuche/ Vorurteile gegenüber Frauen als Selbstständigen; Die Orientierung am Ertrag als Gegenstrategie zur Ausbeutung von Frauenarbeit.

Ohne uns!
Die Unvereinbarkeit von Feministin und Unternehmerin;
Der Rückzug vom ‚Geschäft' — Die frauenspezifische Kritik an der Profitorientierung.

Die Männerwelt betreten — Alte Kostüme ablegen?
Unterstützungsprogramme für Existenzgründerinnen; Die Unvereinbarkeit von Anforderungen des Geschäftslebens mit den Persönlichkeitsstrukturen und Interessen von Frauen. Ängste von Frauen — Stärken von Frauen.

Zu diesen drei Themenkomplexen werden jeweils eine Erfahrung mit den angebotenen Stühlen und eine Sichtweise aus den Kursprotokollen skizziert. Die Skizzen aus dem Kurs stammen aus dem Arbeitsbereich „Lehrbetrieb": drei Monate lang hat der Kurs das zur Zeit einzige Frauencafé in Frankfurt geführt.

Ökonomie ohne Frauen — Frauenarbeit ohne Ökonomie?

„Was denn; anderthalb Jahre Ausbildung und dann so einen — entschuldigen Sie — Fuzzelkram wie kleine Cafés oder Läden?"

Ein recht stattlicher, schwitzender Enddreißiger, das Emblem seiner öffentlichen Wirtschaftseinrichtung auf der Krawatte, sitzt in unseren Räumen. Bis er die Etage betrat, hatte alles in sein Bild gepaßt: Ein altes Fabrikgelände, die Briefkastenanlage mit allerlei „linken" Adressen (Tageszeitung, Pflasterstrand, SDAJ), ein noch nicht gestrichenes Treppenhaus. Ohne Jackett betritt er unsere Räume und staunt: „Bei Frauen sieht doch alles gleich ganz anders aus". In der Tat entspricht unsere 500m²-Etage nicht dem, was man sich so landläufig unter einem selbstorganisierten Projekt vorstellt: keine Trödelsofas und Makramé-Töpfe; alles eher kühl, sachlich; Büros mit Telefonen auf dem Schreibtisch, Schreibmaschinentische mit modernen Geräten, dicke Terminkalender. Und in den Büros — das sieht man durch die Gesamtverglasung der Etage — wird tatsächlich gearbeitet. Es gibt ein Café, große und kleine Kursräume und echte Kunst an den Wänden.
In sein Frauenbild passen die Blumen und daß es sauber ist — da wir uns hier aber nicht ‚beschäftigen', sondern professionell arbeiten, will ihm offensichtlich nicht in den Kopf — er bietet uns an, einmal einen „richtigen Unternehmensberater" vorbei zu schicken.
Der Hintergrund: Die Stadt Frankfurt hat ein Förderprogramm für kleine und mittlere Unternehmen und außerdem hatten einige CDU-Politiker vor der Wahl angekündigt, sie wollten alte Gebäude „revitalisieren", z.B. durch die Schaffung von Handwerkerhöfen, Cafés, Restaurants. Das hatte uns interessiert.

Der Versuch, mit dem zuständigen Bürgermeister einen Gesprächstermin zu vereinbaren, scheitert an seinem Referenten. Dieser verweist an den Leiter der zuständigen Behörde, dieser wiederum beauftragt einen Mitarbeiter — eben jenen oben erwähnten — zu prüfen, ob wir auch stadtfein sind.
Im Zuge dieser Bemühungen erfahren wir — mündlich versteht sich, so etwas macht keine Behörde schriftlich — die „Bedenken des Hauses" an unserem Programm: „Die Frauen können doch nur enttäuscht werden. Sie investieren soviel Zeit und Arbeit, um letztendlich nur Randexistenzen aufzubauen. Und dann muß ja überall dort, wo Ihre Teilnehmerinnen etwas aufmachen, ein anderer schließen . . . Ihr Vorschlag, Heimarbeitsplätze zusammen zu fassen zu Schreibbüros, das weiß man doch, daß das ökonomisch nicht funktionieren kann . . . Und schließlich haben wir doch die Angebote von der IHK und von der VHS, das reicht doch."
Wir haben offensichtlich die Bühne eines Theaters betreten, in dem man uns nur als Zuschauerinnen erwartet. Daß es Frauen als Unternehmerinnen gibt, hat man bisher erst oberhalb von 1 Million Umsatz beziehungsweise 10 Mitarbeitern (die Mitgliedsvoraussetzungen für den Verband der Unternehmerinnen) zur Kenntnis genommen. Daß Frauen ein Interesse an der Zusammenfassung von Heimarbeitsplätzen zu eigenen Betrieben haben können, obwohl dabei zunächst finanzielle Einbußen, durch die Mietkosten beispielsweise, entstehen, die Aufhebung von Isolation und besonderer Ausbeutbarkeit diese Einbußen also überwiegt, ist in einer ausschließlich betriebswirtschaftlich argumentierenden Logik nicht begreifbar. Hier zählt nur der ökonomisch meßbare Erfolg; es zählt die Relation von Investition zu Ertrag.
Die Unterstützung von Kleinbetrieben durch die Kommune gut und schön; aber müssen sie *so* klein sein? Fuzzelkram eben. Die sozialen und qualitativen Anteile solcher Kleinbetriebe von Frauen, die Verbesserung der Kommunikationsstruktur in den Stadtteilen und die Kinderbetreuung als Serviceleistung mehrerer Geschäfte zusammen, sollten wir — wird uns empfohlen — in unserer Selbstdarstellung lieber nicht in den Vordergrund stellen. Das zählt nicht, jedenfalls nicht auf der Pluspunktseite.
Wenn Frauen über die Erwirtschaftung von Erträgen hinaus noch andere Ziele mit ihren Betrieben verfolgen — mehr Kommunikation, eine an Qualitätsgesichtspunkten ausgerichtete, interessante Arbeit, soziale Gehalte des Betriebs, dann wird das nicht unter dem verbucht, was in den Reden über die soziale Marktwirtschaft oder auf Stiftungsbanketts über die Sozialbindung des Kapitals gesagt wird. Es wird dem weiteren Bereich der Vorbehalte gegenüber Frauen im Wirtschaftsleben zugeschlagen; wir bestätigen damit — ungewollt natürlich — die Skepsis gegenüber selbständigen Frauen.
Daß Frauen — als Hausfrauen z.B. — im Kleinen „mit dem spitzen Bleistift" rechnen, weiß jeder; daß sie aber auch im großen rechnen können, wird ihnen offensichtlich nicht zugetraut. Bezweifelt wird auch, daß Frauen Erfolg haben wollen und können und daß sie ihre Arbeit kalkulieren. Dieses spezifische Vorurteil gegenüber Frauen als selbständigen Unternehmerinnen ist weit verbreitet, wird aber selten offen geäußert. Es findet sich in den Angeboten, Frauen zu beraten, zu featuren, zu helfen, auch wenn diese gar nicht darum gebeten haben; es findet sich auch in dem Aufwand, den Banken machen, wenn Frauen Summen als Kredite haben wollen, die Männer als „Spielgeld" betrachten.

Die Vorbehalte, die häufig im sachlichen Gewand auftreten, von den sachlich gerechtfertigten Einwänden gegenüber Frauenprojekten zu trennen, ist nicht einfach. So ist z.B. die Relation von Investition zu Ertrag eine zwingende Grundlage betriebswirtschaftlichen Handelns, die selbstverständlich auch für uns gilt. Für unsere Kursteilnehmerinnen, von denen so gut wie keine über nennenswerte Eigenmittel verfügt, gilt dies sogar in besonderem Maße: die notwendigen Kredite bekommen sie nur, wenn ihre Betriebskonzepte so angelegt sind, daß ein ausreichend hoher Gewinn, der über Zinsen und Tilgung für den Kredit hinausgeht, erwartet werden kann. Kontrolliert wird hier von den Banken nichts anderes, als was wir selbst im Projekt bei der Erstellung der Be-

triebskonzepte überprüfen: die Frage nämlich, ob sich Betriebsideen *so* realisieren lassen, daß sie die Existenzsicherung in absehbarer Zeit leisten können. Die gründlichen Prüfungen der Betriebskonzepte durch die Banken erfolgen also zu recht und können den Frauen nur zugute kommen.
Nicht zu recht aber wird häufig die sachliche Prüfung und Beratung mit den vielfältigen Vorurteilen gegenüber Frauen im Erwerbsleben unentwirrbar vermischt. Nicht mehr sachlich zu begründen sind z.B. die Bankpraktiken, von denen Christine und Brigitte berichten: Christine hat für die 10.000 Mark, die sie für ihren Stoffladen brauchte, neun Banken aufsuchen müssen, bis sie das Geld endlich hatte. Brigitte, die seit über zehn Jahren von ihrem Betrieb lebt, wird von ihrer Bank mit steter Regelmäßigkeit angeschrieben, sobald sie ihr Konto überzieht.
Das Vorurteil, Frauen seien von ökonomischen Überlegungen unbeleckt und würden nicht um Geld feilschen, führt übrigens auch dazu, daß uns viele Dinge sehr viel teurer verkauft werden als den Männern. Das gilt für Geräte ebenso wie für Räume (auch Mieten), für Kostenvoranschläge von Handwerksbetrieben ebenso wie für Geld. Unserem Verein ist z.B. ein Haus für 3 Millionen angeboten worden, das der Besitzer des Nebenhauses für 2 Millionen hätte kaufen können. Wir hätten es allenfalls auf eine Summe herunter handeln können, auf der der andere erst anfängt, zu feilschen. Besonders krude wird es übrigens bei Auto-Käufen und Verkäufen von Frauen, wo sich das ökonomische Vorurteil mit dem technischen paart. Als Dorothee ihr Auto verkaufen wollte, haben zwei Männer bei der ‚Besichtigung' des Motors Zündkabel gelockert und ihr dann lediglich ein paar hundert Mark geboten „weil das Auto ja nicht fährt".

Zurück zu den Frauenbetrieben, wollen wir an dieser Stelle festhalten:
— daß Wirtschaftsinstitutionen, Banken, Händler die Projekte von Frauen nur sehr ausschnittsweise wahrnehmen: gemessen wird am Umsatz und am Ertrag; ausgeblendet wird dabei alles, was sich nicht unmittelbar in Geld ausdrücken läßt. Je geringer der Ertrag, desto unbedeutender — „sinnloser" — der Betrieb. So wird uns von dem Repräsentanten jener öffentlichen Wirtschaftseinrichtung vorgeschlagen, unsere Projektdarstellung in folgende Worte zu fassen: „Frauen, die bisher ökonomisch sinnlos dahinleben, werden durch das Projekt befähigt, etwas Sinnvolles zu tun". Das Angebot einer solchen Formulierungshilfe entbehrt übrigens nich einer gewissen Grundlage: es würde uns tatsächlich nie gelingen, so „schöne" Sätze selbst zu erfinden.
— Zugleich wird vorausgesetzt, daß Frauen nicht ökonomisch handeln und denken können: Erfolge bleiben unbeachtet und zudem werden die Spielräume für Preisgestaltung, Kreditsummen und Lieferbedingungen von vorneherein eingeschränkt. Diese vielfältigen Hindernisse für Frauen führen selbstverständlich auch — damit schließt sich dieser Kreis — zu geringeren Erträgen von Frauenbetrieben.

Die Vorurteile und Hindernisse, die gegenüber Frauen aufgetürmt werden, mit wachsamen Auge aufzuspüren und Gegenstrategien zu entwickeln, ist einer der Arbeitsschwerpunkt im Projekt *Frauenbetriebe.* Schließlich müssen Frauen nicht nur Geld verdienen, sie wollen es auch. Zu der Ausgrenzung von Frauen aus dem Wirtschaftsleben gehört ja auch die frauenspezifische Erfahrung mit unbezahlter und minderbewerteter Arbeit:

„Wenn man sich immer so zurücknimmt, immer so bescheidet, dann ist man irgendwann gar nichts mehr wert."

Karin, z.B., betreut seit Jahren einen kranken Onkel. Dafür bekommt sie gewöhnlich nichts. Anderen Familienmitgliedern gibt der Onkel Geld oder ‚richtige' Geschenke. Die Selbstverständlichkeit, mit der Karins Arbeit ohne Dankeschön eingefordert wird, ärgert sie; sie fühlt sich ausgenutzt: „Klar, daß man in der Familie hilft. Aber so ist es doch ungerecht: die Anderen kriegen große Sachen geschenkt und bei mir wird es ein-

fach so erwartet; höchstens mal einen Blumenstrauß — ich bin ja auch die Hausfrau." Solche Erfahrungen sind auch eine Grundlage für die Wünsche von Frauen, sich selbständig zu machen. Die Erfahrungen also mit der selbstverständlich und unentgeltlich in Anspruch genommenen Arbeit der Frauen, dem Ehrenamt, der Zuarbeit für die Partei, die Kirche, die Nachbarschaftshilfe, die Hausaufgabenbetreuung; und natürlich die Kränkung, als Hausfrau nicht beachtet zu werden; die Arbeit, die niemand bemerkt, niemanden interessiert und niemand bewertet. Diese Erfahrungen begründen auch den Zorn, wenn die eigene Arbeit von anderen ausgenutzt wird. „Frauen schenken immer alles her und am Ende wissen sie nicht mehr, wovon sie sich ernähren sollen". Diesen Mechanismus nicht in die eigenen Geschäfte zu tragen, bedeutet auch, endlich zu lernen, auf sich selbst zu gucken.
Auch ein Ergebnis des Kurses ist, was Ilse „egoistischer werden" nennt. Dieses „egoistische" Interesse an der ökonomischen Bewertung der Arbeit veranlaßt auch unsere Teilnehmerinnen, betriebswirtschaftliches Grundwissen mit Neugier, Motivation und Anstrengung zu lernen. Wir können, das ist klar, auf die Wirtschaftlichkeit der eigenen Betriebe nicht verzichten und wir bemessen unsere Arbeit mit dem selben Maßband, das wir bei den Banken und Wirtschaftsinstitutionen einseitig finden: Im Vereinscafé wird der Erfolg des Abends am Kassenstand abgelesen. Besucherinnen, die das Café in der Zeit, in der das Projekt *Frauenbetriebe* es als „Lehrbetrieb" geführt hat, mehrmals besucht haben, dürften sich über die unterschiedlichen Preise für das Essen einigermaßen gewundert haben. Das kam so: Die Ungewohntheit, die eigene Arbeit zu bewerten, führte dazu, daß am Anfang besonders die selbstgemachten und lange im voraus geplanten Salate, Kuchen, Suppen und kleinen Gerichte unter dem Selbstkostenpreis angeboten wurden: Nur die Einkäufe wurden berechnet, nicht aber die Zutaten aus der eigenen Küche, nicht die Fahrt- und nicht die Stromkosten und sowieso nicht die Arbeitszeit. Da in der Etage alle Mitarbeiterinnen, die unentgeltlich arbeiten, zu halben Preisen im Café essen und trinken können, waren die Tageseinnahmen minimal. Die Cafefrauen, die jede Arbeit nach Zeit und Inhalt genau aufgeschrieben und auch jeden Einkauf aufgerechnet hatten, konnten sehr schnell feststellen, in welchem Ausmaß unbezahlte Arbeit geleistet wurde. Das ärgerte besonders bei den selbstgemachten Speisen, die von zu Hause mitgebracht wurden. Es macht zwar Spaß, wenn unbekannte Frauen die Koch- und Backkünste loben („bei meiner Familie merk ich nur, daß es geschmeckt hat, wenn's nicht reicht"), kritisiert wird aber, daß dieser Wert der Arbeit sich nicht in Geld zählen läßt. Die halben Preise für die Speisen wurden abgeschafft und es folgte eine Phase der teuren Käse- und Kuchenstücke — was natürlich von einigen Besucherinnen sogleich bemängelt wurde. Unverändert blieben in der ganzen Zeit die Preise für die Getränke; in diese Getränke war auch nicht soviel Arbeit eingegangen wie in die selbstgemachten Speisen.

In dem Aufwärtstrend der Essenspreise ging es nicht darum, selbst Geld für die Arbeit zu bekommen — die Teilnehmerinnen hatten sich darauf eingestellt, ohne Geld zu arbeiten — es ging darum, das Prinzip der Ausbeutung von Frauenarbeit nicht länger zu tolerieren. „Es ist drin, daß Arbeit, für die du kein Geld bekommst, eine andere Qualität kriegt, nämlich keine".
Halten wir fest: Leistung wird von Frauen auch mit dem Maßband des Ertrags gemessen. Die Wirtschaftlichkeit der Frauenbetriebe brauchen wir, um von der Arbeit leben zu können. Wir brauchen sie aber auch, um dem Prinzip der Ausbeutung von Frauenarbeit entgegen zu treten. Wenn sich erwerbslose Frauen, die ja alle irgendetwas arbeiten, selbständig machen wollen, so verbinden sie damit neben der Existenzsicherung auch das Ziel, endlich die eigene Arbeit bewertet und anerkannt zu sehen. Das ist jedoch nicht einfach: Soziale Dienstleistungen, die die Kursteilnehmerinnen bisher immer unentgeltlich gemacht haben, auf bezahlter Ebene durchzuführen, ist subjektiv wie objektiv schwierig. Nicht nur fällt es Frauen selbst schwer, für Krankenpflege, Kinderbetreuung, Botengänge usw. Geld zu verlangen; es wird ihnen auch kein Geld dafür

gegeben. Soziale Dienstleistungen, die ja in der Regel dort notwendig werden, wo sich Menschen nicht aus eigener Kraft, d.h. auch nicht mit eigenem Geld helfen können, lassen sich nicht von den Betroffenen, sondern nur durch die öffentliche Hand, Kirchen und Stiftungen finanzieren. Solche Finanzierungen sind allerdings nur sehr schwer zu erreichen. Beispielsweise hat sich ein Projekt, das sich auf die Renovierung von Rentner- und Behindertenwohnungen konzentrieren wollte, nicht realisieren lassen: die Betroffenen können die Arbeit nicht bezahlen, die Behörden wollen nicht. Aufgrund solcher Erfahrungen beschließt eine Hausfrauengruppe aus dem Kurs nach langen Diskussionen über die Schwierigkeiten, soziale Dienstleistungsprojekte zu finanzieren: ,,Wir wollen vom Sozialen weg und einen Laden machen. Das Soziale bringen wir sowieso ein."

Nicht mehr ausgebeutet werden zu wollen, heißt also nicht, alle sozialen Ziele von Arbeit ersatzlos zu streichen. Und es heißt auch nicht, daß nun alle Frauen Geschäftsfrau werden wollen. Im Gegenteil. Der Ausschluß von Frauen aus dem Wirtschaftsleben und ihre Zuständigkeit für die Familie und soziale Probleme hat bekanntlich zur Folge, daß Frauen eigenständige Arbeitseinstellungen und Orientierungen entwickelt haben, die zu Funktionsprinzipien eben jenes Wirtschaftslebens im Gegensatz stehen. Daß hier sozusagen alles durch das Geld bewegt wird, unterziehen Frauen, die sich in ihren Handlungen zumindest partiell an anderen Prinzipien orientieren, einer diffusen oder ausgesprochenen Kritik:

Ohne uns?

,,Mit geschärfter Doppelaxt und unfreundlichen Grüßen",

kündigen im März '84 einige Frauen aus der LAG (Landesarbeitsgemeinschaft autonomer Frauenprojekte in Hessen) der Kommission für die selbstverwalteten Betriebe ihren Anspruch auf Sitz und Stimme an. Diese Kommission erarbeitet ein Förderprogramm für den aus den grün-roten Tolerierungsverhandlungen hervorgegangen neuen Haushaltstitel für die selbstverwalteten Betriebe (Hessisches Wirtschaftsministerium, Förderungssumme: 7 Millionen). Der Versuch der Frauen, diesen Titel auf nichtgewerbliche Projekte zu erweitern, scheitert. Aufgenommen in die Richtlinien wird die Paritätsforderung, sofern es sich nicht um reine Frauen- oder Männerprojekte handelt. Enttäuscht darüber, daß es ein ,,ganz normales Wirtschaftsförderungsprogramm geworden ist", steigen die Frauen im Juli '84 aus der Kommission bereits wieder aus: ,,Die Frauen, die den Stuhl in der Richtlinienkommission besetzt hatten, sind ausgestiegen, weil Frauenprojekte u.a. durch folgende Richtlinien aus der Förderung ausgeschlossen werden: die Bilanzen der letzten drei Jahre müssen offengelegt werden, bei Einstellungen müßten die persönlichen Daten (Lebensläufe) der Mitarbeiterinnen aufgeführt werden, die Zuschüsse von 25 % reichen nicht aus".
Warum durch diese Punkte in den Förderrichtlinien Frauenprojekte von vornherein ausgeschlossen sein sollen, scheint der Schreiberin dieses Protokolls so selbstverständlich, daß keine Erklärung hinzugefügt wird. Wir erfahren noch, daß dieser Haushaltstitel nur dann für Neugründungen von Frauen etwas bringen kann, wenn die Richtlinien ,,in unserem Sinne" verändert werden, ,,so daß nicht nur die klassisch kapitalistisch produzierenden Betriebe gefördert werden".
Was hier als ,,klassisch kapitalistisch" nicht ,,in unserem Sinne" als Frauen bezeichnet wird, sind die Vergaberichtlinien: Zuschüsse und Kredite erhalten ohne Hierarchie und Ausbeutung arbeitende Kollektive, die voraussichtlich in absehbarer Zeit auf eigenen Füßen stehen können. Die Wirtschaftlichkeit der Projekte wird überprüft.
Gerade diesem Prinzip der Wirtschaftlichkeit müssen Frauen sich stellen, wenn sie Be-

triebe gründen wollen; das gilt jedenfalls für die Zielgruppe unseres Projekts: Frauen nämlich, die von ihrer Arbeit leben müssen und wollen. Erwerbslose Frauen, die Betriebe gründen, um sich Arbeitsplätze zu schaffen, brauchen ein Wirtschaftsförderungsprogramm, das ihnen genau jene Zusammenschüsse und Kredite gewährt, die sie von den Banken regelmäßig nicht bekommen.
Unklar ist bei diesem Ausstieg, was eigentlich mit Frauenprojekten gemeint ist; jedenfalls ist eine Trennung in Frauenprojekte hier und als ,,kapitalistisch" abqualifizierte wirtschaftlich arbeitende Frauen dort nicht zu rechtfertigen. Nicht jedes Projekt von Frauen für Frauen kann sich durch Spenden und ehrenamtliche Arbeit aufrechterhalten, die meisten dieser Projekte finanzieren einen Teil ihrer Arbeit durch Einnahmen. Umgekehrt enthält ein großer Teil wirtschaftlich arbeitender Frauenbetriebe auch Anteile, die keine Einnahmen bringen, sondern im Gegenteil als soziale Leistungen Kosten verursachen. Die Differenzierung in soziale und gewerbliche Frauenprojekte ist daher zu klotzig; sie gehört in behördliche Regelungen, aber nicht in eine feministische Argumentation.
Dies soll nicht als Plädoyer für eine unterschiedslose Verklärung alles dessen, was Frauen tun, verstanden werden. Vielmehr geht es darum, die aufgebauten Fronten differenzierter zu betrachten, zu sehen, wo die Unterschiede und die Gemeinsamkeiten sind. Was ist z.B. die genaue Trennungslinie zwischen einer Unternehmerin und den Eigentümerinnen der Frauenferienhäuser?
Was ist mit den Buchläden, den Cafés, den Kneipen, Galerien, Reiseunternehmen, Verlagen, Druckläden von Frauen? Was mit den Frauen, die Kleider, Schmuck, Pullover, Möbel produzieren? Müssen diese Frauenbetriebe keine Bilanzen erstellen? Haben die dort arbeitenden Frauen keine Qualifikationen und Erfahrungen aufzuweisen, die sich in Lebensläufen dokumentieren lassen? Brauchen diese Betriebe keine Kredite und Zuschüsse?
Oder aber, sind diese Frauenbetriebe nur dann auch ,,Frauenprojekte", die in der LAG mitarbeiten, wenn sie die Wirtschaftlichkeit gänzlich vernachlässigen. Das würde aber bedeuten, Frauenprojekte per definitionem zu Selbstausbeutungsprojekten zu machen.

Diese eine Anekdote ist im übrigen kein überinterpretierter Einzelfall. Regelmäßig werden Feministinnen von ihresgleichen scheel betrachtet, wenn sie ihre Arbeit nicht ohne Geld machen wollen und z.B. ihrer Qualifikation angemessene Gehälter verlangen.
Was uns offensichtlich fehlt, ist ein feministischer Begriff von Frauenbetrieben. Auf der Hand liegen zwei Kriterien: 1.keine sexistischen Inhalte und 2. keine Ausbeutung von Frauen durch Frauen. Was aber sind Frauenbetriebe außerdem noch? Es reicht nicht, lediglich die betriebswirtschaftliche Sprache aus der ,,männ"lichen in eine ,,frau"liche Diktion zu übersetzen. Wir gehen davon aus, daß Frauenbetriebe eine eigenständige Qualität haben können. Es ist ja schließlich nicht ausgemacht, daß wir die Männer kopieren, wenn wir eigene Betriebe gründen. Was wäre, wenn wir auf die neue Spielfläche die alten Kostüme mitnähmen nach dem Motto Geld kriegen und Feministin bleiben. Das heißt aber, unser Verhältnis zum Geld ebenso zu überdenken, wie auch betriebswirtschaftliche Maximen nicht als ausschließliche Handlungsziele hinzunehmen.

Hier sind einfache Definitionen, soweit hat unser Projekt bisher Klarheit für uns geschaffen, nicht brauchbar, da sie allzuleicht zur Diskriminierung von Frauen beitragen. Positive Modelle von Frauenbetrieben sehen wir hingegen gerade dort, wo sich Frauen den Widersprüchen zwischen sozialen und wirtschaftlichen Zielen, den Widersprüchen zwischen frauenspezifischem Engagement und der Notwendigkeit der Existenzsicherung stellen.
Gründe für die eigenständige Bestimmung von Frauenbetrieben finden sich im Rah-

men des Kurses vor allem in der Distanz zu betriebswirtschaftlichen Zielen. Es ist nämlich keineswegs ausgemacht, daß Frauen diese Ziele zu den ausschließlichen Handlungsmaximen ihrer Betriebe machen werden. Erwarten läßt sich vielmehr, daß genau das nicht passieren wird:

„Ich habe viel über mich selbst gelernt. Ich möchte keine Geschäftsfrau werden und ich werde auch keine. Es fällt mir schwer, Preise zu nennen und Geld zu verlangen. Wenn ich merke, daß eine nicht zahlt, spreche ich sie nicht darauf an. Diese Großzügigkeit will ich auch nicht ablegen."

Im Laufe der Arbeit im Vereinscafé zeigte sich, wie schwierig es ist, Geld zu nehmen. Besonders für die Dinge, die bisher immer unbezahlt gemacht wurden; z.B. Kaffee kochen und ausschenken. Dieselbe Arbeit, die bisher gemacht wurde, um den Kontakt zu jemand herzustellen, etwas Nettes zu tun, wird zu einer Verkaufshandlung. Regine fragt sich also, ob sie diese Veränderung ihrer Arbeit überhaupt will.
Es fällt aber nicht nur den Caféfrauen schwer, zu kassieren, es wird auch von ihnen erwartet, daß sie nicht hinter dem Geld her sind: Frauen, die ihr Portemonnaie zu Hause gelassen haben, bestellen sich, ohne zu fragen, ob das geht, Essen und Getränke. Erwartet wird auch, alles besonders billig zu bekommen: es ist ja ein *Frauen*café. Frauenprojekte, die bei uns tagen oder Räume gemietet haben, erwarten, alles zum Selbstkostenpreis zu bekommen und hinterlassen dann große Mengen ungespülter Gläser. Nach den ersten 4 Wochen Lehrbetrieb Café stellen wir fest: dieses Café ist nicht wirtschaftlich. Wir diskutieren, ob wir das ändern können und ob wir das ändern wollen. So könnten wir, um wirtschaftlicher zu arbeiten, unsere Preise erhöhen und mehr Werbung durch Veranstaltungen machen. Das aber würde zen Sinn des Cafés als Kommunikations- und Leseraum für Frauen in Frage stellen: erwerbslose Frauen würden nicht mehr kommen; Frauen, die sich in dem Café bisher getroffen haben, um sich in Ruhe zu unterhalten, müßten sich woanders treffen, wenn im Café Veranstaltungen sind.
Das Ziel, nicht unentgeltlich zu arbeiten, läßt sich nicht mit den politischen und sozialen Zielen des Cafés — für Frauen einen Kommunikationsort zu schaffen — vereinen. Wir müssen uns also fragen, wo das Geld herkommt, um für eine Gruppe, für die wir gerne arbeiten, etwas tun zu können.

Weite Bereiche der Arbeit für Frauen können nicht von diesen selbst finanziert werden; d.h. diese Arbeiten sind auf gewerblicher Ebene nicht durchführbar; hier gilt also, was die LAG von Frauenprojekten generell behauptet.
Probleme mit dem „Geld-Nehmen" und der wirtschaftlichen Kalkulation von Arbeit dürften über das Einzelbeispiel des Cafés hinaus für Frauen, die Betriebe gründen, typisch sein.
— Die soziale Bindung eines Großteils der Frauenarbeit in Beruf und Familie führt zu — in der feministischen Literatur hinreichend angemerkten — weiblichen Orientierungen, die konträr zur Profit- oder Ertragserwartung stehen. Die Deckungsgleichheit der eigenen Entwürfe von Handlungszielen — wobei das Geld nur ein Aspekt neben anderen ist — mit den Erwartungen Anderer — daß wir Zeit haben, zuhören, ohne Geld arbeiten — verfestigt eine weibliche Identität, die mit der ökonomischen Bewertung der Arbeit partiell unvereinbar ist. So verstanden gilt weibliche Arbeit der Person und nicht dem Bankkonto. Es wird als eine *Entwertung* dieser Arbeit und damit *unserer selbst* begriffen, wenn sie für Geld gemacht wird.
— Dieses allgemeine Grundmuster weiblicher Identität — die soziale und personenorientierte Bindung von Arbeit — wird auch unter Frauen erwartet und eingeklagt. Die Identität als Frau zu bewahren *und* von der eigenen Arbeit leben zu können, das heißt, Preise zu erklären, Geldforderungen zu begründen. „Was denn, ihr nehmt Geld?!" so

wird gefragt und Rechtfertigungen vielfältigster Art werden von Frauen geliefert.
— Die Selbstverständlichkeit, mit der wir als Frauen *gegen, ohne,* oder *nicht ausschließlich für* die Ertragserwartung handeln, eröffnet mit der Distanz zur Profitmaximierung andere Handlungsziele. Wir fragen uns, *für wen, wollen wir, was, wie* arbeiten? Diese Distanz zum Ertrag als frauenspezifische Orientierung — über die Frauen im übrigen nur dann in nennenswerten Ausmaß auch real verfügen, wenn sie in Arbeits- und Lebensbedingungen eingebunden sind, die die Entwicklung solcher Orientierungen erlauben — führt zu einer Variationsbreite von Betriebszielen, die in der wirtschaftswissenschaftlichen Literatur und in den zur Zeit überall angebotenen Ideen und Informationen für Existenzgründungen nicht vorkommen: es soll Spaß machen, interessant sein, die eigenen Fähigkeiten fördern, mit anderen Interessen vereinbar sein, die Kinder sollen darunter nicht leiden, es soll sozial sein und Abhängigkeit beenden.

Das umfassende Interessenspektrum von Frauen begründet auch einen über die gewerblichen Unternehmen hinausgehenden Begriff von Frauenbetrieben: dazu gehören alle Existenzgründungen von Frauen, auch wenn sie nicht nach betriebswirtschaftlichen Zielen ausgerichtet sind, wie z.B. gemeinnützige Vereine, die soziale Dienstleistungen anbieten, die nicht von ihrer Zielgruppe finanziert werden können. Im Projekt *Frauenbetriebe* werden daher auch Fragen der Gründung und Finanzierung von Vereinen bearbeitet.
Die vielfältigen Ansprüche von Frauen an die selbständige Existenz lassen ahnen, daß Frauenbetriebe qualitativ eigenständig sein können. So führt z.B. das große Interesse an den Arbeitsinhalten dazu, daß keine unserer Kursteilnehmerinnen einen Fast-Food-Imbiß aufmachen wird; die Schnellküche mit selbstgemachten Suppen ja, die schnelle Mark mit Industrieessen nein. Generell wollen die Frauen am Projekt „voll und ganz hinter dem stehen können, was verkauft wird"; sie wollen also nur Dinge verkaufen, die ihnen selbst gefallen, die sie schön und im Preis gerechtfertigt finden. Viele wollen etwas herstellen, alle wollen dem Geschäft „die eigene Note" geben; z.B. zu den verkauften Kochtöpfen selbstausprobierte Rezepte mitgeben; umgekehrt begründet eine Teilnehmerin die Entscheidung gegen ein Stoffgeschäft damit, daß sie selbst nicht gerne und nicht gut näht, also niemand ausreichend beraten kann. Zusätzlich zu den arbeitsinhaltlichen Interessen an qualitativ ausgefeilten Betriebskonzepten werden die Ideen für die eigenen Betriebe von unseren Teilnehmerinnen unter sozialen Kriterien beurteilt: wer kann sich dort etwas kaufen, wem nützt das, können Kinder in die Läden, Werkstätten, Cafés mitgebracht werden, welche Möglichkeiten gibt es für Tauschgeschäfte (nach der Art „wenn du dieses Schmuckstück unbedingt haben willst, aber nicht bezahlen kannst, könntest du mir Beutelchen für meine Schmuckproduktion nähen")? Immer wieder geäußert wird im Kurs auch ein kommunikatives Interesse: keine will allein arbeiten; die meisten wollen sich mit ihren Kunden auch unterhalten können. Das bedeutet auch, die Zeit für diese Kommunikations- und Verständigungsprozesse einzuplanen. Diese im Projekt geäußerten qualitativ-inhaltlichen, sozialen und kommunikativen Interessen begründen die Erwartung, daß die Betriebe von Frauen besondere Merkmale enthalten werden. Diese Interessen führen allerdings nur dann auch zu einer neuen Qualität, wenn *realisierbare* Betriebskonzepte entwickelt werden, die sich selbst auch ökonomisch tragen. Hier muß der Qualitätsanspruch nicht zu den betriebswirtschaftlichen Überlegungen im Widerspruch stehen. Vielmehr können wir davon ausgehen, daß sich Frauenbetriebe nur dann auch durchsetzen lassen, wenn sie etwas qualitativ Neues und Eigenständiges bieten können. Der ideale Fall ist ja gerade der, in dem sich die ökonomischen Erwartungen und Zwänge mit den qualitativ-sozialen Interessen verbinden lassen.
Über der Euphorie einer hier in Aussicht gestellten neuen Qualität von Frauenbetrieben, dürfen wir die Kehrseite dieser Medaille nicht aus den Augen verlieren. Die sozialen Anteile von Frauenarbeit werden ausgebeutet und hindern Frauen auch, Betriebe

bzw. Projekte einzurichten, von denen sie leben können. Müssen sich Frauen also ändern?

Die Männerwelt betreten — alte Kostüme ablegen?

„Frauen brauchen unternehmerische Fähigkeiten; sie müssen Risikobereitschaft trainieren",

„women need entrepreneurial skills; they need training in risk-taking" verkünden Amerikanerinnen aus verschiedenen Institutionen und Verbänden auf einer OECD-Tagung. Zwei Tage lang wird in Paris über „Woman — Local Initiatives — Job Creation" diskutiert. Es geht also um Beschäftigungsinitiativen von und für Frauen, um Unterstützungsprogramme für Frauen, die ihre Arbeitsplätze selbst schaffen. Über arbeitslose Frauen, die Betriebe gründen, wird geredet; die Gründerinnen selbst sind nicht vertreten. Es ist eine Expertinnentagung mit etwa 80 Teilnehmerinnen; Frauen, die nationale Institutionen, Ministerien und Arbeitsverwaltungen vertreten, das Frauenbüro der EG, die Ministerin für die Rechte der Frau (Frankreich). Als Expertinnen von der OECD eingeladen, sind wir das — vermutlich — einzige autonome Frauenprojekt auf dieser Tagung. Das bedauern wir, weil wir gehofft hatten, uns mit Frauenkollektiven aus anderen europäischen Ländern austauschen zu können. Wir hatten uns besonders auf die Engländerinnen und Italienerinnen gespitzt, die — laut EG-Bericht — eine Reihe von spannenden Frauenbetrieben bereits auf die Beine gestellt haben. Obwohl die Situation in der Bundesrepublik nicht so katastrophal ist, wie man nach der Lektüre des offiziellen deutschen Papiers vermuten müßte, hinken wir bezüglich der Frauenbetriebe als Arbeitslosen-Selbsthilfeprojekte doch hinter den meisten europäischen Ländern hinterher.
Wir erfahren auf dieser Tagung sehr viel über die Unterstützungsprogramme für Frauen, die sich selbständig machen wollen. Auch hier bildet die Bundesrepublik offensichtlich ein trauriges Schlußlicht, was sicher auch die geringe Zahl von Frauenbetrieben zur Folge hat. So ist zum Beispiel die Auszahlung von Arbeitslosengeld für Zeiträume bis zu drei Jahren als Kapitalhilfe für Existenzgründungen in anderen Ländern längst gang und gäbe; in England werden Belegschaften, die Betriebe übernehmen wollen, von den Gewerkschaften unterstützt; es gibt Beratungsstellen für Frauen und kommunale Hilfen in einigen europäischen Ländern.

Dominiert wird die Tagung von den Amerikanerinnen, die das umfassendste Unterstützungsprogramm für Frauenselbsthilfeinitiativen repräsentieren: die Frauen-Weltbank (Women's World Banking) sitzt in den USA; es gibt Beratungsstellen, Kreditvermittlungsbüros für Frauen, kommunale Einrichtungen wie den Umbau der Jugendherberge in Greenville zu einem Handels- und Gewerbezentrum für Frauen und es gibt ein Programm (HUB Program for Women's Enterprise), das sich auf die Koordination der verschiedenen Projekte, Banken, Landes- und kommunalen Behörden und eine gezielte Öffentlichkeitsarbeit für Frauenbetriebe spezialisiert hat.
Dieses umfangreiche Angebot von Hilfen für Existenzgründerinnen trägt den Stempel des amerikanischen Gesellschaftssystems: im Zuge des massiven Abbaus öffentlicher Sozialleistungen sind eine Reihe von Kleinunternehmen von Frauen gegründet worden, die in den entstandenen Lücken private Dienstleistungen — Krankenpflege, Altenpflege, Kinderbetreuung — anbieten. Typisch dürfte auch die ungebrochene Ideologie des Unternehmertums sein; unangetastet bleibt die Gleichung Leistung-Ertrag, wobei nicht gefragt wird, um welche Leistung es sich handelt, solange sie Geld einbringt. Folgerichtig werden Verhaltensweisen und Einstellungen von Frauen, die sich nicht mit dem Erzielen maximaler Erträge vereinen lassen, als weibliche *Defizite* begriffen. Da Frauen in der Sozialisation nicht gelernt hätten, sich durchzusetzen und insge-

samt ängstlicher seien als Männer, müssen sie — so das Argument — „unternehmerische Fähigkeiten" und „Risikobereitschaft" erst trainieren, bevor sie eigene Betriebe gründen.
Diese Botschaft, die uns angesichts der im Kurs auch immer wieder thematisierten Verzagtheiten und Ängste sehr plausibel erscheint, bleibt jedoch einseitig. Sie übersieht gewissermaßen frauenspezifische Fähigkeiten und Interessen. Mit ihren sozialen und personenorientierten Interessen und Kompetenzen sind Frauen in das Bild der „Unternehmerpersönlichkeit" (diese ist im übrigen ein Kriterium für die Vergabe von Krediten) sicherlich nicht ohne Probleme zu integrieren. Statt diesen Sachverhalt jedoch nur als Defizit zu begreifen, könnte er auch als Ansatz einer frauenspezifischen Kritik an der ausschließlichen Profitorientierung begriffen werden. Statt nur die Frauen zu ändern, könnte doch gefragt werden, ob sich das Bild des Unternehmers nicht vielmehr ändern müßte. Statt also fraglos die Frauen dort hinzupuschen, wo die Männer ihre Geschäfte machen, könnte gefragt werden, ob sich dadurch, daß die Frauen anfangen mitzumischen, diese Geschäfte nicht auch ändern müßten und könnten.

So könnte z.B. der durch die Wegrationalisierung vieler Frauenarbeitsplätze eingetretene Verlust sozialer und kommunikativer Qualität im öffentlichen Leben durch stadtteilorientierte Dienstleistungsunternehmen von Frauen-Läden, -Restaurants, -Cafés aufgefangen werden. Denken wir etwa an Entwicklungen im Einzelhandel: hier sind Gewinnsteigerungen durch die Einsparung von Arbeitsplätzen (unter anderem durch das Kapovaz-System) erzielt worden mit dem Effekt, daß Fachberatung und Kommunikation als Teile des Handels nach und nach ganz an Bedeutung verloren haben. Sehr schnell konnte man feststellen, daß es die „treuen Kunden" nicht mehr gab, und folglich Verkaufsstrategien sich nur noch auf den Preis konzentrieren konnten. Die „absolut günstigsten Preise" aber lassen sich nur dort glaubhaft machen, wo überhaupt kein Angebot an Einrichtung und Beratung mehr besteht: der Kauf aus dem Container. Neueste Strategie in dieser Richtung ist es, die „Kundenwege" nicht mehr auszuleuchten und nur noch die Waren anzustrahlen; in Japan gibt es Kaufhäuser, in denen das Komplettangebot von „zu diesem Hemd, diese Hose und dieses Jackett" jeden Morgen neu stapelweise zusammengestellt wird.
Dies bezeichnet den vorläufigen Endpunkt einer Verödung: vom Marktplatz als sozialen Ort zum Wareneinsammeln als kommunikationsloser Massenveranstaltung. Mit diesem Trend hat der Handel — das zeigt sich jetzt — beharrlich an wesentlichen Bedürfnissen der Menschen, die sich in den Geschäften aufhalten, vorbei geplant. In Frankfurt sind im Laufe von einem jahr zwei große Kaufhäuser eingegangen.

„Es ist das Menschliche; in die Supermärkte will ja keiner mehr", sagt Siggi. Wenn Frauen mit ihren umfangreichen Interessen an der selbständigen Arbeit, d.h. den kommunikativen, sozialen, inhaltlichen Interessen an der Tätigkeit *und* dem Anspruch, ihren Lebensunterhalt damit zu sichern, Geschäfte einzurichten, könnte dies vielfach reduzierte öffentliche Leben vielfältiger, anregender und humaner werden.
Ein Gedanke übrigens, der in einige der amerikanischen Programme nicht paßt. So wird mir auf einen Diskussionsbeitrag, der diesen Gedanken entfaltet, geantwortet: „If a woman comes to me, I don't tell her philosophies. I tell her how to calculate."
Mit „Philosophien" allein, das ist klar, kommen auch unsere Kursteilnehmeerinnen nicht zu den eigenen Betrieben. Unter anderem brauchen sie Geld. *Und* sie brauchen Informationen, fundierte Sachkenntnisse, pfiffige Verhandlungsstrategien und ausgefeilte Betriebskonzepte mit differenzierten Kosten- und Finanzierungsplänen. In dem Projekt *Frauenbetriebe* vermitteln wir dieses Fachwissen, die notwendigen Fähig- und Fertigkeiten und erarbeiten Betriebskonzepte. Wir überlegen uns dabei aber auch, welche Zielsetzungen mit den Betriebsgründungen verfolgt werden können und wie ein die Probleme und Fähigkeiten der Teilnehmerinnen berücksichtigendes Ausbildungsprogramm aussehen muß. Bei diesen Überlegungen geht es also nicht darum, ein feministi-

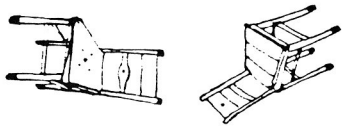
sches Etikett zu entwerfen, das Frauen auf ihre wie immer gearteten Betriebe kleben können; es geht nicht um die lila Schleife, sondern um den frauenspezifischen Kern unserer Arbeit. Es geht uns dabei um ein Ausbildungsprogramm und Konzepte für Existenzgründungen, die den Erfahrungen, Kompetenzen und Interessen von Frauen gerecht werden können. Das setzt — unter anderem — voraus, daß diese Kompetenzen unter den vielfachen Ängsten und Schwierigkeiten nicht zugedeckt werden.

„Ich kann doch keine 20.000 Mark Schulden machen und außerdem leiht mir doch keiner was!"

Als zu Beginn des Kurses, Frauen, die sich selbständig gemacht haben, von ihren Erfahrungen berichteten, rückte der eigene Betrieb aus den Wolken der reinen Phantasiegebilde auf die Erde voller konkret benennbarer Schwierigkeiten. Die Kursteilnehmerinnen erfuhren zwar, daß es möglich ist, den eigenen Arbeitsplatz zu schaffen; gleichzeitig aber fanden sie vielfältige Gründe, warum *sie selbst* es auf keinen Fall erreichen würden: Das fehlende Geld, die fehlenden Mitgründerinnen, die fehlende Idee, die fehlende Ausbildung, der fehlende Mut.
Es sind dies auch reale Schwierigkeiten; die Ängste bestehen zu recht. Das, was klassischerweise von einem Existenzgründer verlangt wird — Geld, Berufserfahrungen, Branchenkontakte —, fehlt bei dem überwiegenden Teil unserer Kursfrauen. Wir motivieren Frauen deshalb auch nicht zu dem Schritt in die selbständige Existenz. Frauen, die die Schwierigkeiten der Existengründung auf sich nehmen, müssen selbst ganz genau wissen, *warum* sie das tun; und sie müssen wissen, *was* sie *wie* tun wollen.

Wenn wir im Kurs nicht zu „Risikobereitschaft" motivieren, so lassen wir doch die Teilnehmerinnen mit ihren Ängsten nicht allein. Der zentrale Grundsatz dabei ist, daß wir — häufig im Gegensatz zu unseren Kursfrauen — davon überzeugt sind, daß sie es schaffen könnten. Wir sehen nämlich nicht nur die Problem, sondern auch die Kompetenzen und Stärken der Frauen. Z.B. die Zuverlässigkeit, das Verantwortungsbewußtsein, das Organisations- und Improvisationstalent der Familienhausfrauen, die zudem an selbständiges Arbeiten, eigene Formen von Arbeitsorganisation gewöhnt sind.
So haben die Frauen aus dem Kurs, das Vereinscafé unserer Etage vollkommen selbständig geführt. Fest standen zu Beginn lediglich die Öffnungszeiten, alles andere mußten die Frauen sich selbst erarbeiten: Konzept, Arbeitsorganisation, Einkäufe, fehlende Teile der Einrichtung (Thekenunterbau, Geschirr, Besteck etc.) Abrechnung, Essensplanung. Unsere Teilnehmerinnen haben nicht geglaubt, daß sie das können; daß es klappt. Wir waren anderer Ansicht und haben bei den vielfachen Versuchen, uns Projektfrauen zu „Machtworten" in schwierigen Entscheidungssituationen zu veranlassen, auf stur geschaltet. Hätten wir, der gängigen Tradition folgend, genauso wie die Teilnehmerinnen daran geglaubt, daß sie vieles nicht können, ihnen also Entscheidungen und Konflikte abgenommen, hätten sie genau diese Erfahrungen eigener Stärken und Kompetenzen gar nicht machen können.
Wir sind mit den Amerikanerinnen einer Meinung, daß es spezifische Programme für Frauen, die sich selbständig machen wollen, geben muß. Die Gründe, die dafür genannt werden — Diskriminierung von Frauen im Erwerbsleben, fehlende Arbeitsplätze, Jobs unter dem Existenzminimum, Isolation der Familienfrauen, mangelnde persönliche Durchsetzungsfähigkeit und Ängste vor der Selbständigkeit — sind auch Gründe für das Projekt *Frauenbetriebe.* Dabei nehmen wir jedoch gegenüber unseren Teilnehmerinnen eine andere Haltung ein, indem wir Frauen das umgedrehte Fernrohr wegnehmen, mit dem sie sich betrachten. Es geht uns dabei darum, die objektiven und subjektiven Schwierigkeiten, Hindernisse und Ängste realistisch einschätzen zu lernen *und* die eigenen Stärken, Kompetenzen und qualitätiv neuen Ideen zu entdecken. Es geht darum, diese Hindernisse und Schwächen nicht festzuschreiben, sondern durch Wissen, neue Fähigkeiten und gemeinsame Unterstützung einzugrenzen.

Gratwanderung — kein Platz zum Sitzen



Daß das Disparate unmittelbar zusammen gehört, sei am Ende doch noch angemerkt. Was Frauen von Existenzgründungen abhält, was sie behindert und diskriminiert, ist *gleichzeitig* das, was eine frauenspezifische Kritik an der ausschließlichen Profitorientierung, an Ausbeutung und Hierarchie begründet. Gerade weil für sie kein adäquater Platz im Erwerbsleben vorgesehen ist, weil ihre Arbeit in der Familie anderer Logik folgt, verfügen Frauen auch über Arbeitsinteressen und Handlungsziele, die über die betriebswirtschaftlichen Eingrenzungen hinausreichen.
Dieser Zusammenhang begründet auch die Notwendigkeit, für Frauen, die sich selbständig machen wollen und müssen, ein *spezifisches* Bildungsprogramm und Beratungsangebot zu schaffen. Wir sind mitten dabei: eine Gratwanderung zwischen Widersprüche, wie gesagt.
Die disparaten Erfahrungen aus den Projekt *Frauenbetriebe* verweisen also auf ein Arbeitsprogramm — keine Lösung: der Ausgang ist ungewiß. Der Kurs läuft noch ein gutes halbes Jahr, in dem für die einzelnen Betriebsideen detaillierte Ausarbeitungen angefertigt, Kosten- und Finanzierungspläne erstellt und mögliche Standorte analysiert werden. Zum Ende des Kurses wird jede Teilnehmerin über ein in allen Einzelheiten ausgearbeitetes Betriebskonzept verfügen. Sie wird z.B. wissen, welche „Stühle" sie in ihrem Laden aufstellen will und was sie das kostet. Allgemeiner gesprochen: sie wird wissen, welche sozialen Zielsetzungen und welche qualitativen Ansprüche sie verfolgen will und welche Ertragseinbußen das möglicherweise für sie bedeutet.
Auf der Grundlage dieser Betriebskonzepte können Entscheidungen über Realisierungsschritte getroffen werden. Wohin die Teilnehmerinnen am Projekt *Frauenbetriebe* ihre Schritte zu Ende des Kurses lenken werden, wissen wir nicht. Wir wissen aber, daß, so oder so, die Entscheidungen, die letztendlich getroffen werden, *kompetente Entscheidungen der Frauen selbst* sein werden: keine Resignation vor den Schwierigkeiten und kein naives Abenteuer (wie etwa der eine oder andere Wolladen der letzten Zeit).

Frauenkapital – eine werdende Macht.

Wochenschrift für Volkswirtschaft, Frauenbewegung und Kultur

Jahrgang 1914 | Sonntag, den 18. Januar | Nummer 1

Mitarbeiter:

Marie Becker-Kirchbach • Anna Behnisch-Kappstein • Dr. Marie Bernays
Clara Blüthgen • Dr. Agnes Bluhm • Emma Böhmer • Else von Böttticher
Ida Boy-Ed • Luise von Brandt • Gräfin Margarete von Bünau • Regine
Deutsch • El-Correi • Hedwig Dohm • Dr. Rhoda Erdmann • L. Gerken-
Leitgebel • Anna von Gierke • Dorothea Goebeler • Stephanie Goldenring
Max Grunwald • Franz Robert Hannesen • Dr. Agnes Harnack • Auguste
Hauschner • Anselma Heine • Lida Gustava Heymann und Dr. jur. A. Augspurg
Prof. Dr. Rahel Hirsch • Käthe Hirschfeld • Georg Horwitz • Jarno Jessen
Schwester Agnes Karll • Mary Kissel • Dr. Rudolf Knauer • Elisabeth Krickeberg
Felicitas Leo • Maria Lischnewska • Marie Mancke-Felseneck • Franziska Mann
Dr. Ella Mensch • Grete Meysel-Heß • Elinor von Monsterberg • Paula Müller
Anna Pappritz • Anna Plothow • Margarete Pochhammer • Käte Rahmlow
Helene Riechers • Dr. jur. Rönner • Edela Rüst • Emmy Schmidt-Luz
Dr. jur. Margot Schoepke • Adele Schreiber-Krieger • Dr. Frida
Schottmüller • Luise Schulze-Brück • Josefine Gräfin Schwerin
Rosika Schwimmer • Conradine Stinde • Maria Stona
Magda Trott • E. Velty • Hiltgart Vielhaber
Hermine Villinger • Lu Volbehr • Martha
Voß-Zietz • Dr. Martin Wallach
Emilie Winkelmann • Döris
Wittner • Martha von
Kobeltitz und andere

Verlag: Frauenbank, Berlin
Schriftleitung: Erich Falk, Dr. jur. Marie Raschke, Emma Stropp

Einzelnummer 10 Pfennig

Anläßlich des ersten Erscheinens der Zeitschrift: „Frauenkapital — eine werdende Macht" (Nr. 1, Berlin am 18. Januar 1914) wurde am 17. Januar eine Besichtigung der Frauenbank für geladene Gäste organisiert, auf der Frau Dr. jur Marie Raschke, die Vorsitzende des Aufsichtsrates der Frauenbank und Schriftleiterin der juristischen Abteilung der Zeitschrift, folgende Ansprache hielt.

Die Redaktion

Die Entwicklung der Frauenbank — ihre Ziele und Zwecke.

Im Jahre 1908 kam die Gründerin der Bank zu mir, um mit mir eine Idee zu besprechen, die ihren Erfahrungen im Geschäftsleben entsprungen war. Sie gipfelte in dem Plan der Gründung eines Instituts auf genossenschaftlicher Grundlage als Stütze und Hilfsquell für im Leben stehende Frauen.

In kurzen, knappen Worten entrollte sie einen Ausschnitt aus dem Leben der im Kampfe ums Dasein sich befindenden Frau. Die Frau, besonders jene, welche auf sich selbst und ihrer Hände Arbeit angewiesen, stände im Streben nach Vorwärtskommen oft hilflos da, weil es den Frauen zurzeit noch doppel schwer gemacht würde, sich Hilfsquellen zu erschließen und erforderliche Geldmittel zu erhalten.

Es müsse eine Bank ins Leben gerufen werden, welche die Frauen wirtschaftlich zusammenfaßt, ihnen im Bedarfsfalle Kredit gegen Sicherheit gibt, sie veranlaßt, ihr Geld durch ihr eigenes Institut zu verwalten und sie lehrt, selbständig zu disponieren und ihre Geld- und Vermögensgeschäfte nicht lediglich durch die Hände der Männer gehen zu lassen.

Der ausgesprochene Gedanke wurde sehr bald in die Tat umgesetzt und die Gründung einer Genossenschaft vollzogen.

Es wurden zuerst engere, dann weitere Kreise für die Frauengenossenschaft interessiert und gewonnen und ein Bureau in Wilmersdorf eröffnet. Die Presse begann sich mit dem Unternehmen zu beschäftigen, und zwar sprachen sich sowohl inländische, als auch ausländische Blätter sehr günstig darüber aus. Nach und nach schlossen sich immer mehr Frauen der Genossenschaft an.

Nachdem der Geschäftsbetrieb, wenn auch zuerst nur in kleinem Maßstabe, in der Motzstraße eröffnet wurde, strömten die Mitglieder aus allen Schichten der Bevölkerung zu. Auch vermögende Frauen, welche die Notwendigkeit des Unternehmens erkannten, schlossen sich aus Interesse der guten Sache an und traten als Mitglied bei.

Die Bank arbeitete zuerst mit dem Gelde, welches ihr von privater Seite zur Verfügung gestellt war. Dann mußte versucht wrden, Anschluß an größere Banken zu erhalten. Dank den Verbindungen, welche die Leitung in Bankkreisen besaß, und dank dem wohlwollenden Verständnis, welches man ihren Bestrebungen entgegenbrachte, gelang es, Anschluß an einige Banken und dadurch neue flüssige Mittel zu erlangen. So kam die Bank in die Lage, ihren Betrieb weiter auszudehnen. Heute hat die Frauenbank bereits einen Teil ihrer Bankverbindlichkeiten abgelöst und wird voraussichtlich in absehbarer Zeit völlig auf eigenen Füßen stehen.

Wir wollen noch betonen, daß in erster Linie die Männer, und zwar Männer vom Fach es gewesen sind, welche für unser Werk eintraten und demselben verständnisvolles Interesse entgegenbrachten.

Bald war der Raum zu eng geworden für alle Betätigungen des schnell aufblühenden Geschäftes. Der gesunden Entwicklung der Bank mußte Rechnung getragen werden durch Beschaffung von mehr Licht und Luft. Zweimal mußten die Geschäftsräume in der Motzstraße um das Doppelte vermehrt werden. Die Bank nimmt heute ungefähr 50 Räume ein, und mehr als 60 Personen werden innerhalb und außerhalb derselben beschäftigt.

Der Geschäftsbetrieb unterscheidet sich von dem anderer Genossenschaften im wesentlichen dadurch, daß individueller verfahren, auf die Eigenart und die Verhältnisse der Genossinnen möglichst Rücksicht genommen wird.
Die Mitglieder schließen sich unserer Genossenschaft nicht nur zu Kreditzwecken an, sondern ein großer Teil hat aus sozialen Gründen, um der allgemeinen Frauensache willen, die Mitgliedschaft erworben, Anteile eingezahlt und die Haftsummen übernommen. Wieder andere sind Mitglied geworden, um in Hypotheken-, juristischen Angelegenheiten usw. beraten zu werden.
Mitglieder können alle Frauen werden, die einen Geschäftsanteil in Höhe von 100 Mark zeichnen, der mit einem Male oder in Raten eingezahlt werden kann. Jede Genossin ist berechtigt, mehr als einen, jeoch nicht mehr als tausend Geschäftsanteile zu erwerben. Die eingezahlten Anteile nehmen am Geschäftsgewinn teil. Es wurde im vergangenen Jahr (1912) eine Dividende von 5 pCt. verteilt. In diesem Jahre steht die gleiche Dividende in Aussicht. Prospekte und Geschäftsberichte stellen wir kostenlos zur Verfügung.
Wir gewähren unseren Mitgliedern nicht nur Kredite gegen Sicherheiten, sondern stehen ihnen auch in anderer Weise zur Seite; deshalb waren wir gezwungen, verschiedene Abteilungen einzurichten, und zwar:

1. Die juristische Abteilung:
In derselben werden unsere Mitglieder kostenlos beraten, ihre Prozesse vorschußlos geführt und die Termine durch eigene oder verpflichtete Anwälte wahrgenommen. Ferner vertreten wir unsere Mitglieder vor allen Behörden und bereiten ihre Notariatsakte durch unseren eigenen Notar vor. In unserer juristischen Abteilung arbeiten gegenwärtig drei Rechtsanwälte, ein weiblicher Jurist, ein Notar, ein Bureauvorsteher und zwei Damen.

2. Die Hypotheken-Abteilung:
Dieselbe befaßt sich mit der Beschaffung und Regulierung von Hypotheken für Frauen, Anlage von Hypothekengeldern, Beleihung von Hypotheken, An- und Verkauf von Grundstücken und Häusern.
Drei Herren und einige Damen sind hier beschäftigt.

3. Die Hausverwaltungs-Abteilung:
Sie hat die Aufgabe, Häuser und Grundbesitz zu verwalten. In ihr Gebiet fällt auch die Überweisung von Hypothekenzinsen und Steuern durch unsere Bank, die Einziehung von Mieten, Pachten und Renten.
Die Hausverwaltungs-Abteilung beschäftigt einen Herrn und sechs Damen.

4. Die Kredit-Abteilung:
Sie gewährt Kredite gegen Unterlagen wie jede andere Bank. Außerdem werden kleinere Darlehen gegen Bürgschaft oder sonstige Sicherheitsleistung auf sozialer Basis gegeben. Den Mitgliedern, welche diese kleineren Darlehen in Anspruch nehmen, wird ein Jahr, eventuell auch noch länger, Zeit gelassen, das Geld in monatlichen Raten zurückzuzahlen. Für diese kleineren Darlehen ist ein bestimmter Fonds vorhanden, welcher zur Ausleihung gelangt. Über diesen Fonds darf die Bank nicht hinausgehen, da die Genossenschaft sich durch Ausleihen größerer Kapitalien auf lange Termine sonst zu sehr festlegen würde. Der Ansturm auf diese kleineren Kredite ist ein sehr großer.
Der Fonds für die kleineren Darlehen wird von Jahr zu Jahr gemäß dem Wachsen der Genossenschaft vergrößert, so daß derselbe im richtigen Verhältnis zu dem Geschäftsvermögen der Genossenschaft steht.

5. Die Effekten-Abteilung:
Sie besorgt den An- und Verkauf von Wertpapieren usw., Ausführung von Börsenaufträgen, Verleihung von börsenfähigen Wertpapieren, Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren, Rat und Auskunftserteilung über Wertpapiere, Effekten usw.

Das Effektengeschäft bewegt sich in ruhigen Bahnen. Die Ausführung von gewagten Spekulationsaufträgen lehnt die Bank ab.

6. Die Treuhand-Abteilung:
Diese schützt in erster Linie gefährdete Vermögen unserer Mitglieder. Wie bekannt, legen Frauen häufig ihr Geld auf zweite oder gar auf dritte Hypotheken an und werden in Subhastationen verwickelt. In diesen Fällen verhandeln wir mit den vorstehenden Hypothekengläubigern, nehmen die Versteigerungstermine wahr und versuchen, das Kapital oder einen Teil desselben zu retten. Gerade nach dieser Richtung hin haben wir große Erfolge aufzuweisen. Auch den Hauseigentümerinnen stehen wir mit Rat und Tat zur Seite, verhandeln, falls sie in Differenzen mit ihren Hypothekengläubigern geraten sind, mit diesen und suchen die Angelegenheit in Güte zu ordnen.

In den Jahren des Bestehens hat sich die Richtigkeit dessen herausgestellt, was zur Gründung veranlaßte nämlich, daß die Dank der Frauen eine soziale Notwendigkeit ist. Sie hat geleistet, was sie versprochen: sie gibt den Frauen einen starken, sicheren Rückhalt, festigt ihren Besitz, fördert ihre Arbeit, hält sie von waghalsigen Unternehmungen ab und steht ihnen in allen Lebenslagen und Nöten zur Seite.
Die Bank zählt haute schon etwa 1.500 Mitglieder. Ihr gehören nicht nur berufstätige Frauen, sondern auch Frauen aller Stände an.
Die Bank führte früher die Firma: „Genossenschaftsbank selbständiger Frauen".
Unter „selbständige Frauen" werden im allgemeinen nur beruflich tätige Frauen verstanden. Als nun, wie vorher ausgeführt, Frauen aller Stände, also auch solche Mitglieder wurden, die beruflich nicht tätig sind, gab dies oft zu Mißverständnissen Anlaß, und so wurde auf der letzten Generalversammlung beschlossen, die Firma in

Frauenbank

umzuändern.
Wir können mit dem bisher Erreichten zufrieden sein: Wir sind stolz darauf, daß ein Unternehmen, welches von Frauen gegründet und ausschließlich von Frauen geleitet wird, dessen Direktion und Aufsichtsrat nur aus weiblichen Mitgliedern besteht, sich in dieser Art entwickelt hat und ersichtlich weiter aufblüht. Es ist damit wieder ein Beweis erbracht, daß die Frauen für das öffentliche Leben reif und berufen sind, dem Manne als ebenbüritge Gefährtin zur Seite zu stehen.
Die Entwicklung, die das Institut bisher genommen hat, gibt die Gewähr für den weiteren Aufstieg der Frauenbank bis, so hoffen wir, hinauf in die Sphäre der Großbanken, die einen Machtfaktor im Volkswirtschaftsleben bilden.
Wie von unseren Großbanken das Wohl und Wehe nicht nur der kleinen und großen Geschäftsbetriebe, sondern auch des Staates in seinen volkswirtschaftlichen Unternehmungen abhängt, wie über Krieg und Frieden in den Bureaus der großen Bankhäuser mit entschieden wird, so soll und wird die Frauenbank sich als Grundpfeiler des gesamten Frauenwirtschaftslebens für die Zukunft erweisen und dann auch eine Macht entfalten, mit der Staat und Volkswirtschaft zu rechnen haben werden.
Zur schnelleren Erreichung dieses Zieles ist der Zusammenschluß möglichst aller Frauen und Frauenvereinigungen in der Frauenbank zu erstreben. Die Frauenbank muß die Zahlstelle aller Frauenvereinigungen werden, denn sie ist die Stätte, in der die Frauen aller Richtungen friedlich beieinander wohnen können. Hier ist das Streben aller: die Kapitalskraft der Frauen zu stärken und ihren Bestrebungen dienstbar zu machen. Einzelne Frauenvereine haben dies schon heute erkannt und sich unserer Bank angeschlossen.
Die Kapitalien der Frauen und Frauenvereinigungen würden, wenn dieser Zusammenschluß erreicht ist, alsdann den in der Frauenbank vereinigten Frauen Nutzen bringen. Auf dem Fundamente der vereinigten Millionen oder gar Milliarden fußend, würden sie durch ihre Bank die Großmacht sein, die ihren Bestrebungen Nachdruck verleiht.
Direktion und Aufsichtsrat sind sich der übernommenen Verantwortung voll bewußt

und werden ihr Bestes daransetzen, das Vertrauen, welches ihnen entgegengebracht wird, zu rechtfertigen.
Die in die Herrschaft des Kapitalismus geschlagene Bresche darf nicht wieder geschlossen, sondern muß ausgebaut werden, um die Frauenbank zu einem den Männer-Großbanken gleichwertigen Unternehmen zu machen. Blieben wir auch nur auf halbem Wege zu diesem Ziele stehen, so würde dies vielfach schadenfroh als Beweis genommen für das mangelnde Vertrauen der Frauen zu der kaufmännischen Befähigung, Schaffenskraft und Intelligenz ihrer eigenen Geschlechtsgenossinnen, und Frauenkraft und Frauenintelligenz würden von neuem als minderwertig gelten.
Die holländischen Frauen haben die Bedeutung einer Frauenbank erkannt und dies durch die uns seinerzeit gewordene Einladung zur Teilnahme an ihrer sonst streng national umschlossenen Jahreshundertaustellung in Amsterdam bewiesen.
Die Frucht unserer Teilnahme ist die jetzt nach Schluß der Ausstellung erfolgte Einsetzung eines Komitees zur Vorbereitung der Gründung einer holländischen Frauenbank.
Es steht zu erwarten, daß die Frauen anderer Länder zu der gleichen Entschließung gelangen und so den Keim legen werden zu einer künftigen internationalen Verbindung der Frauenbanken.
Im Lichte ihrer Macht werden die Frauen dann ihren wirtschaftlichen Kampf führen und schneller den notwendigen Einfluß auf Kultur und Geschick ihres Vaterlandes erhalten.
Hier nützen nicht anerkannte Tugenden!
Die unumstößliche Tatsache bleibt: Die Göttin der Freiheit und Macht fußt auf einer goldenen Angel!
Möchten alle Frauen helfen, diese goldene Angel zu formen und die voruteilslosen Männer uns weiter mit wohlwollendem Verständnis begegnen.
(Quelle: Frauenkapital — eine werdende Macht, Wochenschrift für Volkswirtschaft, Frauenbewegung und Kultur, Nr. 2, Berlin 1914, S. 6—8.)

Geld coursant

(Geräuschkulisse: Wogen- und Geldrollen)
Sag ja zu mehr
Sag ja zu Geld . . .
Geld coursant, gewonnen aus mehr . . .
mehr wert durch Steuer . . .
Salz in die Augenstreuer.
Zahlen Sie mehr und Sie sind mehr wert . . .
Wir lieben das Mehr! Wir lieben das Geld!
Andere auch.
Deshalb wollen sie immer mehr von uns.
Doch je mehr du Schulden hast, desto mehr bist du wert.
Sag ja zu mehr, sag ja zu Geld.
Korrigiere die Preise
auf Mehrwert-Weise.
Geld coursant, stets rieselfähig, weil es zu 25 Prozent
aus mehr besteht.
Sag ja zu mehr,
zu der Urkraft des Geldes,
bis es einen verschlingt
oder man darin versinkt.

(Quelle: „Selten so geworben . . .", Hrsg.: Bayerischer Werbefunk, Juni 1969, S. 23)

Agnes Lewe

Die Ökobank — eine Bank für die Frauenbewegung?

„Paradox ist", heißt es in einem Werbetext der Ökobank, „für den Frieden zu sein, aber sein Geld bei einer Bank zu haben, die damit die Waffenindustrie finanziert. Paradox ist, für den Umweltschutz zu sein und seinen Kredit bei einer Bank zu haben, die mit den Kreditzinsen und Provisionen Aktienpakete der Chemieindustrie kauft." Das soll anders werden. Seit etwa zwei Jahren betreibt der Verein der „Freunde und Förderer der Ökobank" die Gründung einer Bank, die ökologisch sinnvolle Projekte und selbstverwaltete Betriebe fördern soll. Bis März 1986 müssen 6 Millionen Eigenkapital aufgebracht und eine Bankstruktur entwickelt werden, die sowohl dem politischen Anspruch des grün-lila-bunten Spektrums der potentiellen Bankkunden als auch den Auflagen der Bankenaufsicht und des Kreditwesengesetzes genügen muß. Eines gleich vorweg: die Vorstellung, frau/mann könne durch die Gründung einer eigenen Bank den Rüstungsproduzenten und Umweltzerstörern wirkungsvoll Geld entziehen, wäre eine Illusion. Sie können sich ihr Geld jederzeit woanders holen. Interessant ist nur die Möglichkeit, im Rahmen einer alternativen Bank über eine alternative Verwendung unserer Gelder zu bestimmen. In diesem Artikel wird es darum gehen, zu untersuchen, inwieweit die Ökobank ein Projekt ist, das die Frauenbewegung unterstützen sollte. Dabei geht es im wesentlichen um drei Punkte:

— lassen sich die politischen Inhalte der Ökobank mit denen der Frauenbewegung vereinbaren?

— bietet die Ökobank von ihrer Struktur her genug Möglichkeiten für Frauen, dort sinnvoll mitzuarbeiten?

— brauchen wir eigene Finanzinstitute und wie könnten sie aussehen?

Bankpolitik

Was also will die Ökobank mit dem Geld anfangen, das ihr nach der Gründung in Form von Spargeldern zur Verfügung gestellt wird?
Die Verwendungsmöglichkeiten werden zur Zeit im Ökobankverein diskutiert. Dabei kristallisieren sich zwei Bereiche heraus: 1. sollen selbstverwaltete Betriebe besonders gefördert werden und 2. die Entwicklung und Herstellung ökologischer Produkte. Daneben soll die Bank ein ganz normales Spar- und Kreditgeschäft betreiben, von dem lediglich „Umwelt- und Friedensfrevler" ausgeschlossen sind. Praktisch sieht das so aus, daß die normalen Kundinnen und Kunden zum Marktzins bedient werden, während die förderungswürdigen Ökos und Selbstverwalter einen niedrigen Zins zahlen müssen. Sparer erhalten ebenfalls Marktzins auf ihre Guthaben, können jedoch auf ihre Zinsen verzichten und damit die Förderungsmöglichkeiten vergrößern.
Um einen ungefähren Überblick zu haben, um welche Summe es bei der Ökobank gehen wird: Das Kreditvolumen darf das 18fache des haftenden Eigenkapitals nicht überschreiten. Das sind bei 6 Millionen Eigenkapital 108 Millionen, die an Krediten ausgeschüttet werden können. Weil die Kredite relativ breit gestreut sein werden und spekulative, risikoreiche Großkredite (wie bei anderen Banken) gar nicht erst gegeben werden, ist das Geld der Sparer mindestens so sicher wie bei einer anderen Bank.

Bankorganisation

Organisiert werden soll das Ganze in Form einer Genossenschaftsbank. (Hier gibt es noch Probleme mit dem Dachverband der Kreditgenossenschaften in der BRD, die aber in diesem Zusammenhang nicht näher erläutert werden müssen.) Praktisch bedeutet das: interessierte Menschen erwerben Genossenschaftsanteile (ähnlich den Aktien), die das Eigenkapital der Bank bilden. Im Unterschied zur Aktiengesellschaft, hat in einer Genossenschaft aber jede/r Inhaber/in von Genossenschaftsanteilen nur eine Stimme, ganz gleich wieviele Anteile sie/er hält. In der Mitgliederversammlung, die u.a. die Satzung und den Vorstand bestimmt, sind also alle gleich, niemand kann mit einem dicken Kapitalanteil Politik machen.
Eine Genossenschaftsbank hat einen Vorstand, der aus mindestens zwei hauptamtlichen, qualifizierten Bankdirektoren/innen bestehen muß, die mindestens drei Jahre in vergleichbaren Positionen tätig waren (Vorschrift des Kreditwesengeseztes) und einen Aufsichtsrat. Sie muß Mitglied bei einem genossenschaftlichen Prüfungsverband sein und unterliegt der Überwachung durch das Berliner Aufsichtsamt für das Kreditwesen. Dies ist in sehr groben Zügen die Bankstruktur, in der sich die Ökobank bewegen muß, wenn sie in der geplanten Form realisiert werden kann.

Enge Grenzen

Es zeigt sich: der Spielraum für alternative Politik ist eng! Dennoch ist es möglich, durch Zinsverzichte und eine sanfte Kreditpolitik andere Akzente zu setzen, wie es andere Kreditinstitute übrigens schon tun. Hier ist besonders die antroposophische GLS-Bank (Bank für Geben, Leihen, Schenken) zu nennen, die Leihgemeinschaften organisiert und finanziert. Dabei wird die Kreditsumme an ein Projekt ausgezahlt, die Tilgung erfolgt durch eine Gruppe von Leuten, die sich dazu verpflichtet, aber nicht mit dem Projekt identisch sein muß. Die Bank übernimmt also praktisch die Vorfinanzierung in Fällen, wo Leute nicht in der Lage sind, auf einen Schlag 1.000 Mark zu spenden, aber gern 50 Mark im Monat geben. Die Zinsen werden dabei auf die sich verringernde Restsumme erhoben. Eine andere Art sanfter Kreditpolitik sind zum Beispiel Zinsrückzahlungen bei einem guten Jahresergebnis, wie sie in manchen Kreditgenossenschaften in den USA geleistet werden oder die endgültige Festsetzung des Zinssatzes erst am Jahresende (das erfordert allerdings eine ungefähre Vorgabe der zu erwartenden Zinshöhe, um den Kreditnehmern eine Rücklagenbildung zu ermöglichen). Das bedeutet lange Laufzeiten, genaue Absprachen und intensive Beratung — der Ökobankverein hat eine eigene Bankfachgruppe, die sich unter anderem auch mit alternativer Kreditpolitik beschäftigt.
Des weiteren werden Modelle diskutiert, die vorgegebenen Strukturen so weit wie möglich auszunutzen. So sollten der Vertreterversammlung (wegen der erwarteten Größe der Ökobank kann es keine Generalversammlung geben, vgl. § 43a GenG), dem Aufsichtsrat und den Mitarbeitern der Bank alle gesetzlich möglichen Mitwirkungsrechte eingeräumt werden. Vor allem will der Verein ein Netz von dezentralen Kreditvergabebeiräten aufbauen, die die Vergabe von Förderkrediten an selbstverwaltete und ökologische Projekte vorbereitet, inhaltlich prüft und an die Ökobank zur abschließenden betriebswirtschaftlichen Prüfung weiterleitet. Die Kreditvergabe geschieht durch die Bank, kann aber einem Projekt, das inhaltlich und betriebswirtschaftlich o.k. ist, nicht mehr verweigert werden.
Die Kreditvergabebeiräte sollen sich im Idealfall entlang bereits bestehender Strukturen, Netzwerke und anderer regionaler Zusammenschlüsse entwickeln. Sie sollen sich zusammensetzen aus Vertreter/innen, der selbstverwalteten Betriebe, Initiativen und Gruppen. Ihr Aufbau ist neben dem Geldsammeln für das Gründungskapital das wich-

tigste Anliegen des Vereins der Freunde und Förderer der Ökobank. Auch nach Gründung der Bank soll dieser Verein weiter bestehen und die politische Arbeit in diesen Gremien weiterführen. Alles in allem ein ziemlicher Aufwand, diese Ökobank, der der Rechtfertigung durch politische Inhalte dringend bedarf.
Ziel der Ökobank ist die Förderung selbstverwalteter und ökologischer Betriebe. Durch diese gezielte Förderung und die damit verbundene Beratungstätigkeit wird die Arbeit der Ökobank zweifellos auch ordnungs- und strukturpolitisch wirken. Die Diskussionen sind noch im Gang, aber die Tendenzen sind erkennbar, z.B. in den Förderkriterien für selbstverwaltete Betriebe, die sehr hoch angesetzt sind.

Förderung selbstverwalteter Betriebe

Zunächst einmal liegt die Betonung auf „Betrieb", das heißt, nur Projekte, die erwerbswirtschafltich arbeiten (wollen), kommen für eine Förderung überhaupt in Frage, weil nur sie den Kredit zurückzahlen können.
Ferner wird erwartet, daß die Betriebe von Anfang an Löhne zahlen, die jedoch leistungsunabhängig sein sollen. Das heißt, sie sollen den persönlichen Bedarf decken. Was das im einzelnen bedeutet — sowie die gesamte Betriebspolitik — soll von denen bestimmt werden, die in dem Betrieb arbeiten. Das Kapital soll neutralisiert werden. Das heißt, niemand soll aufgrund der Tatsache, daß er/sie mehr Geld in den Betrieb eingebracht hat, mehr zu sagen haben als die anderen. Formell kann diese Neutralisierung zum Beispiel dadurch geschehen, daß das Kapital in eine Stiftung eingebracht wird oder daß der Betrieb als Genossenschaft betrieben wird. Des weiteren wird von dem förderungswürdigen Betrieb soziale Absicherung der Beschäftigen erwartet sowie ein modellhaftes Verhalten z.B. bei der Ausbildung und der Besetzung von Arbeitsplätzen mit Frauen, der Organisation der Kinderbetreuung, der Kooperation mit anderen selbstverwalteten Betrieben und der Unterstützung nicht erwerbswirtschaftlich arbeitender Projekte.

Frauenprojekte

Diese Kriterien sind nicht absolut, jeder Förderantrag wird individuell behandelt werden, dennoch steht die Kennerin von Frauenprojekten staunend vor diesem Berg von Anforderungen (und vielen Männern wird es ähnlich gehen). Das größte Problem: die wenigstens Frauenprojekte sind gewerblich ausgerichtete Betriebe. Es hat immer den Wunsch gegeben, daß Frauenprojekte auch bezahlte Frauenarbeitsplätze sein oder werden sollten. Geschehen ist das in den wenigsten Fällen. Hier wäre eine gründliche Analyse nötig. Wenn es Arbeitsplätze gibt, dann in den Projekten im sozialen Bereich, meist mit Mitteln aus staatlichen Töpfen. An den gewerblichen Bereich haben sich die wenigstens Frauen herangetraut, was nicht verwundert, liegt doch der Schwerpunkt unserer traditionellen Qualifikation im Sozialen, in der Erziehung/Bildung. Die klassischen Frauenprojekte, z.B. Buchverlag und -handel, haben ebenfalls eine starke soziale, pädagogische Tendenz — und ohne staatliche Unterstützung oft nicht die Möglichkeit, Arbeitsplätze zu finanzieren.
Die Zeiten ändern sich aber. Frauenbetriebe sind möglich — wir müssen allerdings unsere Vorstellung von „Frauenprojekten" verändern: Nicht jeder von Frauen geschaffene Arbeitsplatz muß in einer feministischen Tätigkeit bestehen, er muß keine feministischen Inhalte haben. Wenn er von Frauen selbstbestimmt organisiert ist, muß es noch nicht einmal eine Männerbranche sein. Warum nicht die selbstverwaltete Putzkolonne, das Friseurinnenkollektiv? (Natürlich sind das typische Frauenberufe. Aber wenn dort qualifizierte Frauen sind, sollen die denn erst auf Schlosserin umschulen?

Viele werden das auch gar nicht wollen oder können.) Die Putzkolonne gibt es tatsächlich in Löwen/Belgien und den Frisiersalon in Amsterdam.
Gehen wir von solchen Ideen aus und sehen uns noch einmal die Kriterien der Ökobank an: bezahlte Arbeit bei Trennung von Lohn und Leistung, Kapitalneutralisierung, Selbstverwaltung, Vernetzung mit anderen Projekten. Das kann diskutiert werden, auch unter dem Aspekt der Umrüstung für ein bisher nicht erwerbswirtschaftliches Projekt. Allerdings ist eine intensive Beratung notwendig, die an den besonderen Problemen und Voraussetzungen von Frauen ansetzt. Hierzu hat es noch keine Diskussion in der Ökobank gegeben. Ich meine nicht eine Frau als Ansprechpartnerin im Gremiendschungel, ,,unsere Kreditsachbearbeiterin für Frauenprojekte", sondern die Beschäftigung aller mit der Frage, wie die Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitmarkt mit den Mitteln, die der Ökobank zur Verfügung stehen, zu bekämpfen ist.

Ökologie

Zweites politisches Ziel der Ökobank ist, die Herstellung von ökologisch sinnvollen Produkten zu fördern. Betriebe, die mit dieser Begründung einen Antrag auf Förderkredit stellen, müssen nicht unbedingt selbstverwaltet sein. Ist die Aufstellung von Kriterien für selbstverwaltete Betriebe schon nicht einfach, so wird es hier erst recht schwierig. Schon der Begriff ist unklar. Soll er sehr eng definiert werden (nein!) oder so weit, daß er den Schutz von Menschenrechten mit einschließt? Die Diskussion stellt auch fachlich hohe Anforderungen — wer weiß schon Bescheid über die technischen Aspekte des Baus von Sonnenkollektoren. Auf der anderen Seite ist Ökologie aber den meisten Menschen näher als Selbstverwaltung. Umweltschutz wollen alle, selbstverwaltet arbeiten kann/will nur eine Minderheit. Die Ökobank wird sich abhängig machen (müssen) von Fachleuten und Forschungsinstituten, die demokratische Kontrolle wird schwierig sein.
Für Frauen sind noch ein paar extra Hürden eingebaut: die Entwicklung und Verwertung neuer Produkte setzt die Existenz eines Betriebes meist schon voraus; die wenigsten Erfindungen werden nur auf dem Papier gemacht. Zu diesem technischen-naturwissenschaftlichen Bereich haben aber selten Frauen Zugang. Sie haben sehr wohl die Möglichkeit, in der Hauswirtschaft ökologisch kreativ zu sein, der Schritt zur Verwertung solcher Ideen ist aber groß, und es besteht die Gefahr, daß sie der Frau aus der Hand genommen wird. Diesem Bereich sollte besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Das wäre m.E. ein Beispiel für gute Strukturpolitik, wie sie die Ökobank betreiben könnte. Womit das dritte Ziel der Ökobank angesprochen wäre: eine alternative Ordnungs- und Strukturpolitik.

Strukturpolitik

Die Ökobank kann zum einen ordnungspolitisch eingreifen, indem sie bestimmte nicht-kapitalistische Merkmale fördert wie Selbstverwaltung, Kapitalneutralisierung, Umweltverantwortung. Sie kann auch weitergehend die Aufhebung der Trennung von Hand- und Kopfarbeit und die Aufhebung der geschlechtlichen Arbeitsteilung thematisieren, wie es in internen Diskussionen auch geschieht.
Außerdem wird sie durch die regionalen Kreditvergabebeiräte und die Betonung des Vernetzungsgedankens Einfluß auf die Gestaltung der selbstverwalteten und ökologischen Betriebslandschaft nehmen. Nicht durch Verhindern, sondern durch Steuerung und Beratung von Betriebsgründungen. Das mag zunächst erschreckend klingen. Anhänger/innen der freien Marktwirtschaft sollten aber überlegen, was es bedeutet, wenn in einer Stadt die dritte selbstverwaltete Schreinerei den beiden bestehenden den ohne-

hin knappen Auftragsbestand noch schmälert, während woanders vielleicht eine fehlt. Sicher ist das ein heikler Bereich, der auch in der Ökobankdiskussion lieber ausgeklammert wird. Dazu besteht m.E. aber keine Veranlassung. Falsch wäre es, sich die Bank als eine Art Genehmigungsinstanz vorzustellen, der Schwerpunkt sollte eher bei der Kommunikation liegen, — und hier hat sie als bundesweit und branchenübergreifend operierendes Institut wirklich eine einzigartige, verantwortungsvolle Stellung.
Strukturpolitik ist besonders für Frauen wichtig. Wir brauchen Freiräume, dort, wo unsere Startbedingungen schlechter sind, auch Privilegien. Mögliche Forderungen wären, einen besonderen Fonds für Frauenbetriebe oder Ausbildungsprogramme für Frauen einzurichten, einem Frauenbetrieb gegenüber einem Männerbetrieb derselben Branche Vorzug zu geben oder günstigere Bindungen einzuräumen. Forderungen, die in derselben Konsequenz übrigens auch an staatliche Stellen und die nicht-selbstverwaltete Wirtschaft zu richten sind! Auf dem Papier mag das noch angehen, aber in der Realität wird es hart werden. Es ist wichtig, die Weichen für diese politischen Entscheidungen in der Ökobank rechtzeitig zu stellen. Das ist zur Zeit noch durchaus möglich. Alle Diskussionen sind noch offen, weder der Förderkatalog noch das Bankkonzept sind abgeschlossen.

Problem: Genossenschaften und Verein

Die Ökobank soll bekanntlich eine Genossenschaftsbank werden. Die Gründe dafür sind in beliebiger Reihenfolge: 1. Es ist relativ einfach, Genossenschaftsanteile auszugeben und zu erwerben (verglichen mit der Ausgabe von Aktien); 2. Genossenschaften haben eine relativ demokratische Verfassung; 3. das „Eine-Person-Eine-Stimme"-Prinzip bedeutet eine gewisse Kapitalneutralisierung (zumindest können aus Eigentum an Genossenschaftsanteilen keine dominierenden Machtansprüche abgeleitet werden); 4. Genossenschaften haben traditionell Selbsthilfecharakter (sie entstanden im 19. Jhdt., als kleine Handwerker sich gegen die Industrialisierung zusammenschlossen). Der Gründungsprozeß der Bank stellt sich so dar, daß eine große Menge Menschen — animiert durch den Verein der Freunde und Förderer der Ökobank und seine Ziele — ihr Geld investieren, Genosse/in werden dann vielleicht noch einen Vertreter in die Vertreterversammlung wählen und ansonsten die Mitglieder des Ökobankvereins mit dem Geld, das zur Förderung zur Verfügung gestellt und erwirtschaft wird, arbeiten lassen (wobei die von den Genossen/innen gewählten Bankgremien nur die abschließende betriebswirtschaftliche Prüfung übernehmen). Allerdings sollen alle Vereinsmitglieder auch Genossen/innen sein.
Der Grund für die Doppelgleisigkeit liegt vermutlich darin, daß die Ökobankgründer die Genossenschaft eher als Finanzierungsform denn als Selbsthilfeeinrichtung begreifen — und damit voll auf der Linie des Bundesverbandes der Volks- und Raiffeisenbanken liegen, der sich so sehr gegen eine alternative Bank wehrt: Die Genossen/innen werden als Investoren betrachtet, die an der Bankpolitik nicht weiter interessiert sind. Stimmt das für die Ökobank?

. . . und die Zinsen?

Warum wird eine Frau/ein Mann ihr/sein Geld in Genossenschaftsanteilen der Ökobank anlegen und/oder ein Sparbuch dort unterhalten? Weil sie/er die Förderung von selbstverwalteten Betrieben und ökologischen Projekten unterstützen will. Wenn sie/er aber die üblichen Zinsen auf ihr/seine Einlagen erhält, bleibt der Förderungsspielraum, der ja in einem geringen Kreditzins besteht, recht klein. Die Ökobank will deshalb die Möglichkeit anbieten, auf Dividende (für Genossenschaftsanteile) und

Zinsen (für Sparguthaben) zu verzichten. Dies zu tun, wäre eine politische Entscheidung und ein gehöriger Schritt weg von der Mentalität, Geld einfach irgendwo zu parken. Es bedeutet unter Umständen einen recht hohen Konsumverzicht. (Beispiel: DM 50.000 zinslos statt für 3 % auf einem gewöhnlichen Sparbuch oder für 6 % langfristiger anzulegen, heißt bei einer Laufzeit von 10 Jahren, daß der Ökobank ca. DM 17.000 bzw. DM 40.000 für die Förderung zur Verfügung gestellt werden. Es bedeutet auch, daß die- oder derjenige ein bis drei Jahre weniger von ihrem/seinem Ersparten leben kann, mal unterstellt, es wird für die Altersvorsorge zurückgelegt.) Denn Sparkapital, zu guten Zinsen angelegt, kann die Grundlage zu einem Projekt, einer Ausbildung, angenehmerem Alter oder anderer Bedürfnisbefriedigung sein. Und solange wir diese Bereiche noch nicht durch kollektive Lösungen abgedeckt haben, müssen wir uns mit individuellen beschäftigen.
Die Ökobank biete *eine* solche kollektive Lösung an: Geld für eine Existenzgründung, notwendiges Betriebskapital für eine ökologische/selbstverwaltete Wirtschaft muß nicht mehr unbedingt durch individuelles Horten und Sparen beschafft werden. Es kann als Kredit der Ökobank, durch Direktkreditvermittlung oder Spenden aus alternativen Fonds beschafft werden. Obwohl natürlich noch längst nicht alle Bedürfnisse auf diese Weise abgedeckt werden können, heißt es doch, daß Geld aus Zusammenhängen beschafft werden kann, die das Betriebsvorhaben auch politisch befürworten und es nicht — wie die herkömmlichen Banken — ausschließlich herleihen, um Gewinne aus den Zinsen zu erzielen. Das die Ökobank auch Zinsen erheben wird, ist in diesem Zusammenhang zu sehen. Die Zinserträge fließen zum Teil wieder in neue (Förder)kredite, zum Teil dienen sie zur Deckung der Betriebskosten der Bank. Die Betriebe finanzieren also andere alternative Unternehmen und die Ökobank als Vermittlerin dieser Transaktionen mit ihren Zinszahlungen. Daß ein Teil auch als Dividende und Habenzinsen an Sparer/innen geht, halte ich nach wie vor für gerechtfertigt, weil es sehr viele Bereiche gibt, in denen noch keine kollektiven Modelle entwickelt wurden (wie z.B. für die schon erwähnte Ausbildung oder Alterssicherung). Die Entscheidung, auf diese Habenzinsen zu verzichten und sich so an der Förderung der Betriebe und den Betriebskosten des Bankprojektes zu beteiligen, steht ja jeder offen.

Frauen und alternative Wirtschaft

Eine Frage stellt sich natürlich in diesem Zusammenhang: inwieweit sind Frauenprojekte und Frauenbetriebe Teil des alternativen Wirtschaftssektors. Von bürgerlichen Ökonomen werden sie — falls sie wahrgenommen werden - dort untergebracht und mit Recht. Selbstverwaltung und ökologische Produktion, nimmt frau die einmal als Kriterien für Alternativität, sind feministische Prinzipien, und Betriebe, die danach handeln, sind in diesen Punkten potentielle Bündnispartner in einem kapitalistischen System. In soweit halte ich es für gerechtfertigt, in ein wechselseitiges Unterstützungssystem, wie es die Ökobank ist, hineinzugehen, auch wenn es bedeutet, daß wir uns dort — wie anderswo auch — mit patriarchalen Strukturen auseinandersetzen müssen. Einmal ganz pragmatisch: solange wir Banken benutzen müssen, ist es besser, eine Bank zu nehmen, die zumindest Ansätze feministischer Ideen verwirklichen will und in der wir politisch leichter Einfluß nehmen könnte.

Selbsthilfe

Alles in allem ist die Ökobank eine Selbsthilfe-Institution aller, die sich daran beteiligen. Für die Kreditnehmer (der Förderkredite), die ökologischen und selbstverwalteten Betriebe, ist das unmittelbar einsichtig. Aber auch die Genossinnen und Genossen

schaffen sich auf diese Weise Lebensbedingungen, von denen sie unmittelbar profitieren werden: die Versorgung mit gesunden Lebensmitteln kann auf diese Weise verbessert werden, um nur ein Beispiel zu nennen. Aber auch so grundsätzliche Auseinandersetzungen wie um die Aufhebung der Trennung von Hand- und Kopfarbeit haben mittelbaren Nutzen auch für diejenigen, die noch in traditionellen Zusammenhängen arbeiten. Ich vermute, daß, je mehr sich die Erkenntnis durchsetzt, auch das Interesse aller Genossinnen und Genossen an den politischen Entscheidungen der Ökobank wachsen wird. Ich halte das für sehr begrüßenswert. Momentan scheint mir die Organisation der Ökobank sehr an den Interessen der Kreditnehmer ausgerichtet. Die Interessen von Geldgeber/inne/n und Sparer/inne/n sind bisher kaum thematisiert worden.

Frauen und Ökobank

Die Frage war, ist die Ökobank, die sich als „Bank der Bewegung" bezeichnet, auch eine Bank für die Frauenbewegung. Die Frage läßt sich nicht eindeutig beantworten. Ihrem *Anspruch* nach ja — allerdings hat der Verein es geschafft, sich anderthalb Jahre lang auf Bundesebene als reiner Männerverein zu präsentieren, obwohl in Regional-, Landes- und Fachgruppen Frauen mitgearbeitet haben. Auf der Mitgliederversammlung im September 1985 wurden jedoch einige strukturelle Veränderungen beschlossen, die die Mitwirkungsmöglichkeiten auch für Frauen verbessern: Dem geschäftsführenden Vorstand aus acht Personen bestehend gehören vier Frauen an. Ein Delegiertenrat aus etwa 40 Personen soll paritätisch mit Vertreterinnen und Vertretern der Regionen und Länder besetzt werden. Überhaupt war die konstruktive und sachbezogene Arbeit der Frauen auf dieser Mitgliederversammlung ein wohltuender Kontrast zu den ärgerlichen und destruktiven Hahnenkämpfen mancher Männer. Die Ökobank wird, wenn sie zustande kommt, ein großer Machtfaktor sein. Die alternative Bewegung in ihrer ganzen Vielschichtigkeit hat sich bisher meist nach den Prinzipien von Regionalität und Gleichrangigkeit entwickelt. Die Ökobank dagegen operiert bundesweit. Zwar sind die Kreditvergabebeiräte in der Region angesiedelt, aber Strukturpolitik kann definitionsgemäß nicht regional betrieben werden. Dies ist neben persönlicher Unzulänglichkeit und geschlechtsspezifischem Verhalten ein Grund, warum Auseinandersetzungen im Ökobankverein mit einer solchen Härte geführt werden.

Die verstärkte Repräsentanz von Frauen macht aus der Ökobank noch keine Bank der Frauenbewegung. Das ist auch gar nicht beabsichtigt. Die Ökobank wird eine Bank für friedliebende, umweltbewußte Menschen und alternative Unternehmerinnen und Unternehmer sein — und *in soweit* sind Frauen angesprochen. Verglichen mit den verkrusteten Strukturen aller anderen Banken, um die sich der größte Teil von uns nie gekümmert hat, obwohl wir dort Konten unterhalten (!), ist eine Alternativbank zu begrüßen, die uns zumindest die Möglichkeit gibt, auf ihre Struktur und Politik Einfluß zu nehmen. Die Frauenbewegung sollte auch aktiv in die Diskussion um alternative Wirtschaftsformen, wie sie im Umfeld der Ökobank stattfinden wird, eingreifen. Eine Bank ist m.E. kurz- und mittelfristig eine sinnvolle Einrichtung, weil sie finanzielle Mittel erschließt, die anders nicht zu erreichen wären. Sie ist aber auch durch rechtliche Vorschriften und wirtschaftliche, kapitalistische Zwänge sehr eingeschränkt in ihrem Handlungsspielraum. Außerdem sollte frau und man nicht übersehen, wie anfällig wir für die Faszination von Geld und Macht sein können. Langfristig werden wir uns deshalb sicherlich etwas anderes einfallen lassen müssen.
Eine Frauenbank ist nicht die Alternative! Sie wäre eine Ökobank in lila, denselben Zwängen unterworfen. Der einzige Unterschied wären zwei Bankdirektorinnen und ca. 10 bis zwanzig Arbeitsplätze für Frauen. Autonome Organisation ist nicht möglich, da eine Bank der direkten Kontrolle durch Prüfungsverbände etc. unterliegt.

Doppelstrategie

Trotz allem Positiven, das zur Ökobank zu sagen ist und obwohl ich es für wichtig halte, in einem solchen „gemischten" Projekt zu arbeiten und einen feministischen Standpunkt zu vertreten, — die Ökobank wird für uns Frauen in Sachen Geld und Projektfinanzierung nur *ein* (Neben)schauplatz sein. Ich halte es für sehr wichtig, daß wir anfangen, eigene, große Finanzierungsnetze aufzubauen, bzw. die schon vorhandenen auszubauen, um eine unabhängige Politik machen zu können.

Feminist Credit Union

Mitte der 70er Jahre wurden in den USA feministische Kreditgenossenschaften gegründet. Das ist dort wesentlich einfacher als hier in der BRD. Es ist ein geringeres Eigenkapital erforderlich, die Leitung der Credit Union erfolgt durch ein aus den Reihen der Mitglieder gewähltes, unbezahlt arbeitendes Direktorium, das bezahlte Fachkräfte einstellen kann.
„Die Massachussets Feminist Federal Credit Union ‚recycled' Geld. Feministinnen und Feministen (feminists), die ihr Geld nicht sofort ausgeben wollen, können Zinserträge erzielen, indem sie es an andere ausleihen.
Bestimme über dein Geld — Jedes Mitglied der MFFCU kann bei politischen Entscheidungen mit abstimmen.
Spare Geld — Wir zahlen Dividende (Zinsen) abhängig von unseren jährlichen Gewinnen bis zu 7 % pro Jahr.
Leihe Geld — Uns interessiert, ob du deine Schulden zurückzahlen kannst, nicht dein Geschlecht oder ob du verheiratet bist. Wir geben Kredite zu höchstens 1 % pro Monat (entspricht 12 %effektivem Jahreszins) und berechnen im Unterschied zu anderen Banken die Zinsen nur für den noch ausstehenden Rückzahlungsbetrag. Warum eine Feministische Kreditgenossenschaft? Frauen können ihr eigenes Geld kontrollieren. Eine Kreditgenossenschaft gibt ihren Mitgliedern die Möglichkeit dazu. Die MFFCU umgeht einen Großteil des Bankestablishments, das Frauen oft diskriminiert bei Einstellung, Aufstiegsmöglichkeiten und Geschäftspolitik. Viele Menschen wollen ihr Geld nicht in einer Bank deponieren, die Investitionen macht, die sie ablehnen.
Viele Frauen sind kreditwürdig, haben aber Schwierigkeiten, Darlehen zu bekommen, weil sie geschieden sind, ein niedriges Einkommen haben oder einfach weil sie Frauen sind. Anders als in einer gewöhnlichen Bank leihen wir gern kleine Beträge aus und leihen Geld aus Gründen, die für viele Bankbeamte nicht akzeptabel wären. Wir erwarten zwar den Nachweis der Rückzahlungsfähigkeit, begrüßen aber Kreditanträge jeder Art." (Aus einer Broschüre der Feminist Credit Union in Cambridge, MA, 1979)

Über das Schicksal der MFFCU, deren Flugblatt ich zufällig 1979 in einem Frauenbuchladen in Boston fand, habe ich leider nichts herausfinden können. Über eine Feminist Credit Union in San Francisco schrieb eine Freundin: „. . . das einzige was ich sagen kann ist, daß es eine gab, die wahrscheinlich 2 oder 3 Jahre existierte — wir *vermuten* von 1977 bis 1980. Eine Frau deren Freundin Mitglied war, sagte, sie hätte gehört, daß die CU schließen mußte, weil sie „zu gut war", daß heißt, es wurden viele großzügige Darlehen an Frauen vergeben, die diese wirklich brauchten, aber nicht zurückzahlen konnten, weil die Frauen nur schlecht bezahlte Jobs hatten. Sie vermutet auch, daß Frauen mit Geld zögerten, es dort zu investieren, weil sie nicht glaubten, daß Frauen gut damit umgehen könnten. Das Dilemma ist klar: eine Bank kann soziales Verhalten nur in sehr eingeschränktem Maße praktizieren, will sie nicht ihre Existenz aufs Spiel setzen und damit eine Möglichkeit, Kredite zu vergeben. Die „einfacheren" Bankgesetze in den USA erlauben zwar eine unkompliziertere Gründung, schützen aber auch weniger vor Pleiten. Jede/r ist für sein/ihr Glück genau so verantwortlich wie ihr/sein Schei-

tern, Reagan ist nur ein Exponent dieser Auffassung, die sich in der US-Wirtschaft an allen Ecken wiederfinden läßt und es alternativen und sozialen Initiativen ungeheuer schwer macht.

Mama Cash, Niederlande

,,Die Stifung Mama Cash wurde Ende 1982 von fünf Frauen gegründet, die sie auch gemeinsam verwalten. Aus dem Namen wird bereits deutlich, daß es hier einmal nicht um eine Stiftung geht, die — wie fast alle feministischen Stiftunen — zur Realisierung ihrer Ziele vom Geld anderer abhängt(Staat oder Private). Mama Cash verfügt selber über Geld in Form eines Zinseinkommens aus einem Kapital, das sie ausgeliehen haben. Das Jahreseinkommen aus diesem Kapital, über das Mama Cash verfügen kann, beträgt ungefähr 200.000,— Gulden. Ein Tropfen auf den heißen Stein aber — vorausgesetzt er wird richtig eingesetzt — sehr willkommen.
Entsprechend ihrer Statuten ist das Ziel von Mama Cash: ,,Die Förderung der Emanzipation und des Feminismus auf jede mögliche Weise." Diese formelle und allgemeine Zielvorgabe bedeutet in der Praxis, daß Mama Cash feministische Projekte und Initiativen unterstützen und anregen wird. Besonders solche Initiativen, die bei offiziellen Instanzen kein Gehör finden, weil sie für nicht wichtig gehalten werden, zu eigenwillig, zu ausgefallen oder staatsbedrohend sind.
Mit aller Deutlichkeit: Mama Cash will — auch in Einsparungszeiten — auf keinen Fall Aufgaben des Staates übernehmen.
Bei der Verwendung des jeweiligen Betrages haben wir uns für eine Aufteilung nach drei Kategorien entschieden: Frauenbetriebe, Frauenkultur und Frauen in der Dritten Welt. Für jede Kategorie gelten andere Kriterien bei einem Antrag auf finanzielle Unterstützung. Obwohl diese Kriterien noch ständig weiterentwickelt werden, hat Mama Cash für die verschiedenen Kategorien doch einige feststehende Ausgangspunkte:
Frauenbetriebe: (Für diese Kategorie stehen jährlich ± 100.000,— Gulden zur Verfügung.) Kommerzielle Kreditinstitute haben im allgemeinen nicht viel Vertrauen in die Kombination: Geschäfte und Ideologie. Das haben unter den Frauen schon viele enthusiastische kleine Kollektive erfahren. Einsatz und Solidarität sind nun mal keine Dinge, die du auf einen Betriebskostenvoranschlag setzen kannst. Mama Cash will solche Faktoren sehr wohl bei der Beurteilung einer Anfrage berücksichtigen. Das bedeutet aber nicht, daß wir keine Anforderungen stellen: es muß eine gute finanzielle Basis da sein, um eine Investition verantworten zu können.

— Das Produkt oder die Dienstleistung muß einigermaßen im Bereich der Frauenbewegung liegen;

— oder der Betrieb muß in einem Gebiet arbeiten, das bis jetzt von Frauen noch nicht betreten wurde;

— aus der Betriebsform muß klar hervorgehen, daß kollektive Verantwortung gewollt wird (Kollektiv, Stiftung, Verein o.ä.);

— falls möglich soll der Betrieb Löhne zahlen.

Diese Punkte gelten sowohl für bestehende wie für neue Betriebe.
Frauenkultur: (Für diese Kategorie stehen jährlich ± 50.000,— Gulden zur Verfügung.) Die Projekte können sich auf das gesamte Gebiet von Kunst und Kultur beziehen, wie z.B. Feste und Festivals, Aktionen, Publikationen, Filme, Musik und Theater. Mama Cash will prinzipiell keine Projekte und Bildungseinrichtungen im Bereich anerkannter Sozialhilfe bezuschussen, weil sie das für eine Aufgabe des Staates hält. Die Projekte müssen eine angemessene Verbreitung haben (z.B. wird die Anfrage auf Zuschuß für einen Film nur bearbeitet, wenn es von vorneherein klar ist, daß der Film auch einen Verleih haben wird).

Frauen in der Dritten Welt: (für diese Kategorie stehen jährlich ± 50.000,— Gulden zur Verfügung.) Mama Cash bemüht sich, autonome Frauenprojekte, die außerhalb der bestehenden Subventionsströme liegen, zu unterstützen. Aus dem Antrag muß hervorgehen, daß das Geld der Frauengruppe in dem betreffenden Land direkt zugute kommt.
Für einzelne Frauen stehen auch Stipendien zur Verfügung (maximal eins pro Jahr).
Mama Cash kann finanzielle Unterstützung geben durch:
1. Die Vergabe von Darlehen an Frauenbetriebe. Auch kurzfristige Kulturprojekte können für Darlehen in Frage kommen. Für alle Darlehen gilt, daß die Zinsen und Fälligkeiten in Absprache festgelegt werden.
2. Die Vergabe von Zuschüssen an kulturelle Projekte und Projekte in der Dritten Welt.
3. Mama Cash kann auch Bürgschaften übernehmen für einen Betrieb oder ein Projekt.
Hinsichtlich aller Anträge gilt, daß die bestehenden Subventionsmöglichkeiten, staatliche und private, untersucht und ausgeschöpft sein müssen. Eventuelle Abneigungen der Antragstellerinnen gegen staatliche Subventionen werden von Mama Cash nicht geteilt."
Es ist mir nicht bekannt, woher genau, das Eigenkapital von Mama Cash stammt, es ist aber eigentlich egal, ob es geerbt oder im Lotto gewonnen wurde. Interessant an diesem Projekt ist, daß es aufgrund dieser Art von Kapitalausstattung auch Spendenzuschüsse an Projekte geben kann, die aus den Förderkriterien z.B. der Ökobank herausfallen. Die Voraussetzung dafür ist natürlich, daß das Kapital „gut" angelegt ist, d.h. langfristig und mit hohen Zinsen. Wenn das dann noch bei einer Bank geschieht, deren Politik akzeptabel ist dann halte ich das für ein sehr interessantes Modell. Die Rechtsform der Stiftung — in den Niederlanden sehr üblich bei alternativen und Frauenprojekten — unterliegt auch nicht den Beschränkungen wie eine Bank. Allerdings gibt es in der BRD das Problem, daß alle Kreditgeschäfte, die zusammen den Umfang einer Million DM überschreiten, unter die Beschränkungen des KWG (Gesetz über das Kreditwesen) fallen und dann z.B. zwei hauptamtliche Direktoren erfordern. Das wäre ein Punkt, der gegen große überregionale Frauennetzwerke spräche, wenn gewährleistet werden kann, daß Kredite, die die Kraft eines lokalen Netzwerkes überschreiten, von mehreren Netzen gemeinsam geleistet werden können.

Fonds BV (stichting fonds voor bedrijven van vrouwen/Stiftung Fonds für Frauenbetriebe), Niederlande

„Erfahrungen von Frauenbetrieben haben gezeigt, daß sie in der Startphase kaum mit finanzieller Unterstützung rechnen können. Die Schwelle der Bank ist zu hoch; Frauen passen nicht in die gängigen betriebswirtschaftlichen Kriterien der Banken. Staatsgelder für Frauenbetriebe gibt es nicht, für das Wirtschaftsministerium haben wir keine Priorität. Das Emanzipationsministerium gibt ein Trinkgeld von weniger als 500.000,— Gulden für Frauenbetriebsinitiativen. Wir wollen, daß die Hälfte der Milliarden für Arbeitsbeschafftung Frauen zugute kommt. Aber wir warten nicht. Die Stiftung Fonds BV wurde (1983) gegründet, um mehr Frauenbetriebsinitiativen realisieren zu können. Wir wollen diesen Fonds aus Geld von allen denjenigen bilden, die wollen, daß Frauen Betriebe gründen und leiten. Deshalb fordern wir Sie dringend auf, dem Fonds BV Geld zu geben oder zu leihen.
Wir wollen erreichen, daß

— Frauen dadurch, daß sie Geld (aus)leihen, sich aktiv einsetzen, um dem Abbau von bezahlten Frauenarbeitsplätzen entgegenzutreten;

— Frauen unter Arbeitsbedingungen, die den Hintergrund und die Stellung von Frau-

en berücksichtigen, gemeinsam Betriebe aufbauen können;

— Frauen ihre Erfahrungen im Organisieren und Finanzieren in ihren eigenen Betrieben anwenden;

— ein Frauen-Geld-Umlauf entsteht;

— ein Kreislauf von Ideen, Produkten und Geld zustande kommt.

Fonds BV wird durch fünf Frauen verwaltet, die Vertreterinnen von Gruppen sind, die Frauenbetriebe unterstützen oder gründen. Sie werden kontrolliert durch einen Aufsichtsrat. Eine finanzielle Kontrolle durch einen Wirtschaftsprüfer findet jährlich statt. . . . (Es gibt ein Unterstützerinnenkommitee, in dem je eine Vertreterin aller Parteien von der kommunistischen bis zur christlich-demokratischen und andere Persönlichkeiten sitzen, Anm. d. Übers.).
Wie wirst du ‚Freundin' des Fonds?
1. Durch eine einmalige Geldspende. 2. Durch eine der folgenden Darlehensformen: a) Eine 4 %ige Obligation. Es können 250/500/1.000 Gulden gezeichnet werden. Die Tilgung erfolgt durch Auslosung in 10 jährlichen Terminen frühestens 5 Jahre nach der Zeichnung. b) Darlehen zu bestimmten individuell ausgearbeiteten Bedingungen. 3. Durch Übertragung von wertvollem Besitz wie Goldschmuck, Sammlungen, Überlassen von Autorenrechten oder Erbschaften.
Alle Freundinnen erhalten jährlich eine Übersicht über die Aktivitäten des Fonds.
Wenn du kein Geld hast, wirst du Freundin des Fonds, indem du mit anderen Frauen einen guten Plan für einen Betrieb aufstellst und einen Kreditantrag stellst. Reiche deinen Antrag schriftlich ein zusammen mit einem Kostenvoranschlag und einer Gewinnerwartungsprognose. Daraus soll hervorgehen, daß du den gesamten Betrag zurückzahlen kannst. Außerdem ein Begleitschreiben, in dem du den Kreditantrag begründest. Informationen über den Betrieb, Ziele, Form der Zusammenarbeit und andere schöne Geschichten. . . .
Die Kreditbedingungen werden in Absprache festgelegt. Betriebe, die Geld leihen, verpflichten sich, jährlich über den Stand der Dinge in ihrem Betrieb zu berichten (für die jährlichen Informationen an die Freundinnen des Fonds)." Alle Übersetzungen von mir, zusammengestellt aus Informationsbroschüren, Fonds BV, leicht gekürzt.)

Interessant scheint mir hier, das konsequent versucht wird, die Geldgeberinnen außerhalb des engeren Kreises der feministischen Bewegung zu suchen und ein Finanzierungsinstrument anzubieten, daß dort auch anspricht. Fonds BV und Mama Cash verstehen sich im übrigen nicht als Konkurrenz und wollen ihre Zusammenarbeit verstärken.

*** Männer und hobby dazu gibt es keine Alternative * Schon heute verfügen hobby-Männer über Geld, auf das der Durchschnitt noch 10 Jahre warten muß * hobby-Männer treffen auch zu Hause die Entscheidung**

hobby

Immer wenn es ums Geld geht entscheidet der Mann

EHAPA-VERLAG GMBH 7 STUTTGART 1 · POSTFACH 1215

Birgit Cramon-Daiber, Heidi Heinisch, Barbara Kavemann

Geld pflastert unseren Weg . . .

Drei Jahre *Goldrausch*-Frauennetzwerk Berlin e.V.

Goldrausch ist ein autonomes feministisches Finanzierungsnetzwerk, das durch Spenden und Mitgliedsbeiträge Berliner Frauenprojekte fördert. Wir haben uns 1982 in einer Situation als eingetragener Verein gegründet, als einerseits die Diskussion um Frauen und Geld und andererseits die Frage der Arbeitsplatzbeschaffung für Frauen dringlich geworden waren.
Goldrausch konnte 1983 mit der Förderung Berliner Frauenprojekte beginnen — 1983 war in der Tat das bisher üppigste Goldjahr: dank der anonym gebliebenen Spenderinnen schnellte der Kontostand im April auf die astronomische Höhe von 166.682,— DM.
Seit Frühjahr 1984 erhält *Goldrausch* auch ein Drittel der für Berlin ausgeschütteten Gelder des Öko-Fonds.

Geld und Arbeitsplätze waren durchaus nicht mehr ein Thema in der Frauenbewegung, wenn wir von klassischen Forderungen wie ,,gleicher Lohn für gleiche Arbeit'' absehen. Die Entwicklung der Frauenprojekte seit Mitte der siebziger Jahre unter diesem Aspekt läßt sich zwar nicht in klassischen Erfolgs/Mißerfolgskurven nachzeichnen, ist aber doch beschreibbar: Die ersten, eher kommerziellen Projekte wie Buchläden, Verlage und Zeitschriften, die bereits Mitte der siebziger Jahre entstanden, hatten nur in ganz wenigen Fällen auch den Anspruch, dauerhafte Arbeitsplätze für Frauen zu schaffen. Auch in den aus den Frauenzentren herauswachsenden Sozial- und Bildungsinitiativen war es nicht üblich, die eigene Arbeit in Lohn und Pfennig zu sehen. Hier war ein strikter Selbsthilfegedanke maßgeblich. Autonomie und gleichzeitig staatliche Finanzierung von Projekten erschien zumeist als ein ziemlich abwegiger Gedanke. Einen Job suchten Frauen anderswo. Und erst mit Frauenseminaren an Universitäten und Fachhochschulen, Frauenforen an Volkshochschulen, Frauenhausinitiativen und Mädchenarbeit usw. begann ein Prozeß der Professionalisierung, in dem Erwerbstätigkeit und Engagement für Frauen nicht mehr völlig unvereinbar waren.
Neben der direkten Schaffung von Arbeitsplätzen nach dem amerikanischen Modell — z.B. über Beiträge von Kursteilnehmerinnen — erfolgte ein stärkerer Einstieg in die Ökonomie über öffentlich finanzierte Sozial- und Bildungsprojekte. Diese Entwicklung wurde Anfang der achtziger Jahre massiv gestoppt. Die öffentlichen Haushalte wollten durch eine Reduzierung der Sozial- und Bildungsausgaben aus ihren Schulden kommen. So führte die Finanzpanik in der Politik zu einer empfindlichen Reduzierung der Möglichkeiten für Frauenprojekte. Daran vermag auch eine Einrichtung wie der Selbsthilfetopf des Berliner Senats nichts zu ändern.
Viele Frauen haben frühzeitig an Ideen gesponnen, wie Arbeit, Lebenssinn, Kooperation zwischen Frauen und Ökonomie vielleicht zusammen unter einen Hut zu bringen wären. Die Einsicht, daß hier neue Perspektiven gefunden werden mußten, wurde auch dadurch gefördert, daß ja gerade Arbeitslosigkeit und das Problem der ,,neuen'' Armut unter Frauen besonders sicht- und spürbar waren. Viel mehr als früher verbinden Frauen heute mit Projekten die Hoffnung, hierdurch eine Erwerbsperspektive finden zu können.

Wer soll die Macht über das Geld haben?

Der Gründung von *Goldrausch* ging eine gründliche Diskussion um die in der Satzung festzulegenden Strukturen und Befugnisse voraus. Wer sollte die Macht über das Geld

haben? Die Entscheidung fiel für einen Vorstand, der nur repräsentative Aufgaben hat und einen Beirat, der von der Mitfrauenversammlung auf ein Jahr gewählt wird. Der Beirat besteht aus je vier Vertreterinnen von Frauenprojekten, damit die praktische Arbeitserfahrung der Projekte repräsentiert ist und vier Einzelmitfrauen, damit kein Projektfilz entstehen kann. Dieser Beirat entscheidet über die Vergabe von Geldern. Die Beirätinnen müssen ihr Votum gegenüber den Projekten begründen und die Mitfrauenversammlung kann Entscheidungen des Beirats anfechten. So schien uns größtmögliche Demokratie gewährleistet. Die monatlichen Sitzungen des Beirats finden grundsätzlich frauenöffentlich statt, und auch die Mitfrauenversammlungen sind öffentlich. Der Verwaltungsetat ist auf ein Minimum begrenzt. Die Geschäftsführung wird von der Arbeitsgruppe *Goldrausch* gemacht. Die Arbeitsgruppe erledigt die anfallenden Arbeiten, stellt die Frau für die Bürostunden, bereitet die Beiratssitzungen vor und sorgt für die Öffentlichkeitsarbeit. Eine Vertreterin der Arbeitsgruppe hat ebenfalls Sitz und Stimme im Beirat.
Die Vereinsziele, an die alle *Goldrausch*-Mitarbeiterinnen gebunden sind, wurden bei der Gründung in § 2 der Satzung festgelegt: „1. Der Zweck des Vereins ist es, die Kommunikation, Zusammenarbeit und Selbsthilfe in Bezug auf alle gesellschaftlichen Bereiche unter frauenspezifischer Sicht zu fördern bzw. zu ermöglichen: durch Beratung und Förderung von Frauenprojekten und -gruppen im sozialen, gesundheitlichen, wissenschaftlichen, kulturellen, pädagogischen und berufsfördernden Bereich . . .
2. Diese Projekte sollen folgenden Kriterien entsprechen: sie sollen die Grundsätze und Ziele der autonomen Frauenbewegung vertreten, indem sie durch Produkte oder Dienstleistungen von Frauen für Frauen Hilfe zur Selbsthilfe geben oder Arbeitsplätze für Frauen schaffen."
Von den inzwischen insgesamt 52 Projekten, die von uns durch Zuschüsse und/oder Darlehen gefördert wurden, mußten bis jetzt nur vier ihren Betrieb wieder einstellen. Ein Überblick über die 52 geförderten Projekte ergibt: 30 Projekte waren im weitesten Sinne kommerziell orientiert, 22 Projekte waren non-kommerziell.

Sie verteilen sich auf die einzelnen Branchen:

Kultur/Bildung allgemein	*12*
Reisen	*1*
Musik	*4*
Verlage/Zeitschriften	*5*
Buchläden	*2*
Soziales/Therapie	*4*
Handwerk/Bauplanung, andere Betriebe	*8*
Läden	*2*
Kneipen	*5*
Politische Aktivitäten	*5*
Sonstiges	*4*

Seit Januar 1985 erscheint „*Blattgold*-Termine und Informationen für die Berliner Frauen" in Zusammenarbeit mit *Goldrausch*.

Wir sind die Mitfrauen von *Goldrausch?*

Goldrausch hat ungefähr 150 Mitfrauen. Die meisten sind bereits bei den Werbeaktionen im ersten Jahr beigetreten.
Es ist fast unmöglich, ein Profil „der" *Goldrausch*-Mitfrauen zu zeichnen, denn wir kennen nicht alle persönlich. Bemerkenswert scheint uns zumindest, daß kaum eine der bekannten Berliner Professorinnen und Politikerinnen Mitfrau bei *Goldrausch* ist. Beigetreten sind eher Frauen, die über wenig Geld verfügen, einen sehr genauen Umgang mit Geld gewohnt sind, und denen es deshalb auch nicht zu popelig ist, einen klei-

nen monatlichen Beitrag zum Frauennetzwerk zu leisten. Tatsache ist, daß sich unser Netzwerk nur zu einem kleinen Teil aus den Mitgliedsbeiträgen finanziert, ein wesentlich größerer Teil kommt über Spenden. Zusätzlich verfügen wir über einen Anteil des Öko-Fonds.

Lohnt sich überhaupt ein Frauennetzwerk?

Die Antwort fällt sicherlich unterschiedlich aus, je nachdem worauf wir gerade das meiste Gewicht legen: auf die viele zusätzliche Arbeit, die Enttäuschungen und den Ärger oder auf die Summen und die Erfolge dieser Arbeit. Der Erfolgt überwiegt. Doch über das Lohnenswerte dieser Arbeit nachzudenken ist wichtig, gerade für die geplagten *Goldrausch*-Mitarbeiterinnen.
Seit Beginn unseres Netzwerks ist eine Summe von rund 300.000,— DM über unseren Tisch an Berliner Frauenprojekte gegangen. Geld, das von *Goldrausch* ins Rollen gebracht wurde, und das ohne unsere Mobilisierung die Projekte nur zu einem kleinen Teil erreicht hätte. Der überwiegende Teil unserer Mitfrauen ist bei *Goldrausch* zum ersten Mal einem Finanzierungsnetzwerk beigetreten, ohne bereits fließendes Geld woanders abzuziehen. Also zusätzliches Geld für die Projekte. Das gleiche bei den Spenden: Die großen anonymen Spenderinnen — die sich Emmi, Nathalie, die Hexen oder auch Djuna Barnes und Maria Rosa della Costa nennen — haben ihre Gelder gezielt an Frauenprojekte gegeben. Diese Mittel wären anderen Organisationen außerhalb der autonomen Frauenbewegung nicht zugeflossen. Hier also auch zusätzliches Geld — und zwar in beträchtlicher Höhe — und das lohnt die Mühe allemal!

Die Diskusion um Geld in der Frauenbewegung ist in dem begrenzten Rahmen der *Goldrausch*-Beitratsverhandlungen konkreter geworden, als sie zuvor war, damit aber auch immer schwieriger.
Produkte und Dienstleistungen von Frauen sollten immer billiger als andere sein. Andererseits sollte der Wert von Frauenarbeit hochgeschätzt werden. Allgemeiner Anspruch war, die Frau solle sich dem Geld gegenüber emanzipieren, sich klug, sachlich und realistisch verhalten — und durchaus habgierig, wenn sich die Gelegenheit ergibt, fügten einige halblaut hinzu.
Die Auseinandersetzung verlief auf ziemlich abstraktem Niveau, Zahlen wurden nicht genannt. Projektfrauen wurden für ihre Arbeit bewundert. Der Ruin eines Frauenprojektes wurde dem männer- und profitorientierten Markt angelastet oder der mangelnden Solidarität der Kundinnen. Ungeliebte Arbeiten wie Buchhaltung und Kalkulation standen am äußeren Rand der Prestigeskala der Projektarbeit. Das Prinzip Hoffnung und ein zäher Überlebenswille trug und trägt Projekte noch heute manchmal mehr als betriebswirtschaftliches Know-how.
Aber die Situation ändert sich, Betriebswirtschaft ist im Kommen. Nach wie vor ist es bei *Goldrausch* nicht üblich, daß Bücher offengelegt werden, aber es werden Summen genannt und begründet und von den Beirätinnen beurteilt, gebilligt oder problematisiert. Die Frage nach der Wahrscheinlichkeit eines schnellen Eingehens oder des längerfristigen Weiterexistierens eines Projekts wird offen gestellt. Projektarbeit ist nicht mehr per se bewundernswürdig, sondern Arbeitsbedingungen, Versicherungen der Mitarbeiterinnen und juristische Regelungen zwischen den Projektfrauen treten in den Vordergrund der Beiratsdiskussionen. Hier setzen die beschränkten Finanzen leider immer noch Grenzen, die den *Goldrausch*-Beirätinnen gar nicht recht sind und die sich die Projektmitarbeiterinnen öfters auch anders wünschen würden. Vor allem die Löhne und Versicherungen lassen oft zu wünschen übrig. Aber nicht alles, was veränderungswürdig ist, ist den Finanzlücken geschuldet — hier setzen dann die Diskussionen an. Die breite Szene der Berliner Frauenprojekte wird als eigener Markt sichtbar mit begrenztem Kundinnenkreis und z.T. scharfer Konkurrenz untereinander und gegenüber den „gemischten" Läden.

Bitte lächeln und Hand aufhalten

Wenn wir über Geld in dieser konkreten Form reden — über Posten der Kalkulation, ausstehende Löhne oder unerklärliche Differenzen — dann bekommt die Frage nach der Frauensolidarität ebenfalls eine spezifische Konkretion: Es ist politisch falsch, offensichtliche Ungereimtheiten in Anträgen und Kalkulationen zu übersehen. Es ist unser Prinzip, Projekte auf öffentliche und andere Geldquellen hinzuweisen; wir wollen keine Projekte fördern, denen öffentliche Mittel zustehen, die es aber zu unbequem finden, darum zu kämpfen.
Verantwortung für die satzungsgerechte Verwendung der Förderungsmittel sollte nicht nur der Beirat von *Goldrausch* tragen, auch die geförderten Projekte müssen durch überlegten Einsatz dieser Mittel daran teilhaben. Eventuelle Konfrontationen, die durch unterschiedliche Beurteilungen entstehen, müssen zwischvn der Frauenbewegung ausgetragen werden. Kürzungen oder Ablehnungen können nicht auf so empfundene Frauenfeindlichkeit von Männern in alternativen oder öffentlichen Institutionen geschoben werden.

Für eine Handvoll D-Mark

Von Anfang an hatten wir nicht nur die Geldsammlung und -verteilung sondern auch die Beratung der Projekte als unsere Aufgabe gesehen und in der Satzung verankert. Die begrenzten Mittel sollten möglichst nicht im Bodenlosen verschwinden. Die Beratung wurde allerdings nur selten in Anspruch genommen. Das liegt nicht nur daran, daß in Berlin auch andere Einrichtungen, wie „Stattwerke" sachkundige Beratung anbieten, sondern vor allem daran, daß die Projekte sich nicht gerne in die Karten schauen lassen, ihre Probleme nur zögernd nach außen tragen und sich durch Änderungsvorschläge schnell kritisiert fühlen.
Um die Wünsche und Nöte der Projekte zu decken, haben wir immer zu wenig Geld. Die Nachricht von einer großen Spende zieht sofort mehrere Anträge in noch höherer Summe nach sich. Wir haben oft überlegt, das Geld in größeren Portionen zu vergeben: einem Projekt so viel, daß ihm wirklich wirksam geholfen ist und dafür den anderen dann nichts. Dieses Prinzip des „klotzen statt kleckern" war für uns nicht einzuhalten. Einerseits wollten wir eine möglichst große Vielfalt von Projekten fördern und haben uns diese Möglichkeit in der Satzung ausdrücklich offengelassen, indem wir die Kriterien nicht zu kleinlich formuliert haben. Andererseits leben wir in der Beliner Frauenszene und die ist eng und gut informiert. Ein Projekt abzulehnen, das den Kriterien der Förderung entspricht, wäre sehr schwierig. Manche Beiratsentscheidung ist daher nur zähneknirschend positiv ausgefallen. Aber für unsere Entscheidungen können nicht allein Kriterien der Wirtschaftlichkeit maßgeblich sein. Es muß Raum und Geld bleiben für Luxus und Ungewöhnliches, für trotzige Sterbehilfe und hoffnungsvoll Unwirtschaftliches. Wir würden sonst sehr schnell langweilig werden.
Wir haben einiges Geld in Umlauf gebracht. Von der schwungvollen Zirkulation, die uns vorgeschwebt hatte, kann allerdings noch keine Rede sein. Bislang haben aber nur vier der Geförderten ihren Betrieb wieder schließen müssen und viele andere zahlen inzwischen in kleinen aber feinen Raten zurück. Unser Ziel bleibt weiterhin, anzustreben, daß wir alle eine Professionalität erreichen, die uns Sicherheit und Souveränität gibt, daß wir die Wirtschaftlichkeit und Konkurrenzfähigkeit der Frauenprojekte und -betriebe als zentrale Frage ansehen, ohne sie zum Allerheiligen zu machen. Es ist immer auch eine politische Entscheidung, ein langjährig bestehendes, aber nicht mehr wirtschaftlich arbeitendes Frauenprojekt zu subventionieren oder nicht.

Christa Wichterich

SEWA

Die Self-Employed Women's Association (SEWA) von Ahmedabad in Indien gilt als ein Modell, ihre Geschichte als eine Erfolgsgeschichte — vielfach gefeiert als „das" Selbsthilfeprojekt von Frauen im sogenannten informellen Sektor mit inzwischen 13.500 Mitgliederinnen und im vergangenen Dezember mit dem sogenanten alternativen Nobelpreis, dem Right-Livelihood Award ausgezeichnet.
1972 gründete die Frauensektion der Textilarbeitergewerkschaft in Ahmedabad auf Initiative von Ela Bhatt, eine Gewerkschaft für „selbstbeschäftigte" Frauen, für Marktverkäuferinnen, Kleinhändlerinnen, Lumpen- und Papiersammlerinnen, Lastenträgerinnen, Heimarbeiterinnen kurz: Gelegenheitsarbeiterinnen und sogenannte Kleinstunternehmerinnen im sogenannten informellen Sektor, von denen keine einen festen Arbeitsvertrag hat. Die neugeborene Tochtergewerkschaft SEWA setzte die Bezeichnung „selbstbeschäftigt" als positives Gegenbild gegen die Begriffe „unorganisiert", „ungeschützt", „informell", die lediglich die Defizite dieses Wirtschaftsbereichs betonen, der in den urbanen Zentren Indiens den größten Teil der städtischen Ökonomie ausmacht und in dem vielerorts die Frauen dominieren. Ihre Zahl wächst zum einen mit dem Zustrom vom Land, das viele wegen Landverlust und Verschuldung verlassen und mit der Verdrängung von Frauen aus der industriellen Lohnarbeiterschaft: 1947 waren noch 25 % der Arbeiterschaft in der Textilindustrie Gujarts Frauen, 1962 nur noch 2 %.
Als wesentlichste Probleme der selbstbeschäftigen Frauen identifizierte SEWA ihren Mangel an Produktionsmitteln bzw. an Kapital und an Bildung. Sie bot Ausbildungsprogramme sowie Versicherungen für Unfall, Krankheit und Mutterschutz an und suchte nach Kreditmöglichkeiten; doch die Banken weigerten sich, Frauen, die absolut keine Sicherheiten aufweisen können und obendrein Analphabetinnen sind, Darlehen zu geben. Um ihre kärgliche ökonomische Existenz als sogenannte Kleinstunternehmerinnen fristen zu können, mußten die Marktfrauen deshalb täglich bei einem privaten Geldverleiher zu Kreuze kriechen. Laxmiben, Markthändlerin seit 50 Jahren, fehlte jeden Morgen das Kapital, um auf dem Großmarkt das Gemüse kaufen zu können, das sie dann auf einem kleinen Platz im Stadtzentrum weiterverkaufte. Also lieh sie sich jeden Morgen 50 Rupies (12,50 DM) bei dem privaten Geldverleiher im Großmarkt und mußte ihm am Abend 55 Rupies zurückzahlen. Schaffte sie das nicht, verlangte er am nächsten Tag bereits 20 % Zinsen und so weiter. Sie arbeitete so ständig für seine Tasche: während er akkumulierte, kam sie nicht nur nicht auf einen grünen Zweig, sondern sehr schnell in eine Verschuldungsspirale, denn bei jeder zusätzlichen finanziellen Belastung, seien es Arztkosten, Anschaffung von Kleidung oder ein Familienfest, mußte sie größere Summen leihen.
SEWA schätzte, daß 50 % der Frauen mit durchschnittlich ca. 350,— DM verschuldet war. Ihr Monatsverdienst beträgt im Durchschnitt 50,— DM, das eines männlichen Selbstbeschäftigten 75,— DM.

Auf diesem Hintergrund gründete SEWA 1974 eine eigene Bank, indem 4.000 Frauen eine Einlage von je 10 Rupies (2,50 DM) machten. Seitdem vergibt sie Kredite zum normalen Zinssatz an die Frauen, die die Verträge mit ihrem Daumenabdruck unterzeichnen. Für jede Kreditnehmerin wird eine Biographie-Karte angelegt, auf der ihre Erwerbstätigkeit, Einkünfte und finanziellen Engpässe registriert sind, um ihre Probleme bei Rückzahlungsschwierigkeiten verstehen zu können und sie beraten zu können. Heute führt die SEWA-Bank 14 500 Sparkonten, hat ein Betriebskapital von 1,8 Millionen DM und machte 1983—84 70 000,— DM Profit — und dies trotz massiver Gegenkampagnen der Vatergewerkschaft und der Öffentlichkeit.
Als SEWA sich 1981 nicht als gehorsame Tochter gebärdete, sondern bei sozialen Aus-

einandersetzungen in Ahmedabad Partei für die Kastenlosen ergriff, feuerte die gestrenge Vatergewerkschaft zunächst Ela Bhatt, die Leiterin von SEWA, und dann die ganze Tochtergewerkschaft, wohl in der Hoffnung, daß sie ohne den väterlichen Schutz nicht lebensfähig sei. Doch weit gefehlt: SEWA überlebte sehr wohl. Als dies 1982 deutlich wurde, startete die Presse in ganz Indien eine Verleumdungskampagne: die SEWA-Bank sei ein totales Verlustgeschäft, die Frauen unzuverlässige Darlehensrückzahler. SEWA legte daraufhin die Bilanzen offen: nur 1 % der Darlehen werden nicht zurückgezahlt, 98 % dagegen vollständig und einigermaßen pünktlich.
Laxmiben hat einen Kredit genommen und inzwischen bereits ganz zurückgezahlt. Die Abhängigkeit von der SEWA-Bank hat sie als eine ganz andere empfunden als die von dem Wucherer, der sie nur „auspressen" wollte, aber SEWA ist „ihre" Organisation und will ihr „helfen". Für Familienangelegenheiten hat sie gerade einen neuen Kredit aufgenommen, sie trägt immer noch einen zerrissenen Sari und ist immer noch nicht auf besagtem grünen Zweig, aber ihren früher schier ausweglosen Verschuldungszirkel hat sie durchbrochen.
Der SEWA-Kredit hat für Laxmiben, die sich bereits in Schuldabhängigkeit befand, weichere Bedingungen der Verschuldung hergestellt und ihr damit im Laufe mehrerer Jahre ermöglicht, zunächst die Abhängigkeit von dem Wucherer abzuschütteln und die Verschuldung auf ein kontrollierbares, regulierbares Maß zu reduzieren, ohne daß sie dafür mehr arbeiten mußte.
Dagegen scheiterte ein anderes SEWA-Experiment: SEWA gab Frauen, die in Dörfern in der Nähe von Ahmedabad leben, Kredite für die Anschaffung eines Büffels. Den Frauen gelang es nicht, mit den etablierten genossenschaftlich organisierten Milchhändlern zu konkurrieren, lokale Machthaber übernahmen und korrumpierten das Management und die Frauen-Kooperativen brachen zusammen.
Hier versuchte SEWA durch die Bereitstellung von Krediten, Frauen ein „Einkommen zu schaffen", verschaffte ihnen aber zunächst einmal eine Verschuldung, die vorher — (anders als bei Laxmiben) — nicht bestand und mehr Arbeit. Diese Frauen sollten durch Milchproduktion und -verkauf in die Marktwirtschaft integriert werden, was sie vorher nicht waren. Marktintegration in einen Sektor, der wie die Milchwirtschaft in Indien durch den Einsatz von hochgezüchtetem ertragreichem Milchvieh und von neuester Technologie bereits auf einem höchst kapitalintensiven Niveau arbeitet, bedeutet jedoch in jedem Fall harte Konkurrenzbedingungen und wegen der Verschuldung und niedriger Erzeugerpreise geringe unternehmerische Überlebenschancen für die Frauen. Bei der Integration in die kapitalistische Milchwirtschaft war auch mit SEWA-Krediten die Pleite vorprogrammiert.

Dörthe Jung, Barbara Köster, Barbara Rendtorff

Frauenpolitik und Geld

Einige Gedanken und Erfahrungen zur Finanzierung von Frauenprojekten

Vor einigen Jahren entbrannte eine heftige Debatte um die Frage, ob es politisch vertretbar sei, für die in autonomen Frauenprojekten geleistete Arbeit staatliche Zuschüsse / Mittel zu fordern.
Die Diskussion konzentrierte sich dabei vor allem auf die moralisch/politische *inhaltliche* Seite: es waren die mit dem Anspruch auf Autonomie zusammenhängenden Elemente — wie z.B. Egalität in den Arbeitsbeziehungen, Gleichbewertung aller anfallenden Arbeiten, rotierende Arbeitsteilung, Selbstbestimmung über die Inhalte der Arbeit — die mit der „Staatsknete" gefährdet schienen (die Frauenhäuser haben wohl bundesweit diese Debatte am intensivsten geführt).
Dagegen zeigte die *materielle* Seite der Arbeit, die finanzielle und materielle Basis der Projekte in den allermeisten Fällen, daß sich der teilweise ungeheuer hohe Aufwand an Zeit, Kraft, Arbeit und Energien, den sie verschlang — bei dem gleichzeitigen Zwang, noch woanders für die eigene Existenzsicherung arbeiten zu müssen — nur eine gewisse Zeit lang durchhalten lassen würde. Oder anders: quasi „natürliche" Grenzen für Umfang und Intensität der Arbeit setzte. Seltsamerweise war es schwer, das Herzstück feministischer Analyse, die Kritikan der unbezahlten gesellschaftlichen Arbeit von Frauen, auf die eigene Projektarbeit zu übertragen.
Mittlerweile hat sich zumindest unter den stärker professionalisiert arbeitenden Projekten ein breiter Konsens für staatliche Finanzierung autonomer Frauenprojekte entwickelt. Die ja eher fundamentalistische Frage, ob überhaupt Staatsknete gefordert werden soll, hat sich damit auf das Problem verlagert: wie überhaupt an das Geld herankommen?
Damit sind die Befürchtungen um den Verlust von Autonomie natürlich nicht obsolet geworden — auch wenn die Erfahrungen bisher zeigen, daß das politische Einklagen von staatlicher Finanzierung nicht schon per se zu einer Korrumption durch die herrschende Macht führt. In den Auseinandersetzungen mit den staatlichen Institutionen werden diese Verlustängste eher konkreter, die Grenzen schärfer und der Charakter der Korrumptionsgefahr deutlicher gesehen. Gleichzeitig waren diese Erfahrungen aber auch ein Lernprozeß für die Frauenbewegung, weil sie noch einmal konkreter und differenzierter verdeutlicht haben, was für ein unterentwickeltes Stückwerk die offizielle Frauenpolitik ist — und daß weitere und andere frauenpolitische Strategien für Projektfinanzierungen eingeschlagen werden müssen.

Kurz zu unserer Geschichte. Wir haben (nach langjähriger Mitarbeit in einem Frankfurter Frauenzentrum) 1979 den „Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung -SFBF- e.V." gegründet mit der Idee, eine spezifische Bildungsarbeit für Frauen zu entwickeln (eine Art feministische Frauen-Volkshochschule).
Zunächst waren wir fest entschlossen, nicht ohne finanzielle Basis zumindest nicht-*nur(!)* mit ehrenamtlicher Arbeit zu beginnen (was die Korrumptionsgefahr angeht, so fühlten wir uns, warum auch immer, stark genug, der zu widerstehen. Zudem waren wir uns immer einig darin, daß ehe wir irgendetwas machen würden, nur weil es bezuschußt wird, lieber das ganze Projekt hinzuschmeißen. So denken wir übrigens immer noch). Aber unsere Bemühungen, die Konzeptionsarbeiten und den Aufbau des Projekts finanziert zu bekommen, scheiterten alle schon im Vorfeld („fangen Sie erstmal

an"; „für Ihre Arbeit wünschen wir Ihnen viel Erfolg"). Das Projekt schien uns aber so spannend und sinnvoll, daß wir dann doch 1982 ohne Geld, aber mit vielen Ideen im Kopf die *Frankfurter Frauenschule* gegründet haben. Nachdem die Frauenschule relativ schnell gut anlief und sich auch schon bald zeigte, daß die Arbeit nebenher nach Feierabend nicht zu bewältigen war (unsere Gruppe war allerdings von Anfang an recht klein), haben wir erneut die üblichen Wege zur)staatlichen) Finanzierung eingeschlagen: Antragstellung bei Verhandlungen mit Stadt, Land, Bund, Stiftungen — und natürlich viele Spendenaufrufe.
Paradoxerweise ist es ja so, daß in dem Moment, wo ein Projekt so vorgeht, der Arbeitsaufwand sich erstmal vervielfacht.
Die gesammelten Erfahrungen hier zu dokumentieren, wäre müßig und langweilig, spannend jedoch wurde es, als in Hessen keine regierungsfähige SPD-Mehrheit zustande kam und rot-grüne Tolerierungsverhandlungen aufgenommen wurden.
Im Zuge dieser Verhandlungen wurde 1983 gemeinsam von grünen und autonomen Frauen das sogenannte „Hessische Aktionsprogramm für Frauen" aufgestellt, das später im Haushalt mit ca. 7—8 Mill. seinen materiellen Niederschlag fand. Im Programm sind Forderungen für beinahe alle relevanten Bereiche von Frauenpolitik enthalten: für Ausbildung, Erwerbstätigkeit, Gewalt gegen Frauen, Gesundheit, Forschung und Bildung. Wie auch immer dieses Programm von autonomer und teilweise grüner Frauenseite als defizitär, zu wenig radikal u.v.m. kritisiert wurde, so war es unseres Wissens doch das erste Mal im Nachkriegsdeutschland, daß frauenpolitische Forderungen, die auch aus der autonomen Frauenbewegung kamen, in einem Programm durchgesetzt wurden, das nicht nur Akklamationscharakter hatte, sondern mit Mark und Pfennig ausgestattet war. Und immerhin erschien es so, daß jahrelange Schufterei in autonomen Frauenprojekten in Hessen nun partiell finanziert würde: autonome Frauenhäuser, Notrufgruppen, Mädchenarbeit, ausländische Frauenprojekte, Gesundheitszentren, Frauenforschungs- und -bildungsprojekte erhielten Zuschüsse.

Das Frauenprogramm eignete sich nun im weiteren Verlauf der politischen Ereignisse besonders gut für die den erfolgreichen Xbschluß der Verhandlungen im Frühjahr 1984 begleitenden Festtagsreden: zum Fundament der „Architektur einer neuen Politik" gehörten nun endlich auch die Frauen (so die SPD), ein sanfterer Umgang mit den Naturressourcen erfordere veränderte gesellschaftliche Bedingungen, die auch den Frauen größere Mitspracherechte einräumen (so die Grünen).
Eigentlich kein besonderer Grund zur Freude — ist es doch nur selbstverständlich, daß endlich von den politischen Versäumnissen gegenüber den Frauen gesprochen werden muß.
Aber das „Hessische Aktionsprogramm für Frauen" verdankt sich nicht etwa einer „frauenfreundlichen Wende" — unserer Erfahrung und Einschätzung nach ist es nicht, auch wenn es vielleicht den Anschein hatte, aus dem originären Interesse einer der beteiligten Parteien heraus entstanden. Daß das Programm in dieser Form Eingang in die Parteiverhandlungen gefunden hat, ist mehr der Tatsache geschuldet, daß sich die Grüne Partei ihrem politischen Selbstverständnis nach verpflichtet fühlt, Basis-Interessen sozialer Bewegungen — und also auch Forderungen aus der autonomen Frauenbewegung — aufzunehmen und politisch in den Parlamenten zu vertreten (auch und vor allem, wenn sie selbst als Partei auf diese Forderungen gar nicht kommt).
Die Möglichkeit, ein solches Programm durchzusetzen, verdankt sich also wesentlich einer günstigen politischen Stunde, die einige Frauen selbstbewußt zu nutzen wußten, ohne daß es zu einem wirklichen politischen Schwerpunkt der Politik geworden wäre — einem „Knackpunt", dessen Nicht-Durchsetzbarkeit die Verhandlungen hätte zum Scheitern bringen können. Immerhin: mit einem Mal konnte man (in Hessen) an den Fraueninteressen politisch nicht mehr vorbei.
Aufmerksamen Beobachterinnen und Beobachtern der Landespolitik dürfte allerdings nicht entgangen sein, daß die Aufmerksamkeit für die Interessen der Frauen nur

von kurzer Dauer war. Nach dem Bruch des Bündnisses im Dezember 1984, im Verhandlungsstillstand und bei Wiederaufnahme der Verhandlungen war Frauenpolitik kein Thema mehr. Das Frauen-Aktionsprogramm, anfangs hochstilisiert zum Ausdruck eines politischen Willen *beider* Parteien, die Frauenpolitik zum wichtigen Bestandteil der Landespolitik zu machen, verschwand bei beiden Parteien an die Peripherie des Geschehens: Frauenpolitik gehörte nun nicht mehr zu den Themen der „Großen Politik".
Die Politiker/innen, die noch kurze Zeit vorher die Umsetzung des Aktionsprogramms als den jeweiligen Erfolg ihrer Partei verbuchen wollten, schoben jetzt die Frauenineressen in die Verantwortung des jeweiligen *Gegners* (SPD: wenden Sie sich an die Grünen, Grüne: gehen Sie zur SPD).
Keine der beiden Parteien hatte begriffen und für sich politisch verarbeitet, daß frauenpolitische Erfordernisse einer eigenen, anderen Logik entstammen als parteipolitische — dies war nicht zu einer politischen Selbstverständlichkeit, sondern eher zum politisch suspekten, uneinschätzbaren Faktor geworden. Deutlich wurde in dieser Entwicklung, daß weder bei der SPD noch bei den Grünen die „Sache der Frauen" zur selbstverständlichen eigenen politischen Identität als Partei gehörte: bei der SPD gerieten Teile des Aktionsprogramms in die politische Manövriermasse, um Druck auf den widerspenstigen Ex-Partner auszuüben (was einen scharfzüngigen Menschen zu der Bemerkung veranlaßte, die Frauenprojekte seien „politische Geiseln" in dieser Affaire — wenn auch nicht die einzigen), bei den Grünen reduzierte sich das Frauenprogramm in der eigenen Wahrnehmung auf die Förderung von Frauenprojekten, die, aufgelistet unter Alternativbetrieben und Arbeitsloseninitiativen, sogar noch auf den letzten Platz verwiesen wurden. Das Verschwinden den Frauen aus der Diskussion fiel allerdings nicht weiter auf — außer natürlich denjenigen, die sie in diese Diskussion hineingebracht hatten. Denn die (Medien-)Öffentlichkeit kann in puncto Unverständnis und Mißachtung *politischer* Interessen von Frauen den hier kritisierten Parteipolitikern durchaus die Hand reichen. So blieb allenfalls der Schatten der Erinnerung: hier wird auch was für Frauen getan — ohne daß dem noch weiter nachgegangen worden wäre.

Diese Geschichte des Aktionsprogramms ist nun ja nicht Hessen-spezifisch, sie wirft ein Licht auf etwas Generelleres: Frauenpolitik als *selbstverständlichen* Bestandteil institutionalisierter Politik gibt es nicht. Möglicherweise eine Banalität, und doch wird in der feministischen Szene kaum systematisch darüber nachgedacht. Die Formen von offizieller Frauenpolitik, die heute anzutreffen sind, haben alle maximal additiven Charakter, d.h. sie machen ein politisches Denken und Handeln sichtbar, das frauenpolitische Forderungen noch immer *neben* die sonst eigentlich wichtigen Geschäfte stellt und nicht *diese selbst* vom frauenpolitischen Blickwinkel umzukrempeln versucht.
Es entspricht der Systematik des bürgerlichen Staates (seiner politischen Organe und seiner Medien), diese sperrige Problematik auszugrenzen, indem man ihr eine Sonderrolle zuweist, ein eigenes Eckchen, und sie damit vom Rest der Welt abgetrennt und isoliert hält. Es gibt das Problem der Frauenerwerbslosigkeit: ein Frauenausschuß wird gebildet, es gibt das (strukturelle!) Problem der „Gleichberechtigung": ein Frauenbüro / eine Leitstelle wird eingerichtet usw. usf. . . Und dann gehen die Herren (und durchaus auch die Damen) wieder zu den „wichtigen" Themen der Politik über. Die Erfahrungen und Forderungen der autonomen Frauenbewegung, die die Notwendigkeit eines anderen, gründlicheren und grundsätzlicheren Herangehens sichtbar gemacht haben, haben sich nicht konsequent, sondern nur in solchen, der Form nach sozialdemokratischen Strukturen niederschlagen können. Sieht man sich die Entwicklung der Grünen an, so kann man davon ausgehen, daß sich auch hier in den nächsten Jahren nichts Wesentliches verändern wird. Nicht nur verfährt die Grüne Partei in ihren Programmen auch nach diesem additiven Muster (es gibt eine Sparte „Frauen" und die anderen Bereiche: Ökologie/Atompolitik/Arbeit usw. bleiben vom frauenpolitischen Nachdenken verschont), auch scheint sich hier witzigerweise zusätzlich noch

ein spezieller Typus von Politikerinnen herausbilden, der, *gerade weil frau Frau ist,* eifrigst bemüht ist, *nicht* Frauenpolitik zu betreiben. Daß jemand Expertin für Ökologie oder Atompolitik sein kann und *in diesem Bereich* bewußt mit einem frauenpolitisch geschärften Blick arbeiten und Politik machen kann, scheint sehr schwer zu begreifen, ist nicht zu einem selbstverständlichen politischen Stadtpunkt geworden.
Diese Einschätzung bestätigt sich auch für den weiteren Entwicklungsverlauf des Hessischen Aktionsprogramms für Frauen. Nachdem nun im Juli dieses Jahres der Haushalt für 1985 wieder mit rot-grüner Konstellation verabschiedet werden konnte, rutschte jetzt das politische Geschäft auf die Ebene von Verwaltung und Bürokratie. Ein zunächst mal üblicher Prozeß. Nur: die Bemühungen, die Konsequenzen dieses Verwaltungshandelns (Erarbeiten von Richtlinien; Auflagen über die Verwendung der Gelder nach Vorgaben, die sich an traditionelle Institutionen anlehnen, die sich in Arbeits- und Organisationsstruktur sehr von den autonomen Projekten unterscheiden, etc.) wieder *politisch* zu diskutieren, sie verhallen im leeren Raum. Und nicht nur bei dem umstrittenen ,,Tollerierungspartner" SPD. Auch in den Reihen der Grünen wird zum Stillhalten aufgerufen, werden die Frauenforderungen nicht mehr als *politische* behandelt, jetzt, wo die Frauen doch angeblich schon so ,,viel" (!) bekommen haben — und nun es dagegen um die ,,große Politik" geht (u.a. um Machtpöstchen).
Was fehlt, ist also gewissermaßen die ,,Lobby" — d.h., daß die heimlichen Sympathien der Frauen in den Institionen sich in eine aktive ,,Komplizenschaft" der Frauen untereinander auf frauenpoltische Ziele hin umwandeln. Eine trag- und handlungsfähige Gemeinsamkeit von Frauen, die sich durch kontinuierliches und stabiles Handeln auch mal quer zur eigenen Parteilogik auszeichnet, gibt es in der Politik nicht. Für die autonomen Frauenprojekte (bzw. für die Vertretung von frauenpolitischen Inhalten und Interessen insgesamt) heißt das, daß sie selbst ständig in Sachen eigener und Frauen-,,Lobby" unterwegs sein müssen, um die Rahmenbedingungen ihrer Arbeit zumindest teilweise abzusichern. Und zwar von Adam und Eva an — sprich: jede mit der Projektfinanzierung möglicherweise befaßte Person selbst aufsuchen, mit ihr diskutieren (und zwar nicht selten ganz grundsätzlich: ob Frauenpolitk/Frauenbildungsarbeit *überhaupt* notwendig, ob denn die Frauen *überhaupt* wirklich noch so benachteiligt sind etc. (,,bei uns in der Abteilung haben die tüchtigen Frauen gar keine Probleme . . .") — eine tägliche ,,Aufklärungsarbeit", die sich auf die Dauer äußerst erschöpfend und deprimierend auswirkt. Es gibt eben kein gesellschaftlich verbreitetes Bewußtsein über frauenpolitisches ,,Basiswissen" — und je höher die Hierarchie in den Institutionen, desto dünner gesät sind Verständnis und offene Ohren.
Was die ,,Lobbyarbeit" so zeitaufwendig macht, ist (neben der Tatsache, daß die Frauen in ihren Projekten sowieso meistenteils schon viel zu viel arbeiten) vor allem das schier uferlose Reservoir an Gegenübern, die es zu interessieren und zu überzeugen gilt, auf verschiedenste Weise: so muß ein konservatives Gegenüber sehr grundsätzlich angegangen werden, ein SPD-Mensch, der denkt, er sei sowieso ,,frauenfreundlich", muß zu einem differenzierteren Standpunkt gebracht (und von der Kurzsichtigkeit seines bisherigen überzeugt) werden, und einem Grünen Mitglied muß bewiesen werden, daß Grün sein allein noch keinen Frauenstandpunkt ausmacht; einem/er Sozialpolitiker/in muß klargemacht werden, daß Frauen keine Randgruppe sind — und dennoch Anspruch auf gebührende Unterstützung haben; einen Bildungsmenschen muß man überzeugen, daß Frauenbildungsarbeit etwas anderes ist, als irgendein Volkshochkurs, etc. etc. Es gibt nahezu keine gemeinsam verständliche Ebene für eine frauenpolitische Arbeit. Das ist das Problem. Und oft genug erweist sich nach einer langen arbeitsamen Zeit, daß die Chancen, ernstgenommen zu werden, von vorneherein gleich null waren — daß die Projekte benutzt worden waren, um einer anderen Partei unter die Nase zu reiben: so reaktionär seid ihr, oder um eine Weile Stillhalten zu erreichen. Das bindet Energien.
Da diese Bewußtseinsarbeit aus einsichtigen Gründen von den Projektfrauen nicht al-
 lein geleistet werden kann (ihr Ziel in den Institutionsgesprächen ist ja vorrangig die fi-

nanzielle Absicherung ihrer Arbeit) gibt es hier, längerfristig, nur zwei Möglichkeiten. Zum einen, daß die Frauen, die in den Institutionen arbeiten im eigenen Interesse in ihrer administrativen und politischen Arbeit eine feministische Diskussion führen und zwar sowohl untereinander als auch in der Auseinandersetzung mit den männlichen Kollegen und zum anderen, daß auf Grund einer anwachsenden Stärke der Frauenbewegung ein generelles Bewußtsein von der Relevanz frauenspezifischer Aktivitäten, Inhalte und Kritik entsteht.

Wir haben nach diesen Erfahrungen über andere, verschiedenste Formen von weiterer Finanzierung nachgedacht. Nicht, weil wir irgendetwas von unserem Anspruch zurücknehmen wollen, daß unsere Arbeit (bzw.: Fraueninteressen insgesamt) genauso öffentlich bezuschußt werden müssen, wie andere Bereiche auch (eher mehr, denn die Notwendigkeit einer besonders intensiven Arbeit ergibt sich schließlich aus ewig langen Versäumnissen patriarchaler gesellschaftspolitischer Strukturen) — nicht, weil wir denken, daß wir es nicht schaffen. Aber die extreme Abhängigkeit von politischen Verhältnissen und Bündnissen, der dünne Boden institutionell verankerter Frauenpolitik macht das Modell Staatsknete als einzige Lösungsform für Finanzierung von Frauenprojekten sehr fragwürdig, weil die Arbeit permanent von der Existenzfrage bedroht ist. Es bleibt zwar weiterhin wichtig, hier zu fordern und selbst zu versuchen, so etwas wie Lobbypolitik zu betreiben. Daneben müssen aber andere Finanzierungsmöglichkeiten gefunden werden. Das könnten z.B. gewerbliche Betriebe, die Herstellung und der Verkauf von Produkten sein. Mit unserem neu gegründeten Projekt *„Frauenbetriebe"* (siehe den Artikel von Lu Haas) haben wir u.a. ursprünglich auch die Idee verbunden, daß sich darüber längerfristig ein anderes Finanzierungs„Bein" entwickeln lassen könnte. Die Idee ist, über den Gewinn solcher Frauenbetriebe in einer Art „kooperativem Modell", Projekte zu unterstützen/finanzieren, die immer Zuschußbetriebe sein werden, wie das z.B. bei Bildungsarbeit der Fall ist. Aber natürlich brauchen diese Betriebe selbst erst einmal eine lange Anlaufzeit, bis die eigenen Kosten rausspringen und die Arbeit angemessen bezahlt werden kann. Eine Finanzierungschance also, die immer sehr langfristig anzusetzen ist.
Viel wirkungsvoller könnte die Wiederbelebung einer alten bürgerlichen (und humanistischen) Tradition sein: des Mäzenatentums. Neben sozialreformerischen und bildungsbürgerlichen Einrichtungen sind in der Vergangenheit auch viele wissenschaftliche Institutionen des „kulturellen Fortschritts" aus solchen privaten Quellen aufgebaut worden. Aber seit dem Faschismus ist das Mäzenatentum in der BRD nicht mehr sonderlich verbreitet (Reemtsma, der u.a. das Feministische Archiv in Frankfurt finanziert, ist doch eher die Ausnahme). Ein alter und immer wieder neu auflebender Traum von uns ist es, ein dichtes und dickes Netz von Sponsorinnen und Sponsoren knüpfen zu können. Das muß nicht nach sozialer und moralischer Aufforderung oder „goodwill" Mentalität riechen. Wenn man bedenkt, daß die Projekte der autonomen Frauenbewegung in den letzten 10 Jahren (Frauenverlage, Buchläden, Frauenhäuser, Gesundheitszentren, Forschungs- und Bildungsprojekte) ja nicht nur (negativ) gegen den Strom arbeiten, sondern (positiv) dazu beitragen, daß eine aufgeklärte feministische Öffentlichkeit sowie Räume für Frauen existieren, in denen sich autonome weibliche Lebenspraxis entwickeln kann, dann ist das Umfeld an Frauen (und tendentiell auch an Männern), die daran in einem vermittelten Sinn partizipieren, viel größer als die Zahl der unmittelbar in/an den Projekten Beteiligten.
Wenn schon nicht mehr die (in der Vergangenheit bestehende) Verbindung von Kommerz und dem global-politischen Interesse an wissenschaftlichem und kulturellem Fortschritt, so könnte — zeigemäß — doch das Interesse an *für sie selbst* auch spannenden Orten/Arbeiten/Ergebnissen die potentiellen Unterstützer/innen motivieren. Das will meinen: für sie als unmittelbare Personen *und* für die Entwicklung der Frauenbewegung *insgesamt,* für das — wachsende — Bewußtsein, daß die Frauen ein relevantes gesellschaftliches Potential sind, was uns auch verstärkt eine Art Mit-„Verantwor-

tung" für gesellschaftliche Veränderungen gibt. Wäre dieses Bewußtsein vorhanden, wäre möglicherweise ein derartiges Mäzenatentum viel leichter aufzubauen, als das im Moment noch der Fall ist. Das hieße nämlich, mit dazu beizutragen, daß ein stabileres Gegengewicht zu einer sich wieder verfestigenden konservativ-patriarchalen Öffentlichkeit entwickelt werden kann.
Daß das nicht nur Utopie ist, sieht man ja — denn es gibt schon eine veränderte Tradition, ein (Mäzenaten-)Untersützer-Verhalten ,,im Kleinen", was allerdings an soziale oder christliche Motive gebunden ist (ethisch-moralisch, aus schlechtem Gewissen: Brot für die Welt/Afrika, politisch-moralisch: MIR, Portugal, Nicaragua) und z.T. zu großen Ergebnissen geführt hat. D'accord.
Was wir brauchen, ist das Bewußtsein davon, daß aus solchen frauenpolitischen Zentren kulturelle und gesellschaftspolitische Veränderungen entstehen (können) — die Tradition, an solchen Entwicklungen beteiligt zu sein und mitwirken zu wollen, müssen wir wohl erst aufbauen.

Zu alledem kommen noch die Konflikte, die sich aus den Widersprüchen von staatlichen Finanzierungsformen und autonomen Arbeitsstrukturen und -organisationen ergeben. So wurden z.B. in Hessen 1984 die Zuschüsse für die laufende Arbeit erst teilweise im September desselben Jahren bewilligt und auf den Bankkonten arbeitender Betriebe lagen sie noch später, frühestens im November. Ein traditionell arbeitender Betrieb verfügt in solchen Fällen über die Möglichkeit, Kredite aufzunehmen und hat genügende Eigenmittel, um vorzufinanzieren. Nicht so die autonomen Frauenprojekte. Kredit und Eigenmittel, die solche Durststrecken überleben lassen, ist hier in der Regel die eigene Arbeit, die dann eben nicht bezahlt wird. Und so erforderte es denn auch schon einiges Geschick und Akrobatik, den Auflagen eines ,,korrekten" Verwendungsnachweises über ein *ganzes* Haushaltsjahr nachzukommen, wenn selbiges Geld erst Ende des Jahres überhaupt zur Verfügung steht. Die Bedingungen, unter denen die Projekte arbeiten, sind im Grund dem Spannungsverhältnis zwischen politischen und bürokratischen Unwägbarkeiten einerseits und starren Verwaltungsregeln andererseits kaum gewachsen.
Der Kampf ums Geld hat zudem neben dieser selbst-verschleißenden auch noch eine spaltende Seite, jeder Tausender, den ein Projekt kriegt oder nicht kriegt, schafft tendenziell Unruhe und Mißtrauen. Die warnenden Zeigefinder, die sich bei der Staatsknete-Debatte immer erheben, meinen ja nicht nur die Angst, von den herrschenden Machtstrukturen geschluckt zu werden, sondern eben auch die Befürchtung, die Ansprüche an solidarische Umgangsformen, gleichberechtigtes Arbeiten, an Konkurrenzlosigkeit usw. könnten im eigenen Haus ins Wanken geraten. In ihren idealisierten Formen (wir sind alle gleich/alle können alles/keine weiß mehr als die andere) waren diese Ansprüch ja schon immer Ideologie — in jedem Projekt, schon in jedem Frauenzentrum, gab es (wie überhaupt immer zwischen Menschen) Unterschiede in Verantwortlichkeit, Interesse, Überblick und Sachkompetenz. Aber aller Erfahrung nach ist es schwierig, daß Frauen sich das eingestehen, um sich auf realistischere Umformulierungen zu einigen, die der eigenen Lebenspraxis mehr entsprechen —, schwierig vor allem, weil moralisch behandelt wird, was politisch diskutiert werden müßte. Was die Sache nicht vereinfacht.
Die Frage nach der Gleichheit und der inhaltlichen Autonomie hat ja auch im Laufe der letzten Jahre der Frauenbewegung noch eine weitere Dimension bekommen.
Es haben sich verschiedene Tendenzen in der Frauenbewegung entwickelt, so die Astro-Mystik Frauen, die Friedensfrauen, die Mütterfraktion, die Berufsfrauen, etc. und es wäre falsch so zu tun, als ob das alles immer noch ein und dasselbe wäre.
Entsprechend der Zuordnung der jeweiligen Projektfrauen zu diesen Tendenzen werden sie natürlich auch ihre inhaltliche Arbeit bestimmen und Schwerpunkte setzen.
Diese inhaltliche Autonomie der Projekte ist aber in dem Augenblick bedroht, wo das Angebot sich an dem jeweiligen ,,Frauenmarkt" orientieren muß, um zu überleben. So

wären dann beispielsweise auf dem Höhepunkt der Friedensbewegung nur Kurse zum Thema „Friedfertigkeit der Frau" besucht worden (und hätten sich bezahlt gemacht). Andere Kursangebote hätten dann ausfallen müssen, weil sie nicht genügend Geld gebracht hätten.
Eine solche Orientierung allein an den vorherrschenden Trends in der Frauenbewegung wäre äußerst unproduktiv und auch politisch gefährlich.
So gesehen scheint es dringend notwendig, daß Bildungsprojekte (ebenso wie Kultur und Kunst) eine finanzielle Ausstattung haben, die es ihnen ermöglicht auch Veranstaltungen zu machen, die quer zu den jeweiligen Moden liegen und somit Orte bleiben können, von denen neue Anstöße ausgehen oder auch Altes, „überholt scheindendes" bewahrt werden kann.
Das spricht dafür, daß wir uns weiterhin bemühen müssen, unsere Finanzierung aus verschiedenen, voneinander unabhängigen Quellen abzusichern.

Frauen gegen Erwerbslosigkeit e. V.
Angelika Blickhäuser, Monika Molter

Mit dem garantierten Mindesteinkommen ins Paradies? Bemerkungen zur Mindesteinkommensforderung

Seit die Erwerbslosigkeit auch für Männer zu einem hautnahen Problem geworden ist und der deutsche Facharbeiter um seinen Besitzstand fürchten muß, taucht in der sozialpolitischen Diskussion der Bundesrepublik eine neue Zauberformel auf: das garantierte Mindesteinkommen. Nicht nur Frauen, sondern auch zunehmend mehr Männer sind heute außerstande, ihren Lebensunterhalt aus Erwerbstätigkeit zu sichern. So ist das Schlagwort von der ,,neuen Armut" in aller Munde, der nun durch die Einführung eines garantierten Mindesteinkommens begegnet werden soll. Gefordert wird ein ,,Recht auf Einkommen", eine von der Erwerbsarbeit unabhängige materielle Sicherung. Das derzeitige soziale Sicherungssystem ist augenscheinlich an seine Grenzen gestoßen, so daß Denker verschiedener politischer Couleur — von der CDU bis zu den Grünen — gegenwärtig darüber spekulieren, wie der Sozialstaat geflickt, gerettet, aufgehoben oder zerstört werden kann (vgl. Opielka 1984).

Im Mittelpunkt der gegenwärtigen Diskussion stehen zwei Mindesteinkommen-Modelle[1]: Das Modell der negativen Einkommensteuer und das Konzept einer National-/Sozialdividende bzw. eines ,,Garantierten Grundeinkommens". Bei der negativen Einkommensteuer liegt der Gedanke zugrunde, daß jede/r, der über kein eigenes Erwerbseinkommen verfügt, ein Mindesteinkommen in Form von Steuern über das Finanzamt erhält (negative Steuern). Bei niedrigem zusätzlichen Erwerbseinkommen wird das Mindesteinkommen sukzessiv verringert, bis dann ab einer bestimmten Einkommenshöhe positive Steuern zu zahlen sind.

Bei diesem Modell werden Ideen von konservativen Ökonomen wie Friedman verarbeitet, dem primär daran gelegen war, das komplizierte staatliche Zuwendungssystem zu vereinfachen und zu rationalisieren, d.h. die Verwaltungskosten des Sozialstaates zu senken. Es ging ihm nicht um die Bekämpfung der Armut, auch wenn dies vordergründig betont wurde. So wurde denn auch in den empirischen Versuchen in den USA (zwischen 1968 und 1972) das Mindesteinkommen bewußt so niedrig angesetzt, daß es gerade das Überleben möglich macht und es ausreichend dazu ,,motiviert", zusätzlich erwerbstätig zu sein und die ,,Flexibilität" im Hinblick auf die Übernahme entrechteter und schlecht bezahlter Arbeitsverhältnisse vergrößert. In der neueren Mindesteinkommens-Diskussion der Bundesrepublik wird das Konzept der negativen Einkommensteuer vor allem von Gerhard/Weber vertreten. Sie setzen das Mindesteinkommen bei 800,— DM an. 800,— DM negative Steuer erhält, wer über kein eigenes Erwerbseinkommen verfügt. Bei einem Erwerbseinkommen von 1.600,— DM gibt es keine negative Steuer. Bei geringerem Erwerbseinkommen verringert sich die negative Steuer kontinuierlich. Folgende Rechenbeispiele können ihr Modell veranschaulichen (vgl. Gerhardt/Weber 1983 u. 1984):

Erwerbseinkommen	0 DM	400 DM	800 DM	1600 DM	2000 DM	2400 DM
negative/positive Steuern	800 DM	600 DM	400 DM	0 DM	200 DM	400 DM
verfügbares Einkommen	800 DM	1000 DM	1200 DM	1600 DM	1800 DM	2000 DM

Diese Beispiele zeigen, daß auf niedrige Einkommen eine implizierte Steuer von 50 % zu zahlen ist (um 50 % des Erwerbseinkommens verringert sich das Mindesteinkommen), während höhere Einkommen geringer besteuert sind. Es ist zu befürchten, daß

sich mit der Einführung dieser negativen Einkommensteuer viele Menschen schlechter stehen werden als im heutigen sozialen Sicherungssystem, vor allem dann, wenn mit ihr der Wegfall sonstiger sozialstaatlicher Leistungen wie Wohngeld, Mutterschaftsgeld etc. verbunden ist. So läuft dieses Konzept letztlich auch darauf hinaus, die Erwerbstätigen zu flexiblisieren, die Arbeitsmoral zu stimulieren und den Zwang zur Übernahme besonders ausbeuterischer Jobs zu vergrößern. Überdies basieren die Berechnungen von Gerhardt/Weber auf dem Familieneinkommen und der steuerlichen Begünstigung der Familie. Warum sich dieses Vorgehen für Frauen negativ auswirkt, darauf werden wir später noch zurückkommen.

Das zweite Modell eines garantierten Mindesteinkommens wird als National-/Sozialdividende diskutiert. Jedes Mitglied der Gesellschaft soll vom Staat einen Grundbetrag zur Verfügung gestellt bekommen, der unabhängig ist von sonstigem Einkommen. Zur Finanzierung der Sozialdividende sollen alle bisherigen sozialstaatlichen Leistungen herangezogen werden. Da alle Gesellschaftsmitglieder — mit oder ohne Erwerbseinkommen — in den Genuß einer Sozialdividende kommen, wird der Mindesteinkommensbetrag entsprechend niedrig ausfallen. In diesem Sinne hat bereits Ende der 60'er Jahre der christdemokratische Ökonom Wolfgang Engels eine Sozialdividende von rund 300,— DM monatlich vorgeschlagen[2].
Da die bisherigen Ausgaben des Sozialstaates wegfielen, würden sich viele Menschen mit niedrigem oder gar keinem Erwerbseinkommen materiell weiter verschlechtern. Es würde eine Einkommensverteilung von unten nach oben stattfinden, da auch die Bezieher hoher Erwerbseinkommen die Sozialdividende erhalten sollen.
Ein weitführendes Modell einer Sozialdividende wird heute von Opielka in die Mindesteinkommens-Debatte eingebracht (Opielka 1984, 1985). Er fordert ein „allgemeines Grundeinkommen" von 1.000,— DM, das als soziales Grundrecht jede(r/m) zustehen soll. Zur Finanzierung des Mindesteinkommens hält er eine umfassende Einkommenssteuerreform für notwendig und will auch die Unternehmen durch eine Wertschöpfungssteuer an der Finanzierung beteiligen. Darüber hinaus faßt er eine Ressourcen- bzw. Energiesteuer ins Auge. Die bisherigen Sozialleistungen sollen daneben erhalten bleiben.

Zur Diskussion im grün-alternativen Spektrum

Die Diskussion um das garantierte Mindesteinkommen ist in vollem Gange. Es kursieren zahlreiche Papiere verschiedener Denker der Gründen und aus ihrem Umfeld. Dualwirtschaftler wie Gorz und Huber, auch Erwerbsloseninitiativen wie die Arbeitslosenselbsthilfe Oldenburg (ALSO) melden sich zu Wort und fodern z.B. ein „Existenzgeld" von 1.500,— DM. Es tauchen Argumentationslinien auf, die uns auf den ersten Blick an die Überlegungen der Frauenbewegung in den 70er Jahren erinnern, als es um den Lohn für Hausarbeit ging. Die Frauenbewegung hat damals den Blick auf die Arbeiten gelenkt, die — obwohl gesellschaftliche notwendig — nicht anerkannt und bezahlt werden. Die Arbeit jenseits der Erwerbsarbeit ist auch in der Mindesteinkommens-Debatte von besonderem Interesse. Es wird ein „Lohn" für Nichterwerbsarbeit gefordert, ähnlich der Forderung „Lohn für Hausarbeit". Die von Gewerkschaften und DKP-Kreisen mit gestiegener Erwerblosigkeit immer wieder gerne vorgetragene Forderung nach einem „Recht auf Arbeit" scheint langsam vom Tisch zu verschwinden. Sie war uns Frauen schon immer äußerst suspekt, da sie unsere Arbeitssituation verleugnet. Sie negiert, daß wir als Frauen immer arbeiten, aber z.B. für unsere Haus- und Beziehungsarbeit nicht bezahlt werden und reduziert den Arbeitsbegriff auf Erwerbsarbeit. Wieviel besser klingt da die mit dem Mindesteinkommen erhobene Forderung nach einem „Recht auf Einkommen". Ein solches allgemeines Recht auf Ein-

kommen könnte uns Frauen durchaus begeistern, wenn es nicht einen kleinen Haken geben würde. v. Werlhof fragt in diesem Zusammenhang zurecht: ,,Wie kann es ein ‚Recht auf Einkommen' *anstatt* eines ‚Rechts auf Arbeit' geben, so lange es kein Recht auf Einkommen *für* Arbeit gibt"? (v. Werlhof 1984). Daß Frauen nämlich aufgrund ihrer gesellschaftlich notwendigen Arbeit, d.h. aufgrund ihrer Haus- und Familienarbeit, der Erziehungsarbeit, der Versorgung von Alten und Kranken etc. einen Anspruch oder gar ein Recht auf finanzielle Absicherung haben, kommt in kaum einem der Mindesteinkommensentwürfe zum Tragen. Mit Begründungen wie ,,Der Arbeitsgesellschaft geht die Arbeit aus" (Arendt) wird oft für die Einführung des garantierten Mindesteinkommen plädiert. Es ist jedoch keineswegs die Arbeit schlechthin, die ausgeht, sondern die Lohnarbeit — genauer noch: der Lohn —, was der Umfang der unbezahlten Frauenarbeit und die Ausdehnung des sogenannten informellen Sektors deutlich machen. Die Frauenarbeit wird in der Mindesteinkommens-Diskussion entweder schlicht ,,vergessen" oder aber, da sie bei der Betrachtung des sogenannten informellen Bereichs nur schwer übersehen werden kann — Frauen haben nunmal das ,,unfreiwillige Monopol der Hausarbeit" (Huber 1984, S. 181) —, am Rande erwähnt. Und gerade um den sogenannten informellen Sektor geht es vielen Mindesteinkommens-Befürwortern. Er soll durch ein garantiertes Mindesteinkommen aufgewertet werden. Dabei sind aber vor allem die neuen Arbeiten im sogenannten informellen Bereich, die Projekte der ,,alternativen" Ökonomie gemeint, die durch ein Mindesteinkommen finanziell abgesichert bzw. indirekt gefördert werden sollen. Von der Frauenarbeit als dem klassischen und zentralen Arbeitsbereich im sogenannten informellen Sektor ist kaum etwas zu hören, geschweige denn von der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung, die Frauen nicht erst seit der Entdeckung des sogenannten informellen Sektors durch die Dualwirtschaftler in unbezahlte und gesellschaftlich nicht anerkannte Arbeiten wie Haus- und Beziehungarbeit zwingt. Für die Frauenarbeit haben die Herren Denker vielfach nur ein müdes Grinsen übrig: ,,In der dogmatischen feministischen Kritik klingt es immer so als könne man nicht Freude daran haben, mit Kindern zu spielen, die Wohnung zu gestalten und zu vögeln, gute Gerichte zu kochen und mit Freunden zu genießen" (Gorz 1984). Wir wollen uns den Kommentar hierzu ersparen.

Die finanzielle Anerkennung der Hausarbeit, sofern sie in der Mindesteinkommensdiskussion überhaupt als Problem thematisiert wird, stellt man als gänzlich abwegig hin, sie führt offenbar unausweichlich in die Katastrophe: ,,Die Weise, das Häuslich-Private als gesellschaftlich nützlich zu betrachten und dementsprechend entlohnt sehen zu wollen, beinhaltet eine perverse Rationalität: Wenn wir das Erziehen von Kindern, das Kochen, Essen, Aufräumen, Vögeln usw. als gesamtgesellschaftlich nützliche Leistung sehen, dann sind wir dafür reif, der Gesellschaft die Kontrolle über die Tätigkeit anzuerkennen und die Kinderzüchter(innen), Soldat(innen), politische und pflichtgemäße eugenistische Gebärmütter von Huxleys ‚Brave New World' zu werden" (Gorz 1984). Weniger katastrophal scheint den Denkern hingegen die Vorstellung, daß durch das garantierte Mindesteinkommen die ,,Eigenarbeit" der Männer aufgewertet wird. Kein Wort ist hier zu hören von der drohenden gesellschaftlichen — sprich staatlichen Kontrolle über die ,,Eigenarbeit" in alternativen Projekten der Männer. Die gesellschaftliche Anerkennung der Arbeit in Alternativprojekten, die Anerkennung der Selbsthilfearbeiten im sogenannten informellen Sektor als gesellschaftlich notwendige Arbeiten hat offenbar keine Auswirkungen auf deren Charakter und Funktion. Es ist leider zu befürchten, daß sich ein solches Paradies nur in den Köpfen dieser Denker abspielt.

Während die Zielrichtung konservativer Ökonomen bei der Einführung eines garantierten Mindesteinkommen klar auf der Hand liegt, nämlich kostengünstige Verwaltung der Armut und Schaffung eines strukturellen Arbeitszwang für schlecht bezahlte und entrechtete Tätigkeiten, um die Folgen der Massenerwerbslosigkeit und Armut zu lindern, zeigt sich bei den meisten ,,alternativen" Mindesteinkommensbefürwortern

eine erschreckende politische Naivität und Unkenntnis. Sie wollen mit dem garantierten Mindesteinkommen zwar die „Befreiung von falscher Arbeit“[3] und wollen „das Allerheiligste des Kapitalismus: die Lohnarbeit“ (Schmid 1984, S. 9) angreifen, ohne jedoch das Kapital selbst anzugreifen. Sie fragen sich, „wie ein Leben ohne Lohnarbeit, aber beruflichen, außerhäuslichen Tätigkeiten vorbereitet werden kann und wie der Übergang zu Formen kollektiver Strukturen kultureller Selbstversorgung und gegenseitiger Hilfe finanzierbar ist“ (Gerhardt/Weber 1984, S. 21), diskutieren das Mindesteinkommen aber lediglich als Verteilungsproblem im vorgegebenen kapitalistischen Rahmen. Für einige Exponenten der heutigen Mindesteinkommens-Diskussion wie Gerhardt/Weber ist es eine Forderung, auf die sich Staat, Gewerkschaften, Arbeitgeber, Parteien, die Friedens- und Ökologiebewegung gleichermaßen einigen können (Gerhardt/Weber 1983). Wir Frauen können bei solch harmonischen Gesellschaftsvorstellungen nur von Glück sprechen, wenn wir vergessen werden.

Frauen und Mindesteinkommensforderung

Im März 1985 fand die erste Frauentagung zum Thema: „Existenzgeld — Was bringt es uns Frauen?“ statt[4]. Das Ergebnis dieser Tagung war weder ein klares Ja noch ein eindeutiges Nein zur Mindesteinkommensforderung, es wurden vielmehr die vielen Wenn und Aber der Forderung aus Frauensicht deutlich. Die Mindesteinkommensforderung ist keine Forderung, die aus der Frauenbewegung hervorgegangen ist, wir denken aber, daß das Mindesteinkommen von Frauen weiter diskutiert werden sollte und wollen deshalb hier unsere Position dazu darstellen. Das Fazit vorweg: Unsere Position bleibt widersprüchlich, da unsere Gruppe beide Ebenen, die strukturell-politische aber auch die individuell-konkrete Handlungsebene für die betroffenen Frauen berücksichtigen muß.

Unser Grundanliegen als Frauen ist es, die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung zu überwinden, denn sie ist im „Bündnis“ mit den kapitalistischen Produktions- und Eigentumsverhältnissen der tiefere Grund für unsere Armut. Wir fragen uns daher, was wir von einer Mindesteinkommens-Forderung zu halten haben, die die gesellschaftlichen Ursachen von Armut und Massenarbeitslosigkeit nicht berücksichtigt. Das Mindesteinkommen wird von den meisten Autoren vor allem als finanzielles Problem diskutiert, nach dem Motto: Wieviel soll es sein, welches Geld können wir (!) anders verteilen? Wer soll ein Mindesteinkommen bekommen? Angesichts der Negation der geschlechts-hierarchischen Arbeitsteilung und der Verächtlichmachung der Frauenarbeit steht zu befürchten, daß das garantierte Mindesteinkommen, wie es heute von einigen Vordenkern gefordert wird, Frauen letztlich nicht viel bringt. Es ist eher anzunehmen, daß es die sexistische Arbeitsteilung zu Lasten der Frauen verschärft. Ein regelmäßiges garantiertes Einkommen auch für Nicht-Erwerbstätige ändert per se nichts an der Tatsache, daß die Haus- und Kinderarbeit überwiegend in den Händen der Frauen liegt. Im Gegenteil, es kann die geschlechtliche Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau zu Lasten der Frauen sogar festigen. Sie ist leichter ideologisch zu rechtfertigen, denn die Frauen verfügen dann über eigenes Geld. Wozu sollen sie also noch eine Ausbildung absolvieren und außerhäuslich arbeiten? Frauen werden — wie gehabt auf die klassischen weiblichen Arbeiten und Werte verwiesen, während die (noch) geschützten Erwerbsarbeitsplätze im sogenannten formellen Bereich nach wie vor den Männern vorbehalten bleiben, wird doch ihre Rolle als „Ernährer“ der Familie nicht angegriffen. Eine Teilung der existenzsichernden, tariflich abgesicherten Vollerwerbstätigkeit zwischen Frauen und Männern wird nirgendwo gefordert.

Vor allem bei einem niedrigen, nicht lebensichernden Mindesteinkommen ist zu befürchten, daß sich für Frauen der Zwang zur Übernahme ungeschützter Beschäftigungen verschärft, die sich z.B. als Teilzeitbeschäftigungen so wunderbar mit der Haus-

und Familienarbeit vereinbaren lassen (sollen). Durch ein kleines Zubrot in Form des Mindesteinkommens werden Frauen dann noch ,,flexibler" gemacht für kurzzeitige und besonders belastende Tätigkeiten.

Dennoch: Als Frauen können wir uns gegenüber einer Mindesteinkommensforderung nicht gänzlich verschließen, denn unsere finanzielle Situation ist alles andere als rosig. Die Frauen der Bundesrepublik sind mehrheitlich entweder arm oder existentiell abhängig von einem anderen Menschen — in der Regel einem Mann (beiträge zur feministischen theorie und praxis, 1983, S. 23). Eine radikale Veränderung des heutigen sozialen Sicherungssystems ist dringend erforderlich. Wir Frauen sind durch das gegenwärtige Sozialsicherungssystem, das zum Teil nach dem Versicherungsprinzip und zum Teil nach dem Fürsorgeprinzip aufgebaut ist, eindeutig diskriminiert. Für Frauen ist es trotz formaler Rechtsgleichheit ungleich schwieriger als für Männer bzw. sogar ausgeschlossen, die sozialen Sicherungsleistungen zu erhalten, denn die soziale Sicherung ist gekoppelt an die Teilnahme am Erwerbsarbeitsmarkt und ist im Kern auf die Lebenslage des Mannes, seine Erwerbsbiographie und seine Rolle als ,,Ernährer" abgestimmt. Aufgrund der niedrigen Frauenlöhne, den zahlreichen Frauenbeschäftigungen ohne Kranken-, Renten- oder Arbeitslosenversicherung, der gebrochenen Erwerbsbiographien und der überproportional hohen Frauenerwerbslosigkeit sind wir als Frauen bei den Sozialversicherungsleistungen deutlich schlechter gestellt. Wir erwerben entweder gar keine oder nur geringe eigene Ansprüche auf Versicherungsleistungen wie Arbeitslosengeld oder Rente.
Auch bei der Sozialhilfe und Arbeitslosenhilfe stehen wir uns besonders schlecht. Hier wirkt sich vor allem die Bedürftigkeitsprüfung zum Nachteil der Frauen aus. Aufgrund ,,fehlender Bedürftigkeit" werden Frauen sehr häufig in die finanzielle Abhängigkeit (noch) erwerbstätiger Angehöriger verwiesen, so daß die Existenz vieler Frauen heute nur noch über Ehemänner und Väter gesichert ist. Eine Tendenz zur Ausgrenzung von Frauen ist vor allem bei den Leistungen des Arbeitsamtes unübersehbar. Während 1980 ,,nur" 25,7 % der registrierten(!) erwerbslosen Frauen keine Leistungen vom Arbeitsamt erhielten, sind es 1984 bereits 38,4 % (Müller 1985). Das Geld, das die Bundesanstalt für Arbeit zuviel hat, für 1985 wird mit einem Überschuß von 5 Milliarden gerechnet, haben die Frauen mindestens zuwenig bekommen.

Wenn wir Frauen über ein adäquateres soziales Sicherungssystem und ein Mindesteinkommen nachdenken, dann lautet unsere zentrale Bedingung: *Gewährung von Sozialleistungen nach dem absoluten Individualprinzip.* D.h. die Zahlungen müssen ohne ,,Bedürftigkeitsprüfungen" an die einzelne Person gehen und nicht etwa — wie von vielen Mindesteinkommensbefürwortern gefordert wird — an den Haushalt oder die Familie genauer an den — soweit vorhanden — männlichen Haushaltsvorstand. Es muß ein Rechtsanspruch auf das Mindesteinkommen bestehen, ohne irgendwelche Wenn und Aber. Nur damit ist gewährleistet, daß für Frauen eine eigenständige Lebensführung möglich ist. Eine Differenzierung bei den Sozialleistungen entsprechend unterschiedlicher Lebensweisen (wie Ehe oder Erwerbszeiten) ist abzulehnen. Ein Mindesteinkommen nach dem Konzept der negativen Einkommenssteuer ist nicht im Interesse der Frauen, da sich bei der negativen Einkommensteuer — basierend auf dem gegenwärtigen Steuersystem — das Haushalts- bzw. Familieneinkommen als Maßstab für Zahlungen niederschlägt. Nicht-Erwerbstätige werden nicht als eigenständige Menschen behandelt, sondern haben den Status von Familienmitglieder bzw. Haushaltsangehörigen. Sie erhalten nicht grundsätzlich eigene finanzielle Mittel und bleiben damit — wenn auch in vermittelterer Form als im bisherigen sozialen Sicherungssystem — in der ökonomischen Abhängigkeit vom Familien- bzw. Haushaltsvorstand. Im Vergleich zum derzeitigen in der Regel männlichen sozialen Sicherungssystem, das wesentlich durch das sogenannte Subsidaritätsprinzip gekennzeichnet ist, würde die Einführung eines individuell gewährten Mindesteinkommens, das auch Veränderungen

des heutigen Steuersystems impliziert, für Frauen eine relative Verbesserung bedeuten. Es käme vor allem auch den vielen Frauen zugute, die zur Zeit überhaupt keine eigenen Ansprüche auf soziale Leistungen haben.

Was uns Frauen auch für ein Mindesteinkommen einnimmt, ist die Vorstellung, damit endlich einmal genügend eigenes Geld zum Leben zu haben. Die Mehrheit der Frauen in der Bundesrepublik verfügt entweder über gar kein eigenes Einkommen oder nur über Einkünfte unter 800,— DM. So sind uns Frauen viele Bereiche gesellschaftlichen Lebens schon aus finanziellen Gründen verschlossen. Wir sollten dennoch nicht über Mindesteinkommens-Beträge von 800,— DM verhandeln, die einige Sozialreformer wie Gerhardt/Weber für ‚machbar' halten. Beim Wegfall sonstiger Sozialleistungen wie Wohngeld usw. würden sich viele Menschen mit einem Mindesteinkommen von 800,— DM verschlechtern. Angesichts der gegenwärtigen Lebenshaltungskosten ist dieser Betrag zum Leben nicht ausreichend. Wir — die Autorinnen — wissen, wieviel „Geschick" dazu gehört, von einem solch minimalen Betrag (in einer Großstadt) zu überleben.
Bei einem Betrag von 800,— DM würde sich unser Monatsetat so verteilen:

400,— DM Warm-Miete (die Wohngemeinschaft macht unsere Einzelmiete etwas billiger!)
60,— DM Fahrkosten
30,— DM Telefon
250,— DM Essen
20,— DM Kleider und Schuhe
10,— DM eine Kinokarte
5,— DM zwei Gläser Wein in einer Kneipe
5,— DM Körperpflege

780,— DM

Die verbleibenden 20,— DM können wir dann noch ausgeben für das zweite Stück Seife, ein Glas Bier, ein ballaststoffreiches Brot aus dem Bioladen, ein Ferngespräch mit der Freundin in Berlin, für Bücher, Kopierkosten, Briefmarken, Essen — gehen, Workshops, Volkshochul-Kurse, Urlaubsreisen, Kranken- und Rentenversicherungen und, und, und.
Ein Mindesteinkommen kann für uns nur sinnvoll sein, wenn es so bemessen ist, daß es tatsächlich die Armut der Frauen bekämpft, indem es die durchschnittlichen Lebenshaltungskosten deckt und den Zwang zu ungeschützten Beschäftigungen ausschließt. Das Mindesteinkommen darf keine mildtätige Unterstützung von Ausgesonderten, kein neues Befriedungsinstrument für Erwerbslose und keine bessere Möglichkeit der Armutsverwaltung sein.

Wir wollen Brot und Rosen

Unser politisches Ziel kann es nicht sein, mit großem Geschick zu überleben, was zum einen ein zweifelhaftes Geschick ist und zum anderen für Frauen keine neue Erfahrung darstellt. Wir wollen nicht irgendwie überleben in einer Gesellschaft, die immer reicher wird, — wir wollen leben. Wir fordern daher eine garantierte *Lebens*sicherung. Stellen wir uns doch vor, wie es wäre, wenn jede Frau in der Bundesrepublik über 1.600,— DM monatlich verfügen würde. Der Monatsetat verteilte sich dann etwa wie folgt:

Kaltmiete	350,— DM
Heizung/Licht/Wasser	120,— DM
Telefon	50,— DM

Essen/Trinken	400,— DM
Keidung	100,— DM
Kosmetik/Körperpflege	50,— DM
Versicherung	35,— DM
Fahrtkosten	100,— DM
Geschenke	25,— DM
Gaststätten/Kino/Theater	100,— DM
Bücher/Zeitschriften	50,— DM
Anschaffungen	100,— DM
Putz- und Waschmittel	20,— DM
Urlaub	150,— DM
	1.650,— DM

1.600,— Mindesteinkommen mag hoch erscheinen, dieser Betrag ist jedoch bei den gegenwärtigen Lebenshaltungskosten die Summe, die es uns ermöglichen könnte, ein weitgehend eigenständiges Leben zu führen und uns aus der Abhängigkeit vom Mann zu befreien. Er könnte die Ehe als vermeintliche Versorgungsinstanz für Frauen überflüssig machen. Nach der heute herrschenden Ideologie erhält die (Ehe-)Frau ihre ökonomische Basis durch die Erwerbsarbeit des Mannes und wird dadurch verpflichtet, als ‚Äquivalent' die Haus- und Beziehungsarbeit zu leisten. Diese Ideologie könnte durch die eigene, ausreichende finanzielle Absicherung für Frauen aufgebrochen werden. Mit einem lebensichernden Einkommen könnte die patriarchale Trennung zwischen unbezahlter (Frauen-)Arbeit und bezahlter (Männer-)Arbeit aufgeweicht werden. So würde nicht nur die Erwerbsarbeit, d.h. die in Geld und über den Markt vermittelte Arbeit, als wertschaffende Arbeit ins öffentliche Bewußtsein gerückt, sondern der Blick könnte sich dann auf den Teil der gesellschaftlichen Arbeit richten, der bisher unbezahlt und damit unbewertet überwiegend von Frauen erbracht wird. Mit einer lebenssichernden finanziellen Grundlage hätten wir Frauen die Chance, die alten Bahnen- wie Ehe und Kleinfamilie, wie unzumutbare, sinnlose und schlecht bezahlte Erwerbsarbeit — zu verlassen und könnten neue soziale Experimente wagen.

Wenn wir aber dieses lebenssichernde Einkommen fordern, bewegen wir uns nicht mehr im Rahmen des in unserer kapitalistisch-patriarchalischen Gesellschaft Machbaren. Wir greifen damit die Grundpfeiler eines gesellschaftlichen Systems an, das seinen Reichtum vor allem auf der Überausbeutung der Frauen hier und in der sogenannten 3. Welt aufbaut. Und gerade deshalb schalten wir uns in die Mindesteinkommensdiskussion ein und fordern eine garantierte Lebensicherung von 1.600,— DM. Diese Forderung ist keine rein ökonomische, sie ist eine politische Forderung. Durch sie wollen wir das Augenmerk auf die gesellschaftlichen, profitorientierten und menschenverachtenden Lebenszusammenhänge lenken. Der Betrag von 1.600,— könnte sich sukzessiv verringern, wenn sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die Infrastruktur verbessern. Wenn z.B. die Gesundheitskosten entfallen, wenn (mehr) öffentliche Verkehrsmittel kostenlos zur Verfügung stehen, wenn neue Wohn- und Lebensformen möglich sind, damit z.B. die Arbeit mit Kindern nicht isoliert gemacht werden muß und der Haushalt gemeinsam organisiert werden kann, wenn eine Subsistenzproduktion möglich ist, dann ist auch entsprechend weniger Geld zum Leben notwendig.
Damit ist die politische Zielrichtung unserer Forderung klar. Es geht uns um eine tiefgreifende Verbesserung der ökonomischen Situation der Frauen *und* um den Angriff auf die geschlechts-hierarchische Arbeitsteilung und die kapitalistische Warenwirtschaft.

Utopie und politischer Alltag, Fragen über Fragen

Unser Dilemma mit der Mindesteinkommensforderung ist groß. Wir bewegen uns zwischen einer weitgehenden politischen Utopie und sehen damit die Notwendigkeit einer grundlegenden Umwälzung der Gesellschaft im Interesse der Frauen und sind andererseits konfrontiert mit der „alltäglichen" Armut und den persönlichen Abhängigkeiten der Frauen. Da wir durch das gegenwärtige Sozialsicherungssystem diskriminiert sind, spricht vieles dafür, daß wir als Frauen die Forderung nach einem garantierten Mindesteinkommen aufgreifen. Ein Mindesteinkommen, daß jede(r/m) als Recht zusteht, an das keine weiteren Bedingungen geknüpft sind, würde auch zum Abbau der Bürokratie und staatlichen Kontrolle beitragen. Aber spätestens bei der Höhe des Mindesteinkommensbetrags wird die Sache schwierig. Über Beträge, die unterhalb dessen liegen, was das gegenwärtige Sozialsystem bietet, können wir nicht verhandeln. Ist damit unsere Forderung nach einer garantierten Lebenssicherung für Frauen ein Phantasieprodukt ohne jeden politischen Realitätsgehalt? So wie das Mindesteinkommen im Augenblick überwiegend diskutiert wird, ist außerdem zu befürchten, daß eine politische Bewegung für ein Mindesteinkommen letztlich nur einen ‚faulen' Kompromiß erreichen wird. Dieser Kompromiß dürfte so aussehen, daß die zentralen bedingungen der Frauen, insbesondere die lebenssichernde Höhe des Mindesteinkommens und das absolute Individualprinzip auf der Strecke bleiben werden. Ein Mindesteinkommen, das dem Staat gar als Verbündeten ansieht, kann nicht im Interesse der Frauen sein, ganz abgesehen davon, daß eine solche politische Strategie illusorisch ist. Wir müssen über neue Wege zur Bekämpfung der Armut nachdenken.[5)]

Wenn wir den politischen Gehalt unserer Forderung nach garantierter Lebenssicherung für Frauen betrachten, stoßen wir auf eine Reihe ungeklärter Fragen. Die Forderung impliziert die Aufwertung der Frauenarbeit und eine generelle Neubewertung von Arbeit. Wie aber ist Arbeit überhaupt zu bewerten? Welche Arbeiten sind sinnvoll? Welche Arbeitsinhalte streben wir an? In welcher Form soll Arbeit verrichtet werden? Alles Fragen, auf die wir noch keine befriedigende Antwort gefunden haben. Klar ist, daß die heutige profitorientierte Natur- und Arbeitskräfte ausbeutende Produktionsform nicht mit den Bedürfnissen der Menschen nach sinnvoller Arbeit und qualitativen Lebensweisen übereinstimmt.

Anmerkungen

1) Einen ersten Einstieg in die Diskussion um das garantierte Mindesteinkommen bietet der Reader von Schmid (1984). Recht informativ ist auch der Artikel von Bust-Bartels (1984).
Auf die Vorstellungen von einer Sockelung des heutigen Sozialsicherungssystems, wie sie gegenwärtig von Gewerkschaftern, Sozialdemokraten und einigen Grünen vertreten werden, wollen wir hier nicht eingehen. Dieses Konzept läuft im wesentlichen nur auf die Anhebung des Sozialhilfesatzes und die Einführung eines am Bedarf orientierten Mindestbetrags bei den anderen Sozialleistungen (z.B. Arbeitslosengeld) hinaus, läßt aber das heutige soziale Sicherungssystem ansonsten unangetastet.

2) Ähnliche Vorstellungen äußert in jüngerer Zeit auch Biedenkopf (CDU). Miegel geht von einen Betrag von 600,— DM aus. Vgl. auch Albrecht (1983).

3) So der Titel des Readers zum Mindesteinkommen, den T. Schmid herausgegeben hat.

4) Vgl. Protokoll der Tagung ‚Existenzgeld — Was bringt es uns Frauen?' am 9./10. März in Köln, zu beziehen über: Frauen gegen Erwerbslosigkeit e.V., Serverinstr. 92—96, 5000 Köln 1.
Auf dieser Tagung wie auch auf den beiden vorangegangenen Bundeskongressen erwerbsloser Frauen 1983 und 1984 wurde die Forderung nach einer garantierten finanziellen Sicherung für Frauen immer im Zusammenhang mit der Forderung nach radikaler Erwerbsarbeitszeitverkürzung aufgestellt. Denn vergleichbar mit unserer Abhängigenrolle im heutigen Sozialsicherungssystem ist auch unsere Rolle als Frauen auf dem Erwerbsarbeitsmarkt. Auch hier kommt das herrschende gesellschaftliche Muster der (Klein-)Familie und Ehe als (vermeintliche) Versorgungseinrichtung für Frauen zum Tragen. Die weibliche Erwerbstätigkeit gilt als etwas Zusätzliches, als zusätzlich zur Hausarbeit und Kindererziehung, zusätzlich zum Verdienst des Mannes,

der als „Ernährer" angesehen wird. Frauen wird der Zugang zu niedrig bezahlten, kurzzeitigen Erwerbsarbeiten (befristete und Teilzeitarbeitsformen) gewährt, die ein Leben alleine — ohne die Abhängigkeit vom Mann — faktisch finanziell unmöglich machen. Die prekäre Stellung der Frauen auf dem Erwerbsarbeitsmarkt wird durch die heutige 40-Stunden-Woche (oder 38,5 Stunden-Woche oder eine 35-Stunden-Woche) gefestigt, denn diese setzt die Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern voraus und zwingt Frauen zur Übernahme der Reproduktionsarbeiten. Eine radikale Erwerbsarbeitszeitverkürzung (20-Stunden-Woche bei Verkürzung der täglichen Erwerbsarbeitszeit) bietet daher zusammen mit der garantierten finanziellen Sicherung bei Nichterwerbsarbeit, die Chance, die geschlechtliche Arbeitsteilung anzugreifen.

5) Wir können z.B. über ein neues Sozialssicherungssystem nachdenken, bei dem in Analogie zum gegenwärtigen Versicherungssystem Beiträge für Erwerbsarbeit wie auch für Nicht-Erwerbsarbeit eingezahlt werden. Die Versicherungsbeiträge für Nicht-Erwerbsarbeit könnten dann z.B. über eine stärkere Besteuerung der hohen Einkommen, über eine Wertschöpfungssteuer für Unternehmen sowie über die bisherigen staatlichen Sozialleistungen usw. finanziert werden. Die finanzielle Absicherung Nicht-Erwerbstätiger ist danach keine Forderung an den Staat nach einer neuen Transferleistung sondern ‚Äquivalent' für die bisher unbezahlten Arbeiten, d.h. vor allem die Frauenarbeit. Eine solche Konzeption birgt bereits im Ansatz unser politisches Ziel, nämlich die ökonomische Anerkennung der Frauenarbeit im Nicht-Erwerbsarbeitsbereich.

Literatur

ALBRECHT, E.: Unser soziales System ist teuer und unwirtschaftlich, in: Frankfurter Rundschau vom 27.8.1983

BEITRÄGE zur feministischen theorie und praxis, Heft 9/10, Köln 1983

BUST-BARTELS, A.: Recht aus Einkommen? in: aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung: Das Parlament vom 14.7.1984, S. 39ff.

GERHARDT, K./WEBER, A.: Garantiertes Mindesteinkommen, in: Alemantschen, Nr. 3, 1983, S. 69ff.

dies.: Garantiertes Mindesteinkommen. Für einen libertären Umgang mit der Krise, in: T. Schmid (Hrsg.), Befreiung von falscher Arbeit. Thesen zum garantierten Mindesteinkommen, Berlin 1984

GORZ, A.: Geld für alle ohne Arbeit? Interview mit A. Gorz in: Kölner Stadtrevue, Nr. 10, November 1984, S. 31

HUBER, J.: Die zwei Gesichter der Arbeit, Frankfurt/M. 1984

MÜLLER, P.: Expertise zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der BRD, erstellt im Auftrag des Hamburger Insituts für Sozialforschung für das Teilobjekt: C. Möller/I. Hehr, Ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse und ihre Auswirkungen für den Lebenszusammenhang von Frauen, (unveröff. Manuskript), Hamburg 1985, S. 43

OPIELKA, M.: Das garantierte Einkommen - ein sozialstaatliches Paradoxum? in: T. Schmid (Hrsg.), Befreiung von falscher Arbeit. Thesen zum garantierten Mindesteinkommen, Berlin 1984, S. 99ff.

DERS.: Mit Mindesteinkommen kann manches gemeint sein. Eine Übersicht und eine Emfpehlung, in: Kommune Heft 9, 1984 (a), S. 33ff.

DERS.: Sozialreform ohne Wirtschaftswachstum. Das garantierte Grundeinkommen und die Umverteilung der Arbeit. Referat auf der Tagung der Sektion Sozialpolitik der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Mai 1985

SCHMID, T.: Einleitung, Industrie ohne Glück — Argumente für eine blockfreie Abrüstung der Arbeit, in: T. Schmid (Hrsg.), Befreiung von falscher Arbeit. Thesen zum garantierten Mindesteinkommen, Berlin 1984, S. 9

WERLHOF, C.v.: Der weiße Mann versucht noch einmal durchzustarten, in: Kommune Heft 2, 1984, S. 68

Diskussion

Adelheid Biesecker

Nicht-kapitalistisches Milieu und Hausarbeit — Mit welcher Berechtigung und welchem Erfolg stützt sich die feministische Theorie auf Rosa Luxemburg?

Anlaß der nachfolgenden Gedanken

Die feministische Theorie, wie sie im letzten Jahrzehnt auch in der BRD entwickelt wurde, hat mit ihrer berechtigten Kritik am Arbeitsbegriff, der nur die Lohnarbeit einbezieht, und mit der Erweiterung des Arbeitsbegriffs auf die nichtentlohnte Hausarbeit von Frauen einen wichtigen Impuls für das neuerliche Überdenken liebgewordener Theoriemuster sowie die Weiterentwicklung des theoretischen Verständnisses des entwickelten Kapitalismus gegeben. Bei einigen beteiligten Wissenschaftlerinnen ist es dabei üblich geworden, den „alten Theoriepapst" Marx (zumindest so, wie er bis dato gängig interpretiert wurde) über Bord zu werfen. Aber ohne Papst, genauer: Päpstin, kommt auch diese Theoriedebatte offenbar nicht aus: Rosa Luxemburg wurde an die freigewordene Stelle gerückt und wird zur ersten feministischen Theoretikerin erkoren: „Rosa Luxemburg, die sich paradoxerweise auch nicht darüber klar war, daß sie in die „Akkumulation des Kapitals" zur Frauenfrage geschrieben hat, hat einen Großteil der heutigen Diskussion bereits vorweggenommen." (von Werlhof 1978, S. 20) Und: „Und hat nicht Rosa Luxemburg . . . einen entsprechenden Bezug zur Imperialismus- und Kolonialfrage entwickelt, der so weitreichend und grundsätzlich war, daß er bereits damals nahezu die Totalität der Analyse hergestellt hätte, um die wir heute so ringen?" (von Werlhof 1983, S. 52/53). Andere Theoretikerinnen, wie z.B. Anke Wolf-Graaf, übernehmen die entsprechende Interpretation Rosa Luxemburgs durch von Werlhof (Wolf-Graaf, S. 280 ff.), ohne sich gründlich mit der Frage auseinanderzusetzen, auf welches theoretische Fundament sie sich da stützen.
Mir kommt es im folgenden darauf an, die Hauptaussagen von Rosa Luxemburg, auf die sich die feministische Theoriedebatte bezieht, darzustellen, sie einer kritischen Überprüfung auf ihre Haltbarkeit zu unterziehen, von dort aus die entsprechende Übernahme dieser Theorie in die feministische Theoriedebatte nachzuzeichnen und ebenfalls der kritischen Überprüfung zu unterwerfen, um zum Schluß selbst zum eigentlichen Gegenstand der Diskussion Stellung zu beziehen, zur zentralen These nämlich: der Kapitalismus sei ohne Hausarbeit nicht lebensfähig. Dabei ist das nicht nur eine theoretische Frage. Aus dieser theoretischen Grundaussage folgen sowohl bestimmte Auffassungen über die gegenwärtigen Entwicklungslinien des weltweiten Kapitalismus als auch ein besonderer Stellenwert der Hausarbeit als evtl. möglicher politischer Ansatzpunkt im Kampf gegen die kapitalistische Herrschaftslogik. Ist diese Aussage jedoch unterhaltbar, zwingt das m.E. zu einer anderen, nicht unbedingt harmonischeren, eher brutaleren Sichtweise des modernen Kapitalismus.

Rosa Luxemburgs zentrale Thesen

Den Anknüpfungspunkt der feministischen Theoriedebatte an Rosa Luxemburg skizzieren folgende Zitate: „Das Entscheidende ist, daß der Mehrwert weder durch Arbei-

ter noch durch Kapitalisten realisiert werden kann, sondern durch Gesellschaftsschichten oder durch Gesellschaften, die selbst nicht kapitalistisch produzieren." (Rosa Luxemburg 1981, S. 300) Und: „Wenn der Kapitalismus also von nicht kapitalistischen Formationen lebt, so lebt er, genauer gesprochen, vom Ruin dieser Formationen, und wenn er des nichtkapitalistischen Milieus zur Akkumulation unbedingt bedarf, so braucht er es als Nährboden, auf dessen Kosten, durch dessen Aufsaugung die Akkumulation sich vollzieht. Historisch aufgefaßt, ist die Kapitalakkumulation ein Prozeß des Stoffwechsels, der sich zwischen der kapitalistischen und der vorkapitalistischen Produktionsweise vollzieht. Ohne sie kann die Akkumulation des Kapitals nicht vor sich gehen, die Akkumulation besteht aber, von dieser Seite genommen, im Zernagen und im Assimilieren jener. Die Kapitalakkumulation kann demnach sowenig ohne die nichtkapitalistischen Formationen existieren, wie jene neben ihr zu existieren vermögen. Nur im ständigen fortschreitenden Zerbröckeln jener sind die Daseinsbedingungen der Kapitalakkumulation gegeben." (ebda., S. 363/64)

Wie kommt nun Rosa Luxemburg zu diesen Aussagen? Bei der Verfolgung ihres Gedankenganges stützte ich mich hier ausschließlich auf ihr theoretisches Hauptwerk „Die Akkumulation des Kapitals" von 1913. Sie beginnt ihre Analyse des Kapitalismus mit der Frage: Wie reproduziert sich das gesellschaftliche Gesamtkapital? Das ist insofern bemerkenswert, als sie damit von vornherein einen Begriff des Gesamtkapitals entwickelt, sich nicht auf der Ebene des Einzelkapitals und der Konkurrenz unter den Einzelkapitalen bewegt, wie viele marxistische Ökonomen vor und nach ihr. Genauer will sie wissen: „. . . trotz des scharfen Auf und Ab der Konjunkturen, trotz Krisen werden die Bedürfnisse der Gesellschaft schlecht oder recht befriedigt, die Reproduktion geht weiter ihren verschlungenen Gang und die Produktivkräfte entwickeln sich immer mehr. Wie kommt dies nun zustande, wenn wir von Krise und Konjunkturwechsel absehen? — Hier beginnt die eigentliche Frage . . ." (S. 14), und zwar ist diese Frage gestellt für eine Gesellschaft, die nicht planmäßig, sondern nur koordiniert über den anarchischen Markt produziert und verteilt, die nicht zur Befriedigung von Bedürfnissen, sondern zwecks Mehrwertproduktion produziert und reproduziert, wie Rosa Luxemburg festhält.

Sie wendet sich dann den Bedingungen der einfachen und der erweiterten Reproduktion (Akkumulation) zu, wie Marx sie, (im „Kapital" Bd. II, MEW 24, Kap. 20 und 20) untersucht hat, wobei letzteres ihr eigentliches Untersuchungsfeld ist, denn die einfache Reproduktion ist nur Moment der Akkumulation, nie ihr realer Zustand. Sie hält vier Bedingungen der erweiterten Reproduktion fest. Erste Bedingung: die Produktion muß Mehrwert erzeugen. Zweite Bedingung: der Mehrwert muß realisiert, in Geldform verwandelt werden. Dritte Bedingung: der realisierte Mehrwert, das neue Geldkapital, muß in Produktionsmittel und Arbeitskräfte, d.h. in produktives Kapital, verwandelt werden, und der gegen Arbeitskräfte getauschte Kapitalteil muß die Gestaltung von Lebensmitteln für die Arbeiter annehmen. Vierte Bedingung: die mit dem erweiterten Kapital produzierte zuschüssige Warenmenge muß realisiert, in Geld verwandelt werden. Nach diesen Bedingungen der erweiterten Reproduktion lautet ihre Frage, bezogen auf das gesellschaftliche Gesamtkapital, jetzt: „Wie ist es möglich, daß die planlos vor sich gehende Versorgung des Marktes mit Produktionsmitteln und Arbeitskräften wie die planlos und unberechenbar sich verändernden Absatzbedingungen dem Einzelkapitalisten die jeweilig seinen Akkumulationsbedürfnissen entsprechenden, also in einem bestimmten Quantitätsverhältnis wachsenden Mengen und Gattungen Produktionsmittel, Arbeitskräfte und Absatzmöglichkeiten sichern?" (S. 24).

Danach zeigt sie, wie die erweiterte Reproduktion rein rechnerisch reibungslos vonstatten gehen kann, um diese Untersuchung mit folgendem Argument abzubrechen: „Die Fortsetzung der schematischen Entwicklung der Akkumulation unter den angegebenen leichten paar Regeln findet, wie gesagt, keine Schranken. Hier ist es aber an der Zeit, aufzupassen, ob wir nicht deshalb zu so erstaunlich glatten Resultaten gelangen,

weil wir immer bloß gewisse mathematische Übungen mit Addition und Subtraktion machen, die keine Überraschungen bieten können und ob die Akkumulation nicht deshalb ins Unendliche störungslos verläuft, weil das Papier sich geduldig mit mathematischen Gleichungen beschreiben läßt. Mit anderen Worten, es ist an der Zeit, sich nach den konkreten gesellschaftlichen Bedingungen der Akkumulation umzusehen." (S. 90/91).

Welches sind nun diese konkreten Bedingungen? Rosa Luxemburg hält sie folgendermaßen fest: „. . . ist es klar ersichtlich, daß die ganze Akkumulationsbewegung von I (der Abteilung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals, die Produktionsmittel produziert, A.B.) eingeleitet und aktiv bestätigt, von II (der Abteilung, die Konsumtionsmittel produziert, A.B.) passiv mitgemacht wird. Diese Abhängigkeit findet auch den Ausdruck in der folgenden exakten Regel: die Akkumulation kann nur in beiden Abteilungen zugleich, und zwar nur unter der Bedingung stattfinden, daß die Abteilung der Lebensmittel jeweils um genau soviel ihr konstantes Kapital erweitert, wie die Kapitalisten der Produktionsmittelabteilung ihr variables Kapital und ihren persönlichen Konsumtionsfonds erweitern." (S. 97/98)

„Wir haben nun nachzuprüfen, ob diese strenge Regel der kapitalistischen Akkumulation den tatsächlichen Verhältnissen entspricht," (S. 98) entwickelt Rosa Luxemburg ihren Gedankengang weiter. Das bestätigt sie für die einfache Reproduktion wie auch für die erweiterte Reproduktion, wenn man sie in einer geregelten Gesellschaft durchspielt. Aber: für die kapitalistische Akkumulation reichen diese Bedingungen nach ihrer Meinung nicht aus. Sie müssen zwar eingehalten werden, wenn reibungslose Akkumulation vonstatten gehen soll, aber: „Daraus folgt nun aber durchaus nicht, daß es genügt, beide Bedingungen einzuhalten, damit die Akkumulation in beiden Abteilungen auch tatsächlich vonstatten geht und von Jahr zu Jahr sich ganz automatisch vollzieht, wie das nach dem Marxschen Schema den Anschein hat. Auch der Wille zur Akkumulation mag in I wie in II vorhanden sein. Allein der Wille und die technischen Vorbedingungen der Akkumulation genügen in einer kapitalistischen Warenwirtschaft nicht. Damit tatsächlich akkumuliert, d.h. die Produktion erweitert wird, dazu ist noch eine andere Bedingung notwendig: *eine Erweiterung der zahlungsfähigen Nachfrage* (Hervorhebung von mir, A.B.) nach Waren. Wo rührt nun die ständig wachsende Nachfrage her, die der fortschreitenden Erweiterung der Produktion im Marxschen Schema zugrunde liegt?" (S. 101/102).

Diese Nachfrage kann nach Rosa Luxemburg weder von den Kapitalisten der Abteilungen I und II herrühren, noch von den Arbeitern. Letztere fragen nur in Höhe des jeweiligen variablen Kapitals nach, die Kapitalistenklasse in Höhe ihres Konsums. „Wer aber nimmt ihr die Produkte ab, in denen der andere, kapitalisierte Teil des Mehrwerts verkörpert ist?" (S. 103) Denn realisiert, d.h. in Geld verwandelt werden, muß er, bevor er weiterverwandelt werden kann in Produktionsmittel und Arbeitskraft. „Der Mehrwert muß also unbedingt die Geldform passieren, er muß die Form des Mehrprodukts erst abstoßen, ehe er sie wieder zum Zweck der Akkumulation annimmt. Was und wer sind aber die Abnehmer des Mehrprodukts von I und II? Um nur den Mehrwert von I und II zu realisieren, muß nach dem Vorhergehenden schon ein Absatz außerhalb I und II vorhanden sein. So wäre aber der Mehrwert erst in Geld verwandelt. Damit dieser realisierte Mehrwert auch noch zur Erweiterung der Produktion, zur Akkumulation verwendet werden kann, dazu ist eine Aussicht auf noch größeren künftigen Absatz erforderlich, der gleichfalls außerhalb I und II selbst liegt. Dieser Absatz für das Mehrprodukt muß also in jedem Jahre um die akkumulierte Rate des Mehrwerts wachsen oder umgekehrt: die Akkumulation kann nur in dem Maße stattfinden, als Absatz außerhalb I und II wächst." (S. 107)

Marx behandelt dieses Problem, wie Rosa Luxemburg dann weiter zeigt, unter der Frage: wo kommt das Geld her, das diesen Mehrwert versilbert? Die Nachfrage nach diesem Mehrwert ist für ihn eindeutig bestimmt: Nachfrager sind die Kapitalisten, die die

entsprechenden Produktionsmittel zur Akkumulation brauchen und die zusätzlichen Lohnarbeiter im Fall der Akkumulation. Seine Antwort auf die Frage nach der Geldquelle: das Geld kommt aus der Tasche der Kapitalistenklasse selbst, entweder aus Fonds, die aufgeschätzten Werte von konstantem fixen Kapital (den Geldausdruck der „Abschreibungen") darstellen, der auf Wiederverwandlung in produktives Kapital wartet, oder über das Bankensystem, als Kredit (vgl. Marx, Das Kapital II, S. 350, S. 419, S. 495). Für Rosa Luxemburg ist aber nicht nur diese Antwort unbefriedigend, sie hält die Frage bei Marx für falsch gestellt: „Die Fragestellung selbst ist also bei Marx die ganze Zeit schief gewesen. Es hat keinen ersichtlichen Zweck, zu fragen: wo kommt das Geld her, um den Mehrwert zu realisieren? Sondern die Frage muß lauten: wo kommt die Nachfrage her, wo ist das zahlungsfähige Bedürfnis für den Mehrwert? . . . unter der Annahme der einfachen Reproduktion ist die Sache einfach genug: da der ganze Mehrwert von den Kapitalisten verzehrt wird, so sind sie eben selbst die Abnehmer, die Nachfrage für den gesellschaftlichen Mehrwert in seinem ganzen Umfang, müssen also auch das zur Zirkulation des Mehrwerts nötige Kleingeld in der Tasche haben. Aber gerade aus derselben Tatsache ergibt sich mit Evidenz, daß unter der Bedingung der Akkumulation, d.h. der Kapitalisierung eines Teils des Mehrwerts, die Kapitalistenklasse selbst unmöglich ihren ganzen Mehrwert abkaufen, realisieren kann. Es stimmt schon, daß genug Geld beschafft werden muß, um den kapitalisierten Mehrwert zu realisieren — wenn er überhaupt realisiert werden soll. Aber dieses Geld kann unmöglich aus der Tasche der Kapitalisten selbst kommen. Sie sind vielmehr gerade durch Annahme der Akkumulation Nichtabnehmer ihres Mehrwerts, auch wenn sie — abstrakt genommen — hierfür Geld genug in der Tasche hätten. Wer kann aber sonst die Nachfrage nach den Waren darstellen, in denen der kapitalisierte Mehrwert steckt?" (S. 132).
Hier unterbricht Rosa Luxemburg ihre eigene Analyse, um sich der „geschichtlichen Darstellung des Problems" zu widmen. Hundertvierzig Seiten weiter nimmt sie ihre eigene Fragestellung dann wieder auf, wobei sie die Frage jetzt anders stellt: Für wen, fragt sie, wird denn die Produktion erweitert? Das Marxsche Schema der erweiterten Reproduktion lasse nur die Interpretation „der Produktion um der Produktion willen" zu (S. 283). Das sei aber Unsinn. Und, und hier folgt m.E. ihr Hauptargument: im dritten Band des Kapitals mache Marx auf den fundamentalen Widerspruch zwischen dem maßlosen Drang nach Ausdehnung der Produktion von Seiten des Kapitals und der durch die antagonistischen Verteilungsverhältnisse beschränkten Konsumtionskraft der Massen aufmerksam. Und dort heißt es dann weiter: „Der Markt muß daher beständig ausgedehnt werden, so daß seine Zusammenhänge und die sie regelnden Bedingungen immer mehr die Gestalt eines von den Produzenten unabhängigen Naturgesetzes annehmen, immer unkontrollierbarer werden. Der innere Widerspruch sucht sich auszugleichen durch Ausdehnung des äußeren Feldes der Produktion. Je mehr sich aber die Produktivkraft entwickelt, umso mehr gerät sie in Widerstreit mit der engen Basis, worauf die Konsumtionsverhältnisse beruhen. Es ist auf dieser widerspruchsvollen Basis durchaus kein Widerspruch, daß Übermaß von Kapital verbunden ist mit wachsendem Übermaß von Bevölkerung; denn obgleich, beide zusammengebracht, die Masse des produzierten Mehrwerts sich steigern würde, steigert sich eben damit der Widerspruch zwischen den Bedingungen, worin dieser Mehrwert produziert, und den Bedingungen, worin er realisiert wird." (Marx, Kapital III, MEW 25, S. 254/255) Diese Ausdehnung des Marktes ist nach Rosa Luxemburg Ausdehnung *über die Konsumtion der Kapitalisten und Arbeiter hinaus.* (Hervorhebung von mir, A.B.) Die Reproduktionsschemata von Marx dagegen würden diesen Widerspruch nicht kennen, würden quasi einen Automatismus beschreiben, der immer für den entsprechenden Absatz der entsprechenden Waren sorgt. Das Reproduktionsschema von Marx „schließt dagegen den tiefen fundamentalen Widerstreit zwischen Produktionsfähigkeit und Konsumtionsfähigkeit der kapitalistischen Gesellschaft aus, der sich gerade aus der Kapitalakkumulation ergibt, der sich periodisch in Krisen Luft macht und der das Kapital zur beständigen Markterweiterung antreibt." (S. 296)

Rosa Luxemburgs eigene Lösung des Problems sieht folgendermaßen aus:
Daß das Marxsche Reproduktionsschema diesen Widerspruch zwischen Produktion und Konsumtion nicht erfaßt, liegt an seiner Voraussetzung, an der Annahme nämlich, daß es nur Kapitalisten und Lohnarbeiter gibt. Sie sind die Einzigen, die konsumieren können. Aber: „Diese Voraussetzung ist theoretischer Notbehelf — in Wirklichkeit gab und gibt es nirgends eine sich selbst genügende kapitalistische Gesellschaft mit ausschließlicher Herrschaft der kapitalistischen Produktion." (S. 297) Diese Annahme ist nach Meinung von Rosa Luxemburg nur zulässig für die einfache Reproduktion, nicht für die Akkumulation. „Das Draufgehen des gesellschaftlichen Produkts, abgesehen von dem Ersatz des konstanten Kapitals, in der Konsumtion der Arbeiter und Kapitalisten ist hier von vornherein ausgeschlossen, und dieser Umstand ist das wesentlichste Moment des Problems. Damit ist aber auch ausgeschlossen, daß die Arbeiter und die Kapitalisten selbst das Gesamtprodukt realisieren können. Sie können stets nur das variable Kapital, den verbrauchten Teil des konstanten Kapitals und den konsumierten Teil des Mehrwerts selbst realisieren, auf diese Weise aber nur die Bedingungen für die Erneuerung der Produktion in früherem Umfang sichern. Der zu kapitalisierende Teil des Mehrwerts hingegen kann unmöglich von den Arbeitern und Kapitalisten selbst realisiert werden. Die Realisierung des Mehrwerts zu Zwecken der Akkumulation ist also in einer Gesellschaft, die nur aus Arbeitern und Kapitalisten besteht, eine unlösbare Aufgabe." (S. 299) Diese Mehrwertrealisierung ist die Lebensfrage der kapitalistischen Akkumulation (S. 300). Sie kann aber nur erfolgen durch „dritte Personen" oder: „Das Entscheidende ist, daß der Mehrwert weder durch Arbeiter noch durch Kapitalisten realisiert werden kann, sondern durch Gesellschaftsschichten oder Gesellschaften, die selbst nicht kapitalistisch produzieren." (S. 300) Damit wären wir endlich bei dem zentralen Anknüpfungszitat der feministischen Theoriedebatte angelangt.
Diese nicht-kapitalistischen Gesellschaften oder Gesellschaftsschichten findet Rosa Luxemburg in ihren Beispielen in nicht-kapitalistischen Schichten innerhalb der kapitalistischen Länder (Überbleibsel vorkapitalistischer Produktionsweise) und im Ausland, in ebenfalls nicht oder noch nicht kapitalistischen Gesellschaften. Kapitalakkumulation ist über dieses Realisierungsproblem bei ihr auf den ständigen Austausch mit diesem Schichten bzw. Ländern angewiesen, wobei das Problem mit zunehmender Durchkapitalisierung der kapitalistischen Länder selbst vor allem eines des Austausches nicht-kapitalistischen Ländern wird.
Aber diese spielen nicht nur die Rolle des Konsumenten, sondern liefern auch die sachlichen Elemente für die Kapitalakkumulation. Denn da der von ihnen realisierte Mehrwert stofflich, als Mehrprodukt, Waren umschloß, die diese Länder kaufen konnten, fehlt jetzt in den kapitalistischen Ländern die stoffliche Grundlage für die Kapitalakkumulation, fehlen die stofflichen Elemente des Kapitals, in die der versilberte Mehrwert zwecks Akkumulation verwandelt werden muß. „Der Charakter selbst der kapitalistischen Produktion schließt übrigens die Beschränkung auf kapitalistisch produzierte Produktionsmittel aus." (S. 306) Und: „Wäre sie demnach ausschließlich auf die in diesen engen Grenzen erreichbaren Produktionselemente angewiesen, dann wäre ihre jetzige Höhe, ja ihre Entwicklung überhaupt, eine Unmöglichkeit gewesen. Die kapitalistische Produktion ist von Anbeginn in ihren Bewegungsformen und -gesetzen auf die gesamte Erde als Schatzkammer der Produktivität berechnet." (S. 307)
„So liegen zwischen je einer Produktionsperiode, in der Mehrwert produziert, und der darauffolgenden Akkumulation, in der er kapitalisiert wird, zwei verschiedene Transaktionen — die Verwandlung des Mehrwerts in seine reine Wertform, die Realisierung, und die Verwandlung dieser reinen Wertgestalt in produktive Kapitalgestalt —, die beide zwischen der kapitalistischen Welt vor sich gehen." (S. 308) Auch die zuschüssige Arbeitskraft kann nach Rosa Luxemburg das Kapital nur aus nicht-kapitalistischen Schichten und Ländern herausziehen (S. 310 ff.).
Das Ergebnis dieser Analyse: „Der Akkumulationsprozeß des Kapitals ist durch alle seine Wertbeziehung und Sachbeziehungen: konstantes Kapital, variables Kapital und

Mehrwert an nicht-kapitalistische Produktionsformen gebunden. Letztere bilden das gegebene historische Milieu jenes Prozesses. Die Kapitalakkumulation kann so wenig unter der Voraussetzung der ausschließlichen und absoluten Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise dargestellt werden, daß sie vielmehr ohne das nicht-kapitalistische Milieu in vieler Hinsicht undenkbar ist." (S. 314) Dabei sind allerdings die verschiedenen Abhängigkeiten unterschiedlich zu beurteilen: „An sich wäre der kapitalistischen Produktion z.B. auch mit kapitalistisch betriebenen Kautschukplantagen, wie sie z.B. in Indien bereits angelegt sind, gedient." (S. 314) „Anders die Realisierung des Mehrwerts. Diese ist von vornherein an nichtkapitalistische Produzenten und Konsumenten als solche gebunden. Die Existenz nichtkapitalistischer Abnehmer des Mehrwerts ist also direkte Lebensbedingung für das Kapital und seine Akkumulation, insofern also der entscheidende Punkt im Problem der Kapitalakkumulation" (S. 314). Die Realisierung des Mehrwerts bleibt also nach Rosa Luxemburg das eigentliche Problem der Kapitalakkumulation.

Hier endet die stärker abstrakte Analyse, und Rosa Luxemburg macht sich an die historische Beweisführung ihrer These, indem sie zeigt, wie das Kapital die Naturalwirtschaft zerstört, die Warenwirtschaft einführt, die Bauernwirtschaft vernichtet und, mit Hilfe internationaler Anleihe, den nichtkapitalistischen Ländern das Geld bereitstellt zum Kauf der kapitalistisch produzierten Waren zur Realisierung des Mehrwerts. Sie behandelt den Schutzzoll und, abschließend, untersucht den Militarismus als staatlich organisierten Ausweg aus dem Realisierungsdilemma und damit als Gebiet der Kapitalakkumulation.

Ihre abstrakte Analyse wird in diesen Abschnitten aber nicht nur mit historischem Material „bewiesen", sondern es kommt noch ein m.E. wichtiger Aspekt in die Analyse hinein: der der Gewalt. Hier stoßen wir auf das zweite in der feministischen Theoriedebatte eine große Rolle spielende Zitat: „Wenn der Kapitalismus also von nichtkapitalistischen Formationen lebt, so lebt er, genauer gesprochen, von dem Ruin dieser Formationen, und wenn er des nichtkapitalistischen Mileus zur Akkumulation unbedingt bedarf, so braucht er es als Nährboden, auf dessen Kosten, durch dessen Aufsaugung die Akkumulation sich vollzieht." (S. 363) Und: „Die kapitalistische Akkumulation hat somit als Ganzes, als konkreter geschichtlicher Prozeß, zwei verschiedene Seiten. Die eine vollzieht sich in der Produktionsstätte des Mehrwerts — in der Fabrik, im Bergwerk, auf dem landwirtschaftlichen Gut — und auf dem Warenmarkt. Die Akkumulation ist, von dieser Seite allein betrachtet, ein rein ökonomischer Prozeß, dessen wichtigste Phase zwischen dem Kapitalisten und dem Lohnarbeiter sich abspielt, der sich aber in beiden Phasen: im Fabrikraum wie auf dem Markt ausschließlich in den Schranken des Warenaustausches, des Austausches von Äquivalenten bewegt. Friede, Eigentum und Gleichheit herrschen hier als Form und es bedurfte der scharfen Dialektik einer wissenschaftlichen Analyse, um zu enthüllen, wie bei der Akkumulation Eigentumsrecht in Aneignung fremden Eigentums, Warenaustausch in Ausbeutung, Gleichheit in Klassenherrschaft umschlagen.

Die andere Seite der Kapitalakkumulation vollzieht sich zwischen dem Kapital und nichtkapitalistischen Produktionsformen. Ihr Schauplatz ist die Weltbühne. Hier herrschen als Methoden Kolonialpolitik, internationales Anleihesystem, Politik der Interessensphären, Kriege. Hier treten ganz unverhüllt und offen Gewalt, Betrug, Bedrückung, Plünderung zutage und es kostet Mühe, unter diesem Wust der politischen Gewaltakte und Kraftproben die strengen Gesetze des ökonomischen Prozesses aufzufinden . . . In Wirklichkeit ist die politische Gewalt auch hier nur das Vehikel des ökonomischen Prozesses, die beiden Seiten der Kapitalakkumulation sind durch die Reproduktionsbedingungen des Kapitals selbst organisch miteinander verknüpft, erst zusammen ergeben sie die geschichtliche Laufbahn des Kapitals." (S. 397/98)

Und abschließend hält Rosa Luxemburg fest: „Der Kapitalismus ist die erste Wirtschaftsform mit propagandistischer Kraft, eine Form, die die Tendenz hat, sich auf dem Erdgrund auszubreiten und alle anderen Wirtschaftsformen zu verdrängen, die

keine andere neben sich duldet. Er ist aber zugleich die erste, die allein, ohne andere Wirtschaftsformen als ihr Milieu und ihren Nährboden, nicht zu existieren vermag . . ." (S. 411)

Meine Kritik an Rosa Luxemburgs theoretischem Entwurf

Ich habe Rosa Luxemburg so ausführlich zitiert, um Leserinnen und Lesern die Beurteilung ihrer Auffassungen und meiner anschließend formulierten Kritik zu ermöglichen. Denn Kritik habe ich vielfältig anzumelden:
Ich halte den Ansatzpunkt von Rosa Luxemburg, ihre Interpretation der Reproduktionsschemata bei Marx und damit auch ihre Hauptthese, der Kapitalismus könne ohne nichtkapitalistische Formationen nicht leben, für falsch. Meine Hauptkritik geht dahin, daß Rosa Luxemburg mit diesem Ansatz den Charakter der kapitalistischen Produktionsweise beschönigt, ihren umfassenden Gewaltcharakter auch ,,im Innern" im entwickelten Kapitalverhältnis, im Kampt zwischen Lohnarbeit und Kapital, verkennt, die Gewalt vielmehr nach außen verlegt. Damit verkennt sie auch die Schärfe des Klassenkampfes in den kapitalistisch entwickelten Ländern, verkennt die ,,Phanatasie" des Kapitals beim Erfinden und Einsatz neuer Kampfmethoden, von der wir gerade gegenwärtig in Form der neuen Informations- und Kommunikationstechniken und der Gen- und Reproduktionstechnologien eine neue Kostprobe erhalten. Ich will versuchen, diese Kritik im einzelnen zu entwickeln.

a) Rosa Luxemburg betrachtet die Reproduktionsschemata als Darstellung der wirklichen Bewegung, als reales Abbild des entwickelten Kapitalismus. Das sind sie aber nicht.
Vielmehr zeigen sie, wie sich der Widerspruch zwischen Gebrauchswert und Verwertung, der in den Reproduktionsmittel-Abteilung (Abt. I) und der Konsumtionsmittelabteilung (Abt. II) darstellt, entwickeln müßte, wenn die Kapitalreproduktion (einfach oder erweitert als Akkumulation) reibungslos, ,,gleichgewichtig" verlaufen würde. Marx zeigt das, um dabei festzuhalten, daß die für diese ,,Harmonie" nötigen Bedingungen real nie existieren; daß das Kapital vielmehr im ständigen Kampf der Produktionsmittel-Abteilung gegen die Konsumtionsmittel-Abteilung, im ständigen Kampf gegen die Arbeiterinnen und Arbeiter in beiden Abteilungen versuchen muß, die Bedingungen für eine solche Reproduktion durchzusetzen. Als Beleg sei hier nur folgende Textstelle angeführt: ,,Die Tatsache, daß die Warenproduktion die allgemeine Form der kapitalistischen Produktion ist . . . erzeugt gewisse, dieser Produktionsweise eigentümliche Bedingungen des normalen Umsatzes, also des normalen Verlaufs der Reproduktion, sei es auf einfacher, sei es auf erweiterter Stufenleiter, die in ebensoviele Bedingungen des anormalen Verlaufs, Möglichkeiten von Krisen umschlagen, da das Gleichgewicht bei der naturwüchsigen Gestaltung dieser Produktion selbst ein Zufall ist." (Marx, Das Kapital II, S. 490/491)
Diese kapitalistische Reproduktion ist notwendig Akkumulation, Wachstum, weil das Kapital bei der ständigen Jagd nach Verwertung sich immer weiter ausdehnt. Die ,,Harmonie" wird nie erreicht, zeigt nur die Bedingungen an, die durch gewaltsame Zusammenbrüche, Krisen, vorübergehend hergestellt werden. Wenn Rosa Luxemburg sagt, das sei Akkumulation um der Akkumulation willen und damit unsinnig, so werden hier nur ihre eigenen Illusionen über die kapitalistische Produktionsweise deutlich.

b) Auf Grundlage dieser Interpretation entwirft Rosa Luxemburg einen Kapitalismus, der ,,innen" reibungslos funktioniert (als ,,rein ökonomischer Prozeß), während er nach außen Gewalt anwendet, anwenden muß. Das ist in meinen Augen ökonomistisch, denn es verlagert das Politische nach außen. Aber der Kapitalismus ist von Anbeginn und überall Gewaltverhältnis, das Verhältnis des Kapitals zu den Arbeiterinnen

und Arbeitern ist Gewaltverhältnis, die doppelt „freie" Lohnarbeit ist Zwangsarbeit, auch bei Marx: „. . . das Kapital pumpt in dem ihm entsprechenden gesellschaftlichen Produktionsprozeß ein bestimmtes Quantum Mehrarbeit aus den unmittelbaren Produzenten oder Arbeitern heraus, Mehrarbeit, die jenes ohne Äquivalent erhält und die ihrem Wesen nach immer Zwangsarbeit bleibt, wie sehr sie auch als das Resultat freier kontraktlicher Übereinkunft erscheinen mag." (Marx, Das Kapital III, S. 827) Die Reproduktionsschemata, die das gesellschaftliche Gesamtkapital darstellen, behandeln dieses Gewaltverhältnis in bestimmter Form: als Kampf der Produktionsmittel-Abteilung gegen die Konsumtionsmittel-Abteilung, als Akkumulation des Kapitals, die die Konsumtion der arbeitenden Menschen immer mehr einengt. In letzter Instanz geht es um den Kampf des Kapitals als Exponent der Verwertung gegen die lebendige Arbeit als Exponent des Gebrauchswerts, als Nicht-Wert (Hartmann, 1981, S. 7 ff.) Und das gilt sowohl für die einfache wie für die erweiterte Reproduktion. Indem Rosa Luxemburg die einfache Reproduktion als für sie unproblematisch, als der Möglichkeit nach störungsfrei, akzeptiert, das Problem nur bei der erweiterten Reproduktion sieht, akzeptiert sie einen im Innern „harmonischen" Kaptialismus, der nur nach außen gewaltsam ist. Der innere Widerspruch wird nach außen verlagert, anstatt den Angriff nach außen aus der Entfaltung des inneren Widerspruchs zu erklären.

c) Rosa Luxemburg konzentriert ihre Analyse auf das Problem der Realisierung des Mehrwerts. Wer kauft den Teil des Produkts, in dem der Mehrwert steckt? So lautet ihre Frage. Das heißt, das Realisierungsproblem ist für sie nicht nur, wie für Marx, die Frage, wo kommt das Geld für die Realisierung des Mehrwerts her, sondern für sie ist es eine Frage der Nachfrage. Dabei liegt die Produktion des Mehrwerts schon hinter ihr, ist schon erfolgt. Da sie diesen Produktionsprozeß des Mehrwerts als „rein ökonomischen Prozeß" versteht, kann sie nicht erfassen, daß sowohl das Geld als auch die Nachfrage nach dem Mehrprodukt von den Kapitalisten selbst kommt, zwecks weiterer Ausbeutung der Arbeiter, weiterer Akkumulation. Für sie bleibt dann nur der Ausweg: die Nachfrage muß zusätzlich, von außen herkommen, aus nichtkapitalistischen Bereichen. (Wobei die Lösung, die sie später in ihrem Text historisch zeigt, insbesondere an der Rolle der internationalen Anleihe, mich auch deshalb nicht überzeugt, weil sie hier folgende Konstruktion anbietet: aus den kapitalistischen Ländern wird Geld als internationale Anleihe in nicht-kapitalistische Länder gebracht, um von dort, als zahlungsfähige Nachfrage, durch die das hier produzierte Mehrprodukt realisiert wird, wieder zurückzufließen. Damit diese Nachfrage dort jedoch überhaupt ausgeübt wird, muß auch dort schon die Zerstörung der Produktiosweise stattgefunden haben, muß auch dort schon Warenproduktion bestehen. D.h., Rosa Luxemburgs nicht-kapitalistische Bereiche sind auch schon kapitalistische Sphären. Dies ist also kein Ausweg.) Ich kann mir diesen Irrtum nur durch den historischen Entwicklungsstand des Kapitalismus zu Rosa Luxemburgs Lebzeiten und durch den methodischen Ansatz von Rosa Luxemburg erklären: sie nimmt den Kreislauf, des Warenkapitals W' . . . W'' zum Ansatzpunkt ihrer Analyse, der ja auch den Reproduktionsschemata zugrundeliegt. Zu Beginn dieses Prozesses ist der Mehrwert schon produziert, die Realisierung steht im Vordergrund, d.h. die Nachfrage. Diese führt Rosa Luxemburg denn ja auch, wie ich gezeigt habe, schon früh als treibendes Element in ihre Analyse ein: das Kapital akkumuliert nach dieser Auffassung nicht ohne eine stets wachsende Nachfrage. Daß das Kapital diese Nachfrage im ständigen Kampf gegeneinander (um Märkte und Marktanteile) und gegen die Arbeiterbevölkerung an sich reißt, kann Rosa Luxemburg nicht in den Blick kommen. Wenn sie dann noch aus dem schon abgelaufenen Produktionsprozeß selbst keinen Anlaß zur Nachfrage nach dem Mehrprodukt sieht, bleibt nur der Weg nach außen, allerdings in der, wie ich eben angemerkt habe, sehr unbefriedigenden Form. (Hier möchte ich folgenden Gedanken noch einfügen: Wenn das Kapital derart auf die Nachfrage nicht-kapitalistischer Länder angewiesen wäre, wie erklärt sich dann, daß es diese Nachfrage nicht fördert, sondern sie eher ausrottet, was als Ten-

denz, u.a. mit Hilfe der neuen Reproduktionstechnologien, sich gegenwärtig andeutet?) Der Wert setzt sich nur im Kampf gegen den Gebrauchswert, den Nicht-Wert, durch. Auch die Realisierung des Mehrwerts ist eine Frage des Klassenkampfes. Das Kapital versucht, seine Akkumulationsstrukturen, die diese Realisierung erlauben, durchzusetzen. Und zwar national und international.

d) Bestätigung ihrer These, daß zwar die einfache, aber nicht die erweiterte Reproduktion ohne nichtkapitalistisches Milieu möglich sei, meint Rosa Luxemburg bei Marx selbst zu finden, im dritten Band des Kapitals, den sie im Widerspruch zum zweiten Band sieht, der die Analyse oder Reproduktionsschemata enthält. Ich habe die entsprechende Textpassage oben schon zitiert. Rosa Luxemburg hat recht, wenn sie auf diesen Widerspruch zwischen Produktion und Konsumtion immer wieder verweist, nur hat sie unrecht, wenn sie hier einen Gegensatz zwischen den Reproduktionsschemata und dem dritten Band des Kapitals konstruiert. Dieser Gegensatz folgt nur daraus, daß sie selbst den Widerspruch zwischen Produktion und Konsumtion aus den Reproduktionsschemata herausinterpretiert hat. Aber er steckt schon in ihnen, auch in der einfachen Reproduktion. Dieser Widerspruch ist da, wo es kapitalistische Produktion gibt, und wird durch fortwährende Krisenprozesse gelöst. Er ist nur ein Ausdruck des tiefer liegenden Widerspruchs zwischen Kapitalverwertung und dem Gebrauchswert, der sich dem fortwährend entgegenstellt, der lebendigen Arbeit selbst.
Rosa Luxemburg hat auch unrecht, wenn sie meint, daß der Kapitalismus an diesem Widerspruch zugrunde geht, wenn er keine nicht-kapitalistischen Gesellschaften oder Gesellschaftsschichten findet, die die überschüssigen Produkte nachfragen. Das Kapital löst diesen Widerspruch, wie schon gesagt, in Krisen, durch Prozesse, in denen die sich scheinbar vom Gebrauchswert ganz lösende Produktion zwecks Kapitalverwertung gewaltsam eingeschränkt wird, in die engen Schranken, die die Verteilungsverhältnisse setzen, gepreßt wird, um sich sofort wieder davon zu entfernen. Krisen sind so gleichsam Überakkumulationskrisen und Krisen aus mangelnder Nachfrage. Wo das Kapital kann, verzögert es diese Anpassungsprozesse durch Ausweichen auf weltweite Absatzmärkte, durch Kapitalexport, durch Plünderung billiger Rohstoffquellen anderer Länder und durch Ausbeutung deren Arbeitskraft zu möglichst geringem Lohn. Dort, wo das nicht geht, verschärft das Kapital den Kampf gegen die eigene Arbeiterklasse, wie z.B. im Faschismus.
Noch ein Wort zu der Frage, ob die aus dem Kapital Bd. III zitierte Stelle so, wie Rosa Luxemburg es tut, d.h. als Ausdehnung des Marktes, oder so, wie Tugan-Baranowsky gegen Rosa Luxemburg polemisiert, (vgl. das 23. Kapital), es tut, d.h. als Ausdehnung der Produktion, zu interpretieren ist. Meines Erachtens sind beide Aspekte zu berücksichtigen, als Einheit, denn der innere Widerspruch sucht sich hier durch weitere Akkumulation, zu der die Ausdehnung des Marktes gehört, zu lösen. Beide Seiten gehören zum gesellschaftlichen Kapital. Die Marktausdehnung meint damit Ausdehnung von kapitalistischer Produktion, kapitalistischem Markt, weist nicht auf die Notwendigkeit nicht-kapitalistischer Sphären hin. Rosa Luxemburgs These findet hier also auch keine Grundlage.

e) Auch die historischen Materialien, die Rosa Luxemburg aufarbeitet und mit denen sie zeigt, daß und wie der Kapitalismus in andere Länder mit anderer Produktionsweise eindringt und sie zerstört und unterwirft, sind kein Beweis für ihre These, daß der Kapitalismus ansonsten nicht lebensfähig ist. Sie zeigen, wie das Kapital, einmal entstanden, sich alle Produktion kapitalistisch unterwirft, weltweit. Der Kapitalismus ist expansionistisch, imperialistisch, nicht, weil er sonst nicht leben kann, sondern, weil es ihm größeren Profit bringt. Mir scheint, daß Rosa Luxemburg hier Ursache und Folge verwechselt: obwohl nämlich ein nichtkapitalistisches Milieu den Kapitalismus bei seiner Entstehung umgibt, dringt er, wenn er erst einmal existiert, in alle anderen Gesellschaften und Gesellschaftsschichten ein, um sie für ihn profitabel zu unterwerfen. Die-

se Veränderung von einer historischen Vorbedingung für den Kapitalismus zur Folge der Kapitalbewegung kennen wir vielfältig, sie betrifft z.B. das Handelskaptial, das Zinskapital, die Warenproduktion selbst. Der Expansionismus des Kapitals ist, einmal das Kapital gegeben, nicht dauernde ursprüngliche Akkumulation, sondern Kapital in Aktion. In den „Grundrissen" wird das von Marx folgendermaßen beschrieben: „Wenn wir so gesehen haben, daß die Verwandlung des Geldes in Kapital einen historischen Prozeß voraussetzt, der die objektiven Bedingungen der Arbeit losgeschieden hat, verselbständigt hat gegen den Arbeiter — so ist es andererseits der Effekt des einmal entstandenen Kapitals und seines Prozesses, sich alle Produktion zu unterwerfen und überall die Scheidung zwischen Arbeit und Eigentum, zwischen der Arbeit und den objektiven Bedingungen der Arbeit zu entwickeln und durchzuführen. Es wird sich bei der weiteren Entwicklung zeigen, wie das Kapital handwerksmäßige Arbeit, arbeitendes kleines Grundeigentum etc. und sich selbst vernichtet in den Formen, wo es nicht im Gegensatz zur Arbeit erscheint — im kleinen Kapital und den Mittelgattungen, Zwittergattungen zwischen den alten Produktionsweisen (oder wie sie sich auf Grundlage des Kapitals erneuert haben) und der klassischen, adäquaten Produktionsweise des Kapitals selbst." (Marx, 1857/58, S. 411. Vgl. dazu wie überhaupt zu der ganzen Auseinandersetzung auch Lenin, 1899).

f) Damit kommt ich zum Schlußpunkt meiner Kritik, der These Rosa Luxemburgs, der Kapitalismus sei die erste Produktionsweise, die ohne andere Produktionsweisen nicht lebensfähig sei. Die These folgt konsequent aus ihrer Analyse, ist aber ebenso konsequent falsch auf der Grundlage meiner Kritik. Meines Erachtens verhält es sich mit dem Kapitalismus gerade umgekehrt: er ist die erste Produktionsweise, die tendenziell alle ihre Produktionsbedingungen, Produktionsgrundlagen selbst kapitalistisch produziert, die die „Warenproduktion mittels Waren" entwickelt. Er ist damit die erste Produktionsweise, die sich tendenziell unabhängig macht von Naturprozessen, sich die Natur derart unterwirft, daß er sie selbst reproduzieren kann, (nicht in ihrer ursprünglichen Form, die wird vernichtet, aber in einer Ersatzform, die für die Kapitalverwertung zweckmäßig ist.) Ein vorläufig letzter Schritt in dieser Entwicklung ist die weitere Unterwerfung der Frau durch die maschinelle Kinderproduktion mit Hilfe der neuen Gen- und Reproduktionstechniken.

Fazit: Rosa Luxemburgs These von dem nicht-kapitalistischen Milieu, das der Kapitalismus für seine Akkumulation braucht, insbesondere zur Realisierung seines Mehrwerts, ist nicht haltbar.

Schlußfolgerungen für die feministische Theoriedebatte

Ausgehend von Claudia von Werlhof übernehmen Beteiligte an der feministischen Theoriedebatte die These von der Notwendigkeit des nicht-kapitalistischen Milieus für den Kapitalismus und beziehen sie auf die Hausarbeit in den entwickelten kapitalistischen Ländern, der 1. Welt, und die Subsistenzarbeit in den Ländern der 3. Welt. Kapitalismus sei somit nur auf Grundlage dieser Arbeit lebensfähig, er lebe von der ständigen unbezahlten Aneignung dieser Arbeit, die als „fortgesetzter Prozeß der ursprünglichen Akkumulation" beschrieben wird (von Werlhof, 1978, S. 22). Im Gegensatz zu Rosa Luxemburg werden jedoch diese Haus- und Subsistenzarbeiten als Teil des Kapitalismus begriffen. Diese nicht-entlohnten Arbeitsverhältnisse seien die eigentliche Basis der Kapitalakkumulation: „Eine Kapitalismuskritik aus diesem Blickwinkel läßt es weit sinnvoller erscheinen, als Pradigma der Ausbeutung im Kapitalismus nicht den Lohnarbeiter, sondern die Hausfrau zu setzen." (von Werlhof u.a., 1983, S. 85).

Bei der Frage, welche Schlußfolgerungen für die feministische Theoriedebatte aus der

Tatsache zu ziehen sind, daß sie an einer unhaltbaren theoretischen Aussage von Rosa Luxemburg ansetzt, geht es mir im folgenden um zweierlei: zunächst um die Art und Weise der Anknüpfung an Rosa Luxemburg. Es gilt, die Frage zu beantworten, ob und wie die Fehler von Rosa Luxemburg übernommen werden? Danach geht es mir dann um die These von der Hausfrau als Paradigma der Ausbeutung im Kapitalismus selbst.

Die Übernahme von Rosa Luxemburgs Thesen in die feministische Theoriedebatte geschieht auf eine eigenartige Art und Weise: nicht ihre Hauptthese vom Realisierungsproblem des Mehrwerts wird übernommen (was im übrigen auch schwierig wäre, müßte doch erklärt werden, wie die Hausfrauen und Subsistenzproduzenten das Geld zum Kauf des Mehrprodukts erlangen), sondern die daraus abgeleitete These, daß der Kapitalismus, wenn er sein Mehrprodukt an nicht-kapitalistische Gesellschaften oder Gesellschaftsschichten verkauft, von ihnen die stofflichen Elemente seiner Akkumulation, Rohstoffe und Arbeitskraft, holen muß. Diese Nebenthese Rosa Luxemburgs wird weiter interpretiert als fortgesetzt notwendige ursprüngliche Akkumulation im Sinne von fortgesetzter Aneignung unbezahlter Arbeit von Hausfrauen und Subsistenzproduzenten. Das kann frau machen, wenn sich ein bestimmter Aspekt aus einer Theorie als Teil herauslösen läßt. Bei Rosa Luxemburg geht das m.E. nicht. Ohne die Realisierung des Mehrwerts durch nicht-kapitalistische Gesellschaften folgt hier nicht der Zwang zur Aneignung von Rohstoffen und Arbeitskraft dieser Gesellschaften durch den Kapitalismus.
Insbesondere geht es nicht, wie Christel Neusüß es macht, diesen theoretischen Kern von Rosa Luxemburgs Theorie als „Nebensache" abzutun, als „Ausrutscher" (während Rosa Luxemburg ihn als „entscheidenden Punkt" bezeichnet, wie aus dem von mir angeführten Zitat von Seite 314 des Buches von Rosa Luxemburg deutlich wird), um sich auf Rohstoffausplünderung zu konzentrieren. (Neusüß, S. 322—324). Dazu hätte Lenin besser gepaßt (Lenin, 1916). Aber das war ja ein Mann . . . Überhaupt zeichnet sich die Rosa-Luxemburg-Interpetation von Christel Neusüß dadurch aus, daß sie Rosa Luxemburg in eine Richtung uminterpretiert, die es ermöglicht, Rosa Luxemburgs theoretische und politische Konzepte von ihrem Frau-Sein abzuleiten. Dabei kommen dann z.B. solche Verkehrungen vor wie die auf S. 307, wo der Begriff der Reproduktion bei Rosa Luxemburg, der, wie bei ihr nachzulesen ist, die Reproduktion des gesellschaftlichen Gesamtkapitals meint, interpretiert wird als „menschliche Lebenserhaltung", wodurch Rosa Luxemburg positiv aus der Reihe der Männerköpfe tanze. Eine wirkliche Auseinandersetzung mit Rosa Luxemburg wird so verunmöglicht, der/die Kritiker/in potentiell in die Linie der männlich-kopfgeleiteten Wissenschaft gestellt. Das ist nicht nur falsch, sondern auch hinderlich sowohl für das Verstehen des Kapitalismus als auch die Entwicklung politischer Perspektiven, daß Frauen theoretische Arbeit leisten, wie Rosa Luxemburg es tat, ist äußerst wichtig. Daß sie dabei Irrtümer begehen können, steht außer Frage, daß frau diese kritisieren muß und nicht übernehmen sollte, ist für mich selbstverständlich.
Wir sollten aufhören, Rosa Luxemburg unterzuschieben, sie hätte zur Frauenfrage geschrieben. Hat sie nicht. Wir sollten auch aufhören, zwar ihr Problem als das der Realisierung des Mehrwerts zu benennen, um es dann als das der Aneignung von unbezahlter Arbeit von Frauen und Subsistenzproduzenten zu interpretieren, wie es Claudia von Werlhof begonnen hat und viele Frauen unter Bezug auf sie übernommen haben, z.B. auch jüngst Maria Mies (in: von Werlhof u.a., 1983, S. 107). Damit müssen ja nicht die Ergebnisse dieser Debatte in Bausch und Bogen über den Haufen geworfen werden — meine These ist aber, daß erst die Lösung von Rosa Luxemburg und ihren Fehlern die konsequente Weiterentwicklung der These über die Rolle der Hausarbeit erlaubt und die Kritik falscher Strategie ermöglicht.
Es ist nämlich so: Obwohl die Anknüpfung an Rosa Luxemburg in einer Art geschieht, die ihre Hauptthese vernachlässigt, werden grundsätzliche in Rosa Luxemburgs theoretischem Entwurf enthaltene Fehler übernommen, die den Blick auf das, was wirklich

vorgeht, ein Stück weit blockieren. Wahrscheinlich waren es diese falschen Auffassungen in der Frauenbewegung selbst, die, wiedergefunden bei Rosa Luxemburg, deren ,,Päpstinnen-Rolle' für die feministische Theoriedebatte erklären. Sie müssen jedoch aufgegeben werden, um die Schärfe der Entwicklung begreifen zu können, die Schärfe des Kampfes gegen die Lohnarbeiter, die Schärfe des Kampfes gegen alle Teile der Bevölkerung, die das Kapital in seiner Herrschaft unterdrückt, die Schärfe des Unterwerfungskrieges gegen uns Frauen. Dabei geht es mir vor allem um zwei Punkte:
Zum einen meine ich die Sichtweise, die Aneignung von unbezahlter Hausfrauen- und Subsistenzarbeit als fortgesetzte ursprüngliche Akkumulation zu bezeichnen. Das heißt nämlich, daß hierdurch Kapitalismus erst entsteht. Das ist aber nicht der Fall. Vielmehr ist diese fortgesetzte Aneignung dieser unbezahlten Arbeit, die über das doppelte Zwangsverhältnis Hausfrau-Lohnarbeiterin funktioniert (vgl. dazu Biesecker, 1984), die Methode des entwickelten und weiter wachsenden Kapitalismus, die Frauen dem patriarchalen Kapital zu unterwerfen. Denn patriarchalisch ist dieser Kapitalismus von Anfang an, mit der besonderen historischen Form des Patriarchats, das die Frau als ,,Hausfrau" unterwirft. Diese Hausfrau ist Produkt des Kapitals, es hat diese historische Form des Patriarchats entwickelt. Es könnte aber auch ganz andere Formen des Patriarchats entwickeln, die sich z. B. mit Hilfe der neuen Gen- und Reproduktionstechniken andeuten. Wenn die Ausbeutung der Hausfrauen- und Subsistenzarbeit als Säule des Kapitalismus, als seine Entstehungsbedingung gesehen wird, geraten solche Entwicklungslinien aus dem Blickfeld und wird damit die Schärfe des Angriffs auf die Frauen, die sich aus der Entwicklung des Kapitalismus erklärt, verkannt.
Zum anderen meine ich den Strukturalismus, der sich in die Debatte eingeschlichen hat. Die Neigung nämlich, hier das Ausbeutungsverhältnis Lohnarbeit zu Kapital, dort das Ausbeutungsverhältnis Hausarbeit zu sehen. Ähnlich wie Rosa Luxemburg die Gewalt in das Verhältnis Kapitalismus — nichtkapitalistische Gesellschaften verlagert, während sie das Verhältnis Lohnarbeit zu Kapital als eines des Äquivalententausches sieht, wird auch hier die Gewalt nur gegenüber der Hausfrau und den Subsistenzproduzenten gesehen. Meine gegen die Auffassung von Rosa Luxemburg gerichtete Kritik gilt daher auch hierfür. Die Gewalt steckt in beiden Teilen des Ausbeutungsverhältnisses Hausarbeit — Lohnarbeit — Kapital. Die Entwicklungslinien, die aufgrund dieser strukturalistischen Neigungen gezogen werden, in richtiger Erkenntnis des zunehmenden Gewaltcharakters des patriarchalen Kapitalismus, sind: der Proletarier verschwindet, wird ,,hausfrauisiert". Das Bild der Zukunft wird durch die Prinzipien der Organisation der Hausarbeit bestimmt (von Werlhof, 1983, S. 113 ff.).
Wenn's nicht noch schlimmer kommt, falls wir nicht Widerstand leisten können! Mit der skizzierten Entwicklungsrichtung stimme ich überein, und doch stört mich die strukturalistische Tendenz: der Proletarier verschwindet, es lebe (?) die Hausfrau. Ich sehe den Proletarier nicht verschwinden, sondern ich sehe, wie das Kapital gegenwärtig, in einer weltweiten Strategie, die Arbeiterklasse mit Hilfe der neuen Technologien auflöst, zerstückelt, neu zusammensetzt, auf der Grundlage gewaltsam gesenkter Werte der Arbeitskraft. Der Proletarier war nie frei und gleich, ihm galten nie die bürgerlichen und Menschenrechte, wie Claudia von Werlhof meint. (von Werlhof, 1983, S. 115/116). Die Arbeiterbewegung, die in seiner Entwicklung die Emanzipation sah, lief einer Chimäre nach, begründet auf den beachtlichen Kampferfolgen der Arbeiterbewegung vor dem 1. Weltkrieg und kurz danach. Dies Emanzipationsmodell war von vornherein eine Illusion und hat sich nicht nur als solche, sondern schlimmer noch als mindestens ebenso gewaltsame Herrschaftsform in den staatsmonopolistischen Gesellschaften des Ostblocks entpuppt. Nach 1945 schien es dann wieder so, als gäbe es den ,,geschützten" Lohnarbeiter als ständige Einrichtung des Kapitalismus. Was heute abläuft, zerstört die Illusion darüber, daß diese historische Form des Proletariers die gängige im Kapitalismus werden könnte, zerstört aber nicht den Proletarier selbst, hebt nicht die Lohnarbeit auf. Die Entwicklung geht in Richtung ,,Hausfrauisierung" der Lohnarbeit, da hat Claudia von Werlhof recht. Wenn man aber das Verhältnis Lohn-

arbeit zu Kapital und das Verhältnis Hausarbeit nicht als zwei getrennte Ausbeutungsverhältnisse, sondern als Einheit betrachtet, (wie auch Maria Mies es z.B. tut, vgl. ihren Aufsatz in: von Werlhof, u.a., 1983, S. 109), so wird deutlich, daß diese Hausfrauisierung nur funktionieren kann, wenn auch die Hausarbeit in ihrer jetzigen Form verändert wird. Damit diese gewaltsame Umstrukturierung der Lohnarbeit nicht nicht zur Explosion führt, damit sie ihre weitere Unterdrückung nicht so arg spüren, ist die weitere Unterdrückung der Hausfrauen, ihre Vertreibung aus diesen hausfrauisierten Bereichen, notwendig, sozusagen als Stabilisator.
Was passiert mit den Frauen? Wie sind sie von diesem Prozeß der Restrukturierung, der Auflösung der traditionellen Struktur der Arbeiterklasse und ihrer Neuzusammensetzung betroffen? Die Hausfrauisierungsthese erfaßt nur die Veränderung der entlohnten Arbeit, die Auflösung der geschützten proletarischen Arbeitsverhältnisse, ihre Verwandlung in ungeschützte, schlecht- oder unbezahlte Tätigkeiten. Sie erfaßt nicht die Auflösung der jetzigen Form der Haus- und Reproduktionsarbeit selbst, den Angriff auf die Frauen von dieser Seite her. Das liegt eben daran, daß sie ,,ein Modell der Zukunft", den immer besser geschützten Proletarier, durch ein anderes Modell, die Hausfrau bzw. den hausfrauisierten Proletarier, ersetzt, anstatt das ganze Ausbeutungsverhältnis als ständig in Bewegung befindliche Einheit, Einheit von Lohnarbeit und Hausarbeit, zu begreifen.

Jetzt bin ich schon mitten hineingeraten in die Auseinandersetzung mit der These von der Hausarbeit als zentrales Ausbeutungsverhältnis im Kapitalismus. Auch meine Position hat sich schon angedeutet:
Es ist richtig, daß der Kapitalismus von vornherein als patriarchaler Kapitalismus entsteht. Er findet das Patriarchat vor, formt es um, bringt es in eine Form, in der es sowohl ökonomisch als auch politisch funktional ist für das Kapital. Die unbezahlte Hausarbeit, die Frau im doppelten Zwangsverhältnis der Hausfrau und der Lohnarbeiterin, ist damit Teil des kapitalistischen Ausbeutungsverhältnisses oder, wie Maria Mies es ausdrückt: ist die Grundlage, auf der die Ausbeutung der Lohnarbeit funktioniert (Mies, 1983, S. 109). Dennoch ist diese Hausarbeit nicht Teil der ,,gesellschaftlichen" Arbeit, ja die Gesellschaftlichkeit im Kapitalismus nur diejenige einbezieht, deren Arbeit sich in Waren darstellt bzw. die Waren zu verkaufen haben. Es ist richtig, daß diese Hausarbeit Teil des Kapitalismus und doch nicht Teil der kapitalistischen Gesellschaftlichkeit ist. Es ist weiter richtig, daß sie durch Verbilligung der Produktion der Ware Arbeitskraft den kapitalistischen Mehrwert erhöhte.
Es ist richtig, daß neben der Ausbeutung im Lohnarbeitsbereich die Ausbeutung der Hausarbeiterin existiert, daß insofern der von Marx übernommene Ausbeutungsbegriff zu eng ist, wie auch der Begriff der Arbeit, der sich auf den Lohnarbeitsbegriff einengt, zu eng ist. Es ist auch richtig, daß es sich bei diesen notwendigen theoretischen und praktischen Korrekturen nicht nur um Zusätze, Ergänzungen der bisherigen Analyse handelt, sondern daß Arbeits- und Ausbeutungsbegriff neu bestimmt werden müssen, weil das Patriarchat, damit Unterdrückungsverhältnisse innerhalb der Ausbeutung der Lohnarbeit, sonst nicht begriffen wird bzw. wegdefiniert ist.
Richtig ist auch die Einsicht, daß der ,,geschützte" Proletarier des Wirtschaftswunders nach dem 2. Weltkrieg auch nur historische Form war, die es auf lange Zeit, m.E. auf Dauer, nicht mehr geben wird. Falsch ist jedoch die These, ,,daß die Prinzipien der Hausarbeit unsere Zukunft bestimmen werden . . ." (von Werlhof, 1983, (II), S. 122), zumindest, was die Frauen betrifft. Sie sind schon hausfrauisiert, aber: bleibt das so? Oder, schärfer formuliert: wenn Männer die ganze schlecht- oder unbezahlte Arbeit machen, wozu werden dann die Frauen überhaupt noch gebraucht?
Bisher galt das, was Claudia von Werlhof als Grundlage für das doppelte Zwangsverhältnis Hausfrau sah, ihre Gebärfähigkeit nämlich, die eben an sie als Person untrennbar geknüpft war (weshalb die Kontrolle über die Gebärfähigkeit immer auch die Kontrolle über die Frau bedeutete), auch für mich. Die Frau war bisher insofern nicht völlig

frei von Produktionsmitteln, und: sie hatte ein Monopol darauf. Insofern dachte auch ich bisher, daß alle Teile der Hausarbeit tendenziell in warenförmige Bereiche verwandelbar wären, bis auf das Kindergebären. Inzwischen ist es jedoch offensichtlich, daß es nur noch eine Frage der Zeit ist, wann Kinder rein maschinenmäßig, außerhalb des Mutterleibes produziert werden können, wann Teile des Frauenkörpers, wie Ei, Eierstock, Uterus zur Ware werden, wann sich der patriarchale Kapitalismus vom Uterus der Frau befreit hat. Dann ist auch die Frau frei von allen Produktionsmitteln, mit Hilfe der Gen- und Reproduktionstechnologie dem Kapital reell subsumiert im Produktionsprozeß der Ware Arbeitskraft (denn dazu werden die Kinder maschinenmäßig produziert). (Vgl. dazu Biesecker, 1985)

Die Hausarbeit als Modell der Organisation der zukünftigen Arbeit, auch von Frauen? Nein, die Tendenz geht viel weiter. Das Kapital, in seinem Bestreben, sich von den Naturbedingungen unabhängig zu machen, vernichtet, hat es sich erst einmal die Gebärfähigkeit der Frau angeeignet, das Weibliche selbst. Der Kapitalismus könnte insofern die seit langem erste nicht-patriarchale Gesellschaftsform werden — nicht über die Emanzipation der Frau, sondern über ihre Ausrottung.
Weiberphantasien? Leider nicht. Von vielen Wissenschaftlern gibt es inzwischen Zitate, die den Realitätsgehalt dieser Befürchtungen unterstreichen. Nur einen Beleg möchte ich hier beispielhaft anführen, den Renate Duelli-Klein nennt: „Schon 1973 machte sich John Postgate, „renommierter" englischer Wissenschaftler, Gedanken über die Probleme, die eine reduzierte Anzahl Frauen mit sich bringen könnte. Im Zusammenhang mit einer Pille, mit der gezielt Knaben produziert werden könnten, schrieb er, daß die schwindende Anzahl Frauen wohl auf ihr Recht, bezahlt zu arbeiten und allein zu reisen, verzichten müßte. Vielmännerei würde notwendig und Frauen würden in einigen Ländern als „Bienenköniginnen", in anderen als Belohnungsprämien für besonders tüchtige Männer eingesetzt." (Renate Duelli/Klein, 1984) Genoveffa Corea weist darauf hin, daß dieses „schöne Schicksal" jedoch nur einige Frauen treffen wird, daß andere, unterworfen und kontrolliert durch technische Apparate, Gebärmütter werden, in dem, was sie „Reproduktionsbordell" nennt (Genoveffa Corea, 1984).
Zugegeben, einiges klingt davon wie Horrorvisionen, überspannt, verrückt. Gegenwärtig und wohl auch noch auf längere Zeit funktioniert die Familie als politischer Stabilisator, funktioniert das kapitalistische Patriarchat in der bisherigen Form, braucht und benutzt das Kapital die Doppelrolle der Frau zur Senkung des Werts aller Arbeitskraft und zwar im internationalen Gegeneinander — Ausspielen von Dritter Welt und Erster Welt. Es ist aber nötig, darüber hinaus den Blick zu richten auf die längerfristige Tendenz. Insbesondere Kampferfolge der Frauenbewegung gegen die bürgerliche Kleinfamilie, damit für ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit bei der Entscheidung über das Kindergebären und Kinderaufziehen, könnten die angedeuteten Entwicklungslinien schneller zur realen Bedrohung werden lassen, als manche Frau das glauben möchte. Die Technik wurde schon immer vom Kapital als Kampfmittel eingesetzt, nur stand bisher die Entwicklung im Lohnarbeitsbereich im Vordergrund. Jetzt gibt es, großenteils auf Grundlage militärischer Grundlagenforschung, in Gestalt der Gen- und Reproduktionstechniken ein Kampfmittel, mit dessen Hilfe die Restrukturierung auch der Reproduktionsarbeit möglich ist, damit ein Kampfmittel, mit dessen Hilfe die Auflösung historisch überkommener Klassen- und Patriarchatsstrukturen und deren Neuzusammensetzung umfassend möglich ist.
Dagegen hilft es nicht, an der Kleinfamilie festzuhalten, dagegen hilft erst recht nicht, sich mit diesen neuen Reproduktionstechniken (scheinbar) vom Mann unabhängig zu machen. Dagegen hilft nur, neue Lebensformen von Männern und Frauen zu entwickeln und auszuprobieren, von denen aus sie die Kraft entwickeln können, sich gegen diese Angriffe zur Wehr zu setzen.
Wie auch immer, die Perspektive ist also sehr viel schlimmer, als wir noch vor Jahren dachten, als die Hausarbeitsdebatte begann. Die Hausfrauisierungs-These greift den

Beginn der Entwicklung auf, kann aber mit der Begleitthese von der Hausarbeit als Zukunftsmodell von Arbeit die Schärfe des Angriffs sowohl gegen die (männliche) Lohnarbeit als auch gegen die (weibliche) Lohn-Haus-Arbeit nicht erfassen. Der Bezug auf Rosa Luxemburg blockiert das Verständnis für den weltweiten Angriff des patriarchalen Kapitalismus.

Literatur

BIESECKER, Adelheid: Krise und Restrukturierung des Kapitals — Was heißt das yür die Frauen? in: Ackermann, u.a., (Hrsg.): Kommune, Forum für Politik und Ökonomie, 2. Jahrgang, Heft 12, 1984

DIES.: Thesen zur Rolle der Gen- und Reproduktionstechnologie bei der gegenwärtigen Restrukturierung des Kapitals, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 15, 1985.

COREA, Genoveffa: Wie durch die neuen Reproduktionstechnologien das Bordell-Modell auf die menschliche Reproduktion angewandt werden kann. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 12, 1984

DUELLI-KLEIN, Renate: Das Gen-Geschäft, in: Emma, Heft 9/84

HARTMANN, Detlef: Die Alternative: Leben als Sabotage. Zur Krise der technologischen Gewalt, Tübingen 1981

LENIN, W.I.: Noch einmal zur Frage der Realisationstheorie, 1899, in: Lenin-Werke, Bd. 4, Berlin 1972, S. 64 ff

DERS.: Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus, 1916, in: Lenin-Werke Bd. 22, Berlin 1972, S. 189 ff

LUXEMBURG, Rosa: Die Akkumulation des Kapitals, 1913, in: Gesammelte Werke, Bd. 5 (Ökonomische Schriften), Berlin 1981

MARX, K.: Das Kapital Bd. II, 1885, in: MEW Bd. 24, Berlin 1972

DERS.: Das Kapital Bd. III, 1894, in: MEW Bd. 25, Berlin 1972

DERS.: Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, 1857/58, Nachdruck der russischen Ausgabe von 1939 und 1941

MIES, Maria: Kapitalistische Entwicklung und Subsistenzproduktion: Landfrauen in Indien, in: von Werlhof, u.a. (Hrsg.): Frauen, die letzte Kolonie, Hamburg 1983

NEUSÜSS, Christel: Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander, Hamburg 1985

v. WERLHOF, Claudia: Frauenarbeit: Der blinde Fleck in der Kritik der politischen Ökonomie, beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 1, München 1978

DIEB., Lohn ist ein „Wert", Leben nicht? Eine Replik auf Ursula Beer, in: Probleme des Klassenkampfes, Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik, Heft 50, Berlin 1983 (I)

DIES.: Der Proletarier ist tot — Es lebe die Hausfrau? in: v. Werlhof u.a. (Hrsg.), Frauen, die letzte Kolonie, Hamburg 1983, (II)

WOLF-GRAAF, Anke: Frauenarbeit im Abseits, München 1981

Adelheid Biesecker

Thesen zur Rolle der Gen- und Reproduktionstechnologie bei der gegenwärtigen Restrukturierung des Kapitals

Anmerkungen zu den theoretischen Grundlagen

— Die aktuelle ,,Weltwirtschaftskrise" ist die Form, in der das Kapital gegenwärtig seine Herrschaftsbedingungen neu zu ordnen versucht, um seine durch den Widerstand der Arbeiter gefährdete Verwertung zu stabilisieren und zu verbessern. Diese Kapitalstrategie ist heute von vornherein international konzipiert. Ihr Kern ist die Auflösung und Neuzusammensetzung der Arbeiterklasse.

— Dabei ist der Begriff ,,Arbeiterklasse" in dem Sinne zu eng, als er traditionell-marxistisch entweder nur den produktiven Kern der in der Form der Lohnarbeit dem Kapital unterworfenen arbeitenden Menschen umfaßt oder, schon erweitert, nur die unmittelbar vom Kapital Ausgebeuteten meint, also auch die kleinen Angestellten und Beamten. Ich schließe in diesem Begriff alle die Teile der Bevölkerung ein, gegen die sich die Kapitalstrategie richtet, deren Lebensbedingungen das Kapital zerstören und als Arbeitsbedingungen neu ordnen will und muß, um sich zu verwerten. Damit gehören z.B. sowohl die Bauern als auch die Träger der ,,neuen sozialen Bewegung" zur Arbeiterklasse. Wahrscheinlich ist es nötig, in Weiterentwicklung dieser Gedanken auch einen neuen Begriff zu finden. Die gängigen Begriffe wie ,,lohnabhängige Bevölkerung" oder einfach ,,Lohnabhängige" oder ,,unselbständig Beschäftigte" taugen dafür deshalb nicht, weil sie Teile der Kapitalistenklasse einbeziehen, die moderne Klassenstruktur also eher verwischen als in ihrer Differenziertheit offenlegen.

— Zu dieser Arbeiterklasse gehört auch die Hausfrau, womit ich die Frau in ihrer doppelten Zwangsarbeiterinnen-Rolle als Lohn-Haus-Arbeiterin meine. Das Klassenverhältnis im Kapitalismus war nie nur durch Lohnarbeit und Kapital, sondern immer schon durch die doppelt widersprüchliche Einheit von Hausarbeit-Lohnarbeit-Kapital gekennzeichnet, war immer schon Einheit von ausgebeutetem, teilbezahlten Lohnarbeiter und ausgebeuteter, unbezahlter Hausarbeit. Das ist nicht nur ein Zusatz, eine Ergänzung des bisherigen, sondern erst, wenn diese Einheit des Ausbeutungsverhältnisses gesehen wird, können auch die jeweiligen Restrukturierungsprozesse des Kapitals verstanden werden. Die Auflösung von Arbeitsformen, von Teilen der Arbeiterklasse und ihre Neuzusammensetzung im Klassenkampf bezieht sich damit immer, so meine These, gleichzeitig auf die Arbeiter im Lohnarbeitsbereich wie auf die Hausarbeiterin. Anders ausgedrückt: Restrukturierung des Kapitals gleich Neuzusammensetzung der Arbeiterklasse heißt damit immer auch Restrukturierung der Hausarbeit und damit Formveränderung des Patriarchats.

— Die bisherigen Analysen der Kapital-Restrukturierung bezogen sich immer nur auf den Lohnarbeitsbereich. Die Hausarbeit einschließlich des Kindergebärens und -aufziehens kam in diesen Analysen nicht vor. Dieser Fehler erklärt sich m.E. folgendermaßen: Hauptkampfmittel des Kapitals gegen die Arbeiter ist gegenwärtig und war auch schon in früheren Krisenperioden der Einsatz neuer Technologien. Mit ihrer Hilfe sind große Umwälzungen im Lohnarbeitsbereich passiert, denn dort hatte das Kapital die entsprechenden Techniken als Waffe. Die Maschinisierung der Handarbeit, später die Maschinisierung der Kopfarbeit kennzeichnen diese Entwicklungslinien. Im Hausarbeitsbereich erfolgten zwar auch gewisse Veränderungen, wie z.B. die fließmäßige Organisierung der Küchenarbeit mit Hilfe der modernen Küchentechnologie. Gleichwohl bleib hier das meiste ,,beim alten". Für die Umwälzung des zentralen Tätigkeitsfelds der Frau als Hausarbeiterin, das Gebären und Erziehen von Kindern, für die Umwälzung der menschlichen

Reproduktionstätigkeit also, schien es bisher weder einen Grund noch ein Mittel zu geben.

— Die spezifisch-historische Form des Patriarchats im Kapitalismus wurde durch diese kleine Umwälzung jedoch nicht verändert. Sie besteht seit Beginn des Kapitalismus, seit der ursprünglichen Akkumulation, sie behielt Bestand in der industriellen Revolution des 18. und 19. Jahrhundert, bei der Taylorisierung der Lohnarbeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts, bei der Computerisierung der Kopfarbeit, die schon lange läuft. Diese Form des Patriarchats schien und scheint so ewig im Kapitalismus — was dazu führte, daß selbst die Marxistinnen und Marxisten, die ansonsten alle Formveränderungen auch innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft untersuchten, alles als vergänglich, historisch geworden und veränderbar analysierten, das Patriarchat in dieser spezifisch-historischen Form als selbstverständliche Grundlage des Kapitalismus ansahen und somit auch gar nicht weiter untersuchten. Die neue feministische Theoriedebatte machte in dieser Sichtweise keine Ausnahme — nur daß sie offen den theoretischen und politischen Fehler benennt. Im Gegenzug allerdings begeht sie denselben Fehler, wenn an die Stelle des Mittelpunkts „Lohnarbeit" die „Hausarbeit" gesetzt wird. Die These, dieses sei das zentrale Ausbeutungsverhältnis im Kapitalismus, nicht die Lohnarbeit, koppelt diese besondere historische Form des Patriarchats wesensmäßig an den Kapitalismus. Das halte ich für falsch.

Restrukturierung des Kapitals heißt auch Restrukturierung des Patriarchats — Gedanken, ausgelöst durch die Entwicklung in der Gen- und Reproduktionstechnologie.

— Der Kapitalismus entsteht als patriarchaler Kapitalismus, wie wir ihn bisher kennen. Er findet das Patriarchat vor, formt es um, weil es in dieser modernen Form funktional für das Kapital ist, sowohl ökonomisch als auch politisch. Die Form des Patriarchats kann aber auch anders aussehen. „Durchkapitalisierter" Kapitalismus ist denkbar.

— Bisher reichte nur die technische Grundlage nicht aus, um das Monopol der Frauen über ihre Gebärfähigkeit zu brechen, um sich vom Uterus der Frau zu befreien, genauer, um sich das Lebens-Mittel Gebärfähigkeit und den Lebensprozeß Gebären von Seiten des Kapitals als Produktionsmittel anzueignen und als Produktionsprozeß zu unterwerfen. Das wird jetzt jedoch anders. Gerade die Entwicklung der neuen Reproduktionstechniken stützt m.E. meine These, daß der Kapitalismus, wie wir ihn gegenwärtig kennen, beruhend auf der patriarchalen Kleinfamilie und der Hausarbeit, nur eine bestimmte historische Form ist. Die Technik wurde schon immer vom Kapital als Kampfmittel gegen die Arbeitskraft entwickelt, bisher vor allem im Lohnarbeitsbereich. Jetzt werden Techniken auch eingesetzt als Kampfmittel zur Restrukturierung der Reproduktionsarbeit.

— Der Begriff „Reproduktionsarbeit" ist umstritten, weil umstritten ist, ob Lebensbereiche wie Kindergebären und -aufziehen als Arbeit angesehen werden können/dürfen/sollen. Meines Erachtens haben wir hier gar keine Wahl mehr: das Kapital hat sich diesen Bereich weiblicher Lebenspraxis schon lange in der Form der Hausarbeit als Arbeit unterworfen. Heute geht es um eine Verschärfung dieses Unterwerfungsprozesses, nicht erst um einen Beginn.

— Die Restrukturierung der Reproduktionsarbeit mit Hilfe von neuen Technologien ist heute nicht nur möglich aufgrund der technischen Entwicklung, sondern das Kapital hat weltweit auch die gesellschaftlichen Bedingungen für den Einsatz dieser Technologien geschaffen, (wie es auch, bevor es im Lohnarbeitsbereich maschinisiert hat, die Arbeit dort so umgewälzt hat, daß Maschinisierung möglich war). Wie bei jeder Maschinisierung von Arbeit ist das Wesentliche also schon vorher abgelaufen. Die sozialen Bedingungen wurden geschaffen, die

Frau so zu unterwerfen, daß sie bei dieser Entwicklung mitmacht. Das begann mit der Hexenverbrenung, das setzte sich fort in der Entwicklung der Medizin, die alle Kenntnisse der Frauen monopolisierte, den Frauen jede Kenntnis über sich und ihren Körper nahm. Das wurde vor allem entwickelt auf der Grundlage wachsenden sozialen Elends in den Ländern der sogenannten Dritten Welt, aber auch in den kapitalistischen Industrieländern.

— Zwei Voraussetzungen waren nötig, um das Kindergebären maschinisierbar zu machen:

a. die Techniken mußten da sein;
b. die Frauen mußten soweit unterworfen sein, daß sie das mitmachten.

Die Techniken wurden, insbesondere im Rahmen von Grundlagenforschung im Militärbereich, inzwischen entwickelt und werden stürmisch weiterentwickelt. Die sozialen Bedingungen wurden einerseits dadurch geschaffen, daß der Kapitalismus in den Ländern der sogenannten Dritten Welt die traditionelle Produktionsweise zerstörte, nicht jedoch den „entwickelten" Kapitalismus schuf, sondern den Subsistenzbereich aufrecht erhielt, allerdings in vollständig verelendeter Form. Großenteils traf dies Elend vor allen Dingen Frauen. Von daher sind dort die Bedingungen geschaffen, daß Frauen dort die Kinder für die Weißen hier austragen bzw. zum Geldverdienen Teile ihres Körpers, wie Eierstock, Uterus, verkaufen. Gleichzeitig wird dort eine Politik der massenhaften Sterilisierung der Frauen betrieben, um für das Austragen von weißen Kindern nur solche auszuwählen, die „geeignet" sind. Aber auch in den industrialisierten kapitalistischen Ländern wurden solche Voraussetzungen geschaffen. Zum einen gibt es aufgrund wachsender Sterilität, wahrscheinlich infolge von Umweltvergiftung, immer mehr Frauen, die nur mit Hilfe solcher Techniken überhaupt Kinder bekommen können. Auf der Grundlage der bestehenden Kinder- und Familienideologie lassen sie alles mit sich geschehen, nur um ein eigenes Kind aus eigenem „Fleisch und Blut" haben zu können. Die wachsende Massenarmut hat aber auch hier Frauen „produziert", die bereit sind, fremde Kinder auszutragen, bzw. Körperteile für solche Fortpflanzungsprozesse bereitzustellen, wenn sie dafür Geld bekommen.

— Was passiert in diesem Prozeß mit der Familie? Hier zeichnen sich recht widersprüchliche Entwicklungen ab: mit Hilfe und auf der Grundlage der neuen Reproduktionstechniken kann sie tendenziell aufgelöst werden, wenn das Kapital sie nicht mehr braucht, d.h., wenn sie nicht mehr die sozial-politisch stabilisierende Rolle spielt, die sie als „Zelle" des bürgerlichen Staates spielen soll. Nun zeigen zwar neuere Umfragen, daß die Familie mehr und mehr brüchig wird, insbesondere durch Erfolge der feministischen Bewegung. Dennoch zeigen die verschiedenen Politikmuster in den entwickelten kapitalistischen Ländern heute, daß sie eher stabilisiert wird. Mir scheint das jedoch kein Gegensatz zu sein. Was stabilisiert wird, ist die Familie der weißen Mittelstandsfrau bzw. der weißen reichen Frau. Die anderen Familien sind sowieso von Anbeginn brüchig. Das gilt insbesondere für die sogenannte Dritte Welt, wo das soziale Elend so groß ist, daß eine bürgerliche Familienstruktur, wie wir sie kennen, sich gar nicht bilden kann. Das gilt aber auch für die Arbeiterfamilie in den kapitalistischen Industrieländern. Ökonomisch gab es hier nie einen Familienvorstand, der die Familie ernährt hat. Die Frage steht, ‚wie lange die Familienideologie trotzdem noch greift, und das ist auch eine Frage nach dem Einbeziehen von Arbeiterinnen in die feministische Bewegung, eine Frage also nach der Stärke der Frauenbewegung. Das Kampfmittel gegen sie ist dem Kapital durch die neuen Reproduktionstechnologien in die Hand gegeben.

— Mit Hilfe der neuen Gen- und Reproduktionstechniken ist also eine weitere Durchkapitalisierung, und zwar weltweit, möglich. Diese *Durchkapitalisierung des Gebärens* bedeutet keinerlei Befreiung der Frau, sondern weitere Unterwerfung. Hatte sie bisher, infolge ihrer Unentbehrlichkeit beim Gebären, noch

Mitsprachemöglichkeiten, so werden ihr die jetzt genommen. Sie wird reell dem Kapital unterworfen. Ihre Rolle beim Kindergebären wird die eines Arbeiters am Fließband: die eine Frau spendet das Ei, das außerhalb ihres Körpers befruchtet und eventuell gentechnisch manipuliert wird. Eine andere Frau gibt, zumindest zeitweise solange das noch nötig ist, ihren Uterus, in dem für einige Wochen das Kind entwickelt wird. Für die letzte Phase kommt es dann in eine künstliche Gebärmutter, wird „geboren", um dann wiederum von einer anderen Frau aufgezogen zu werden. Das heißt, der Kapitalismus macht sich nicht derart „unabhängig" von den Frauen, daß er sie gar nicht mehr benutzt, sondern sie werden Teil dieses fließmäßigen Gebärprozesses. Zumindest vorläufig — die Frage, wann solche standardisierten Tätigkeiten dann durch Maschinen ersetzt werden können, ist wiederum sowohl eine Frage der weiteren Technikentwicklung, als vor allem eine Frage der Gefährdung der Herrschaft des patriarchalen Kapitals durch den Widerstand der Frauen.

— Der Kapitalismus ist die erste Produktionsweise, die tendenziell die Unabhängigkeit von der Natur anstrebt. Er vernichtet dabei die Natur, formt sie so um, wie er sie als Element für die warenförmige Produktion braucht. Das bezieht sich sowohl auf die dem Menschen äußere Natur als auch auf die menschliche Natur selbst. Vernichtet wird damit auch die weibliche Gebärfähigkeit, vernichtet aber auch das Prinzip Mann — Frau, und damit auch das mögliche Positive in diesem Verhältnis. Die Entwicklung betrifft also nicht nur die Frauen, sondern auch solche Männer, die das gegenwärtige patriarchale Verhältnis zwischen Mann und Frau in ein gleichwertiges Verhältnis aufzulösen versuchen.

— Der Kapitalismus ist nicht auf die Art der Hausarbeit, wie wir sie kennen, angewiesen, sondern wälzt sie entsprechend seiner Bedingungen um. Dabei nutzt er das bestehende Patriarchat, solange er es brauchen kann und es für ihn funktional ist. Die neuen Reproduktionstechniken sind ein Kampfmittel, das gegen einen zentralen Teil der Hausarbeit, die Reproduktionsarbeit, eingesetzt werden kann, ein Kampfmittel zur Restrukturierung dieses Teils der gesellschaftlichen Arbeit.

— Dagegen hilft es nicht, an der Kleinfamilie festzuhalten. Dagegen hilft auch nicht, sich mit diesen neuen Reproduktionstechniken (scheinbar) vom Mann unabhängig zu machen. Die Teile der Frauenbewegung, die das denken, sind vielmehr die nützlichen Idioten des Kapitals bei der Durchsetzung dieser Technologien, bei der weiteren Zerstörung der weiblichen (und damit auch der männlichen) Natur. Denn beim gegenwärtigen Entwicklungsstand dieser Produktionsmethode geht es (noch) nicht ohne die Frauen. Dagegen hilft nur, sich diesen Experimenten vollständig zu verweigern, sich über sie zu informieren, zum Beispiel eigene Gesundheitszentren der Frauen aufzubauen, um die Kenntnisse über den eigenen Körper zurückzugewinnen, und damit eine Grundlage für den Widerstand und Möglichkeiten von Alternativen zu entwickeln. Dagegen hilft weiter nur, neue Lebensformen von Männern und Frauen auszuprobieren, in denen sie selbstbestimmt leben und arbeiten, von denen aus sie die Kraft entwickeln, sich gegen diesen Angriff des Kapitals zu wehren. Es geht bei diesem Widerstand um die Zurückeroberung des Kindergebärens und -aufziehens als Lebenspraxis. Gelingt dieser Widerstand nicht, könnte der Kapitalismus die vorläufig erste Gesellschaftsformation werden, die nicht-patriarchal ist: nicht durch die Emanzipation der Frau, sondern durch die Vernichtung des Weiblichen.

Wer hat denn daran Interesse?

Bei der Entwicklung dieser Gedanken wurde ich verschiedentlich gefragt: Aber wer hat denn daran Interesse, wer will denn eine solche Entwicklung? Denn technische Möglichkeiten erklären ja noch lange nicht, wann und weshalb neue Techniken auch eingesetzt werden. Meines Erachtens rührt das Interesse her aus der Notwendigkeit, die kapitalisti-

sche Herrschaft weltweit zu stabilisieren. Und eine wesentliche Grundlage dieser Herrschaft ist eine Bevölkerung, die über Generationen derart in die Kapitallogik eingepreßt ist, daß für sie ,,wirklich leben" identisch ist mit für das Kapital arbeiten, ausgebeutet werden. Die gegenwärtige weltweite Bevölkerungsentwicklung wird für diese Interessen deshalb zum Problem, weil die Bevölkerung in den industrialisierten kapitalistischen Ländern weiter zurückgeht, während es in einigen Teilen Lateinamerikas, Asiens und Afrikas zu ,,Bevölkerungsexplosionen" kommt. Aber, so gleich der nächste Einwand, kann es dem Kapital nicht egal sein, ob es z.B. indische statt westeuropäische Arbeiterinnen und Arbeiter ausbeutet? Nein, meine ich, eben wegen der mangelnden kapitalistischen Diziplin der als Beispiel erwähnten indischen Bevölkerung, die der Bevölkerung in den industrialisierten kapitalistischen Ländern über Jahrhunderte eingebläut, eingebrannt, eingeprügelt wurde. Nun wäre zwar auch ein entsprechend langwieriger Entwicklungsprozeß in den bevölkerungsreichsten Ländern der sogenannten Dritten Welt möglich, das hieße jedoch, diese Länder von Seiten des Kapitals ebenfalls vollständig durchzukapitalisieren. Das braucht viel Kapital und viel Zeit. Die neuen Gen- und Reproduktionstechnologien ermöglichen es dem Kapital, das Problem anders zu lösen. Mit ihrer Hilfe ist eine Bevölkerungspolitik möglich, durch die einerseits die Frauen in den Ländern der sogenannten Dritten Welt sterilisiert werden, (was zum Beispiel gegenwärtig in Indien abläuft, und zwar mit Hilfe internationaler Organisationen), während gleichzeitig eine Auslesebevölkerungspoliltik in den kapitalistischen Zentren betrieben wird. Hier wie dort werden die Frauen über das Gesundheitssystem immer stärker kontrolliert, die ,,guten" Frauen als Eispender ausgewählt, die armen Frauen als Gebär-Mütter eingesetzt. Dabei sollte deutlich geworden sein: das Ziel ist nicht die Vernichtung der Frauen, sondern eine für das patriarchale Kapital funktionale Menschenproduktion. Je stärker sich die Frauen dagegen wehren, die ihnen zugedachte Rolle dabei zu spielen, desto mehr geht es jedoch um die Vernichtung des Weiblichen. Das Ganze kann, insbesondere in den kapitalistischen Industrieländern, nur funktionieren auf der Grundlage der traditionellen Familienideologie und der Vorstellung vom ,,Kind aus eigenem Fleisch und Blut". Aufgabe der Frauenbewegung ist es insofern, diese Ideologie anzugreifen, um Frauen beim Mitmachen bei dieser rassistischen und klassenmäßigen Bevölkerungspolitik abzuhalten.

Literatur

BIESECKER, Adelheid; HOLGER, Heide: Alternativökonomie und Restrukturierung des Kapitals, in: Kommune, Heft 6/Juni 1984

BIESECKER, Adelheid: ,,Krise und Restrukturierung des Kapitals — Wie sind Frauen davon betroffen" in: Leben und Technologie, Reader der 3. Bremer Frauenwoche, Bremen 1984.

Marita Blauth

Die Hälfte des Himmels — und ein ganzes Taxi

Seit Monaten kursiert eine Idee durch die alternative — linke — autonome — grüne Szene: Nachttaxi für Frauen. Frauen sollen damit vor männlicher Gewalt geschützt werden. Die Benutzung eines Taxis zu Tarifen öffentlicher Verkehrsmittel soll Frauen die Möglichkeit geben, sich unbehelligt von männlichen Angriffen auf der Straße von einem Ort zum anderen zu bewegen. Die Begegnung mit dem möglichen Täter Mann soll vermieden, das Risiko einer Vergewaltigung somit verringt werden.
Diese Forderung, in Berlin von AL und Frauen der Taxi-Initiative erstmalig formuliert, wird nun in vielen Städten diskutiert und in Tübingen in abgeänderter Form als Modellversuch durchgesetzt. Kritiklos und unreflektiert geht diese Forderung seither in alle fortschrittlich scheinende Papiere und Forderungskataloge ein. Hier nun ein Betrag zur inhaltlichen Diskussion, die nach der ersten Euphorie über die ,,frauenfreundliche Notlösung" (Taxi-Juni, Verlin) hoffentlich noch nicht abgeschlossen ist.

Erlaubt, zu Beginn einen Vergleich:

Der Löwe (bissig, potentiell gefährlich)
steht für Mann.
Der Mensch (verletzbar, potentielles Opfer)
steht für Frau.
In diesem Vergleich die entscheidende Frage:
,,In wessen Terrain bewegen wir uns?"

Angenommen, eine Stadt soll vor einem Löwen geschützt werden — im Terrain der Menschen. Wird doch der Löwe gefangen und hinter Gitter gebracht oder? In einem Nationalpark — im Terrain des Löwen — wird der Mensch geschützt, er bleibt im Auto. In wessen Terrain bewegen wir uns?
Taxifahrscheine für Frauen haben zwei offensichtliche Ziele: Zum einen sollen sie als politische Forderung das Ausmaß der Männergewalt gegen Frauen ins öffentliche Bewußtsein rufen, zum anderen sollen sie einen realen Schutz für Frauen darstellen.

Gegen Männergewalt: Taxifahren?

Um zu klären, ob diese Forderung ein öffentliches Nachdenken bewirken kann, das im Interesse von Frauen liegt, muß man folgende Zusammenhänge berücksichtigen:
In der Öffentlichkeit wird ein bestimmtes, auch von Stern und Spiegel gezeichnetes Bild eines Vergewaltigers propagiert. Demnach ist ein Vergewaltiger ein Triebtäter, der bei Dunkelheit in Parks und abgelegenen Gegenden Frauen überfällt und vergewaltigt. Diese Definition von Vergewaltigung, die auch in Wissenschaft und Rechtsprechung an der Tagesordnung ist, reduziert männliche Gewalt auf einen Bereich, der nichts mit dem eigenen Leben zu tun hat. Damit wird ,,normale" männliche Gewalt legitimiert, denn folgende Tatsachen werden damit ausgeklammert:
Die meisten Vergewaltigungen (ca. 80 %) sind ,,Beziehungstaten", d.h. Täter und Opfer kennen sich. Häufigster Tatort ist die Wohnung des Täters oder des Opfers. Die meisten Vergewaltigungen entwickeln sich aus ,,normalen" zwischenmenschlichen Beziehungen, wobei entgegen männlicher Phantasie der Widerstand der Frauen deutlich erkennbar ist.
Untersuchungen und Erfahrungen von Vergewaltigungen zeigen, daß sexueller Mißbrauch nichtsexuellen Zwecken dient. Sexualität wird benutzt zur Erniedrigung und Unterdrückung der Frau oder zu deren Kontrolle.
Machtstreben und/oder Frauenverachtung ist der Hintergrund der Gewalttaten und dient der männerherrschaftlichen Selbstbestätigung.
Vergewaltigung ist somit nicht zu trennen von den geschlechtlichen Rollenfestlegungen und den gesellschaftlichen Strukturen, die diese Ungleichheit zwischen Frauen und Männern bedingen. Das Bild von Männlichkeit besteht aus einer Verbindung von Macht, Stärke und Aggresion. Im Interesse der männlichen

Durchsetzungsfähigkeit — auch und vor allem Frauen gegenüber — gelten aggressive Verhaltensweisen als rollenkonform.
Dazu gehört auch sexuelle Aggression.
Tragende Voraussetzung (und Folge) dieser Geschlechtsrollenprägung ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Sie gliedert die gesellschaftliche Arbeit in Männer- und Frauenarbeit und sie bestimmt geschlechtshierarchische Beziehungen: in der Berufsarbeit und in der Privatarbeit. Das weibliche Arbeitsvermögen ist personenzentriert; Emotionalität und Sexualität werden mit eingebracht. Es sind Dienstleistungen, über die der Mann verfügen kann. Männer sehen Frauen deshalb tendentiell als Objekte an, die ihnen potentiell zur Verfügung stehen.
In der Ehe spiegeln sich diese Besitz- und Dienstverhältnisse geregelt wieder: Eheliche Vergewaltigung wird nicht zur Kenntnis genommen, das Verfügungsrecht des Mannes über den Einsatz des Körpers einer Frau ist gesetzlich nicht anfechtbar.

Es ist nicht zufällig, daß das reduzierte Bild eines Vergewaltigers diese Zusammenhänge ausklammert.
Es verhindert, sich mit den eigenen Gewaltstrukturen auseinanderzusetzen. Es ermöglicht, sich rauszuhalten und sich im Status quo einzurichten.
Die Forderung nach Taxischeinen entspricht der Logik dieses Bildes von Vergewaltigung. Sie bleibt genau in den Grenzen des beschriebenen Bildes hängen, verspricht aber da eine Veränderung der Situation, wo sie tatsächlich die Gewalt kaschiert und legitimiert.

Taxifahren: Individueller Schutz?

Ist die Forderung politisch schon fatal, so ignoriert sie als individuelle Hilfsmaßnahme für Frauen zwei wesentliche Nachteile, die den vordergründigen Schutz fragwürdig machen.
— Die ausgewiesene Möglichkeit für Frauen, sich nicht mehr auf der Straße bewegen zu müssen, sondern ins geschützte Taxi steigen zu können, um einer Vergewaltigung zu entgehen, legt frau auf ihre passive Opferrolle, ihre Angst fest: Nur für uns gibt es die Möglichkeit und es gibt sie, weil wir Frauen sind, weil wir geschützt werden müssen. Wie sollen wir es da noch wagen, uns ohne Angst auch ohne Taxi zu bewegen? Wie sollen Frauen der „zweiten Vergewaltigung" durch ein Gericht entgehen, wenn sie nach richterlicher (erfahrener) Meinung diese selbst provoziert haben: Sie hätten sich ja schützen können!" . . .?
Männer bleiben so die Herren der Arbeit, der Beziehung und der Straße, und Frauen wird eine weitere Möglichkeit gegeben, sich in ihrer Angst einzurichten:

Wer hat Angst vor'm schwarzen Mann?

Frauen aller Altersstufen leben mit einer permanenten Angst. Es ist die Angst vor männlicher Gewalt. Manchmal nehmen wir die Angst nicht mehr wahr, weil wir viele Methoden entwickeln mußten, um die Angst nicht manifest werden zu lassen. Meistens handelt es sich dabei um Verdrängungs- oder Vermeidungsstrategien. Wir erlauben uns erst gar nicht mehr den Spaziergang unterm Sternenhimmel in einsamer Gegend, geschweige in Waldnähe . . . und vieles mehr. Frauen haben gelernt, mit der Angst zu leben. „Sei vorsichtig!" „Paß auf!" „Laß dich nicht ein!"
Uns nicht einlassen? Auf wen? Nicht einlassen auf den ‚schwarzen Mann'. Der schwarze Mann ist der unbekannte Mann, der Mann auf der Straße, der fremde, böse Mann. Dieses Bild braucht ein notwendiges Gegenüber. Etwas, das heil und gut ist: den bekannten Mann, den Ehemann, die Beziehung, die Familie. Hier brauchen wir keine Angst zu haben.
Diese Illusion ist möderisch. Aber wir haben sie gelernt. Und diese Illusion brauchen wir. Wozu? Um das Spiel „Wer hat Angst vor'm schwarzen Mann?" zu Ende spielen zu können. Denn wir müssen die Frage „und wenn er aber kommt?" (der schwarze Mann) beantworten können:

Dann laufen wir davon!

So endet jedenfalls das bekannte Kinderspiel. Der Wettlauf der Taxifahrscheinfordernden Frauen mit der eigenen Angst endet auch so:
Wir brauchen die Illussion von einem sicheren Ort, um unsere Angst zu ertragen. Wir brauchen die Illussion, um nicht zu merken, daß die Angst in uns und um uns ist. Wir brauchen die Illussion, wegrennen zu können an einen sicheren Ort.
Enttäuschen können wir uns nur, wenn wir unsere Angst anpacken und das Schema durchbrechen, das wir Frauen verdammt gut lernen mußten und immer wiederholen: den defensiven Rückzug, unseren Anteil an der Gewaltstruktur.

Selbstbehauptung / Selbstverteidigung

Wenn Frauen auf ihren Anteil an der Gewaltstruktur verzichten wollen, dann können sie sich nicht mehr von Männern vor männlicher Gewalt schützen (lassen!), *sie können sich nur selbst schützen.* Das setzt die Erfahrung voraus, daß Frauen nicht hilflos sind, sondern sich erfolgreich verteidigen können.
Diese Erfahrung können wir heute schon in Selbstbehauptungs-/Selbstverteidigungstrainings machen.
Dort geht es zum einen darum, wirksame Techniken zu lernen, zum anderen dienen diese Trainings der Selbsterfahrung mit dem Effekt, die eigene Angst und Wut *einzuschätzen,* Stärke zu entdecken und *auszuprobieren,* und die eigene Kraft jeder Frau *manifest* werden zu lassen. Zwangsläufig ist damit die Auseinandersetzung mit der herkömmlichen Sozialisation und den aktuellen Erfahrungen, die Frauen klein und schwach halten, verbunden, aber auch mit den gesellschaftlichen Gegebenheiten, die diese (sexuelle) Gewalt gegen Frauen immer wieder neu hervorbringen. Jedes Training kann so früher oder später dazu führen, daß Frauen Strategien und Ansätze zur Aufhebung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung diskutieren und ihre Stärke zielgerichtet gegen das sie unterdrückende System richten.
Zurück zum Taxifahren.
Wie wär's also für alle, die an dieser Forderung hängen, anstatt die potentiellen Opfer von der Straße zu holen, die potentiellen Täter von der Straße zu verteiben: *Männer nach Anbruch der Dunkelheit ins Taxi, unseretwegen auch zum öffentlichen Nahverkehrstarif!!*

Dokumentation, Informationen

Arbeitskreis Kölner Familienrechtsanwältinnen- und anwälte

Stellungnahme zur Einstweiligen Verfügung auf Unterlassung eines Schwangerschaftsabbruches

Das Vormundschaftsgericht Köln hat auf den Antrag eines Ehemannes diesem die Befugnis übertragen, beim Landgericht eine Einstweilige Verfügung auf Unterlassung eines Schwangerschaftsabbruches zu beantragen. Die Ehefrau hatte für den nächsten Tag einen Termin für einen Abbruch bei einem Frauenarzt vereinbart. Eine Indikation, die sie dazu berechtigte, lag vor.

Eine solche Entscheidung findet keine Grundlage im Gesetz. Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt unzweideutig mit der Vollendung der Geburt. Zwar gewährt das Gesetz auch dem ungeborenen Kind in Ausnahmefällen einen Schutz zukünftiger Rechte (z.B. hinsichtlich zukünftiger Erb- oder Unterhaltsansprüche). Das setzt aber die Geburt des Kindes voraus, ändert mithin nichts an dem Grundsatz, daß das ungeborene Kind als solches während der Schwangerschaft noch keine eigenen Rechte hat. Deshalb kann dem Ehemann der Schwangeren vor der Geburt auch kein Recht auf Wahrnehmung der ,,Rechte" des Ungeborenen übertragen werden. Genausowenig kennt das Gesetz ein eigenes ,,Vaterrecht" vor der Geburt.

Die Entscheidung über einen Schwangerschaftsabbruch betrifft ausschließlich das Selbstbestimmungsrecht der schwangeren Frau im Konflikt mit dem Schutz der Leibesfrucht. Der Gesetzgeber hat sich eindeutig dafür entschieden, bei bestimmten Indikationen der Frau die alleinige Entscheidungsbefugnis einzuräumen. Da eine solche Indikation in dem vom Vormundschaftsgericht Köln entschiedenen Fall durch einen Arzt bereits anerkannt war, bedeutet die Antragstellung des Mannes eine Umgehung des gesetzlich geregelten Vorranges und einen Übergriff in das Entscheidungsrecht der Frau.

Offensichtlich haben Juristen hier nur einen formalen Weg gesucht, um den patriarchalischen Zugriff auf das vom Gesetz anerkannte Selbstbestimmungsrecht der Frau zu ermöglichen. Infolge der kurzen Fristen, innerhalb derer ein Abbruch zulässig ist, würde diese juristische Konstruktion in zahlreichen Fällen schon allein durch die Dauer des Verfahrens eine Alleinentscheidung des Mannes bedeuten. Die Frau wird zum Objekt männlichen Handelns.

Köln, 12. Juni 1985

Kongreß „Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnik"

Resolution

Die Gen- und Fortpflanzungstechniken sind der derzeit letzte Versuch der Interessenallianz von Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Militär, die immer deutlicher werdenden Verwertungsschwierigkeiten des Kapitals (Überproduktion, sinkende Profite, Grenzen des Wachstums) durch die Erschließung neuer Investitions-„Territorien" und durch die Schaffung neuen Bedarfs, sprich neuer Märkte zu lösen. Die neuen „Territorien", die nun erobert, zerlegt, vermessen, angeeignet und industriell zur Profitmacherei verwertet werden, sind pflanzliches, tierliches, menschliches Leben insgesamt, das nun einer totalen Kontrolle unterworfen wird.

Der Versuch, globale Probleme wie Hunger, Umweltverschmutzung und durch diese bedingte Krankheiten durch eine Technik beherrschbar zu machen, ohne die Ursachen beseitigen zu müssen, erfährt damit eine neue Qualität und Zuspitzung. Diese Technik wird von ihren Befürwortern als eine an sich schon positive Errungenschaft eines angeblich ohnehin nicht aufhaltbaren technischen Fortschritts gepriesen. Diskutiert werden die Auswirkungen der Gentechnik allenfalls bei ihrer Anwendung beim Menschen.

Insbesondere der weibliche Körper mit seiner einzigartigen Fähigkeit, menschliches Leben zu schaffen, wird nun enteignet und als Rohmaterial für die industrielle Menschenproduktion in seine Teile zerlegt.

Für uns Frauen, für die Natur und für die ausgebeuteten Völker bedeutet diese Entwicklung eine Kriegserklärung. Für uns Frauen bedeutet sie einen weiteren Schritt zum Ende der Selbstbestimmung über unseren Körper, unsere Gebärfähigkeit und damit unsere endgültige Abhängigkeit von der Kontrolle von medizinischen Experten. Es geht außerdem um eine Erfassung und Spaltung von Menschen in genetisch „wertvolle' und „minderwertige", um die Fortsetzung sexistischer, rassistischer und letztlich faschistischer Auslese- und Ausmerze-Politik, diesmal jedoch im Weltmaßstab, wobei die weißen Mittelklasse-Frauen zu den „erwünschten" Gebärerinnen gehören werden, die armen, farbigen Frauen zu den „unerwünschten".

In der Reduktion von menschlichen und nichtmenschlichen Lebewesen auf einige ausbeutbare Eigenschaften und Funktionen wird der Menschen- und Natur-verachtende Charakter dieser Technik deutlich. Dem Macht- und Machbarkeitswahn verfallen, werden so beliebig Lebewesen konstruiert, verändert, „verbessert", ohne zu berücksichtigen, welche tiefgreifenden Konsequenzen dies für das Leben auf der Erde haben wird. Spontaneität, Lebendigkeit, Anderssein — kurz die Vielfältigkeit allen Lebens, auch des menschlichen Lebens — werden so zu Störfaktoren eines Produktionsablaufes. Dies bedeutet eine weitere Konzentration von Macht und Profit in den Händen weniger und die Abwälzung der negativen Folgen auf viele.

Die Gentechnik wird die ökologische und soziale Misere der Landwirtschaft in den Industrienationen verschärfen und gleichzeitig die Abhängigkeitsstrukturen verstärken, die die Ursache für den Hunger in den ausgebeuteten Ländern sind.
Für die Medizin bietet die Gen- und Fortpflanzungstechnik ein wachsendes Arsenal von Mitteln der Symptombekämpfung. Das Prinzip der „selbstverschuldeten" Krankheit wird auf die Spitze getrieben. Erbanlagen werden dafür verantwortlich gemacht, daß die Menschen mit Krankheit auf fortschreitende Umweltzerstörung und Umweltverschmutzung reagieren.

Die Wissenschaftler, die sich auf die inzwischen käuflich gewordene Freiheit der Wissenschaft berufen, liefern wie eh und je die modernsten Vernichtungswaffen in diesem

Krieg. Sie sind es, die zuerst die Naturzerstörung vorangetrieben haben. Sie sind es heute wiederum, die Menschen, Tiere und Pflanzen an diese zerstörte Umwelt anpassen wollen. Nach den Erfahrungen, die wir mit dieser Wissenschaft gemacht haben, sprechen wir den Forschern in diesem Bereich jedes Recht ab, über die ethischen und politischen Grenzen der Gen- und Fortpflanzungsforschung zu bestimmen. Wir halten es an der Zeit, daß die Hintergründe, die Geldquellen, die Interessenverflechtungen auch der sogenannten Grundlagenforschung und letztlich der Sinn und Unsinn dieser Forschung von möglichst allen Betroffenen, und zwar weltweit, diskutiert werden.

Wir erklären, daß wir diese Technik nicht brauchen und nicht wollen und daß wir sie als das bekämpfen, was sie ist: eine Kriegserklärung an Frauen und Natur.

Die auf dem Kongreß „Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnik" versammelten Frauen erklären:

An uns Frauen

— Wir werden alles daran setzen, diese Entwicklung zu stoppen und zu verhindern.

— Wir werden diese Techniken selbst boykottieren und rufen andere Frauen und Männer auf, die Vermarktung dieser Produkte (z.B. gen-manipuliertes Saatgut, Lebensmittel, Medizin) durch offensive Verweigerung zu behindern.

— Wir wissen, daß Technik keine Probleme lösen kann, die durch ausbeuterische Verhältnisse geschaffen werden.

— Wir rufen insbesondere alle Frauen auf, sich der Zerstückelung und Enteignung ihres Körpers zum Zwecke der Profitmacherei zu widersetzen und die Selbstbestimmung über ihre Gebärarbeit und die Gebärvorgänge nicht an die Experten abzugeben.

— Wir lehnen die Definition von Unfruchtbarkeit als Krankheit ab. Unfruchtbarkeit ist vor allem durch gesellschaftliche Verhältnisse bedingt.

— Wir sehen die Propagierung des sogenannten Rechts auf biologische Mutterschaft als den gefährlichsten Mythos an, durch den heute Frauen mit ihrem Körper und/oder Körperteilen in die industrielle Verwertung einbezogen werden sollen. Es gibt kein „Recht" auf ein Kind aus eigenem Fleisch und Blut, weder für fruchtbare noch für unfruchtbare Frauen, weder für lesbische noch für heterosexuelle Frauen. Die Freude an Kindern kann auch in der Form der sozialen Mutterschaft befriedigt werden. Es gibt auch keine Pflicht zu einem eigenen Kind und zum genetisch maßgeschneiderten Kind.

— Leben bedeutet für uns immer Risiko. Das heißt, wir halten fest an der Verantwortung für uns selbst und unser Leben und überlassen uns nicht den Experten.

— Risiko und Selbstverantwortung können Frauen nur dann tragen, wenn die einzelne Frau sich nicht isoliert ihren Ängsten überläßt; deshalb müssen wir soziale Zusammenhänge schaffen, in denen wir gemeinsam unsere Lebensrisiken tragen.

— Wir treten entschieden allen Versuchen entgegen, durch die Kombination von Gen- und Fortpflanzungstechnik eine rassistische und faschistische Spaltung unter Frauen in „wertvolle" und „minderwertige" herbeizuführen, in weiße Mittelklasse-Frauen, die gebären sollen und in Frauen in den ausgebeuteten Ländern, denen dieses verboten wird. Gleichzeitig wenden wir uns in unseren eigenen Ländern gegen die bei der Geburtenkontrolle und -beratung von Gynäkologen und Kliniken bereits praktizierte Abspaltung von Ausländerinnen, verarmten Frauen, behinderten Frauen und allen Frauen, die in dieser Gesellschaft als nicht angepaßte gelten (z.B. Lesben, politischen Dissidentinnen). Wir wenden uns speziell dagegen, daß die zunehmende Armut der Frauen zu Leihmütter-Prostitution benutzt wird.

— Frauen aus den ausgebeuteten Ländern können uns mit ihrem noch vorhandenen Wissen über ihren Körper und die Gebärvorgänge helfen, unsere eigene Autonomie zurückzugewinnen.

An die Herrschenden:

— Wir wenden uns entschieden dagegen, daß die Diskussion um diese Lebens- und Frauen-feindlichen Techniken innerhalb exklusiver Expertengremien geführt wird. Dem gegenüber werden wir alles daran setzen, um eine möglichst breite Aufklärungs- und Protestbewegung unter Frauen zu schaffen, mit dem Ziel, diese gefährliche Entwicklung zu stoppen. Wir rufen alle Männer auf, die ihr Menschsein noch nicht verloren haben, diese Bewegung zu unterstützen.

— Jede Regierung, die der Gen- und Fortpflanzungstechnik freie Hand läßt, macht sich zum Schreibtisch-Täter über Natur und Weltbevölkerung. Wir sprechen Forschungsminister Riesenhuber das Recht ab, Gesetze zu initiieren und Verordnungen zu erlassen, die die Sicherheitsrichtlinien in den Labors lockern und die Gen- und Fortpflanzungsforschung über nicht öffentliche Ethik-Kommissionen rechtfertigen.

— Wir fordern einen Stop der Forschungsförderung von Gen- und Fortpflanzungstechnik aus öffentlichen Mitteln. Außerdem fordern wir den Stop dieser Forschung durch die Industrie. Stattdessen fordern wir mehr materielle Voraussetzungen für Frauen-Gesundheits-Projekte, für menschenwürdige Lebenszusammenhänge und die Entwicklung und Verbesserung von ökolotgisch sinnvollen Anbau-, Energiegewinnungs- und Produktionsverfahren.

— Wir verurteilen vor allem, daß Frauen aus ausgebeuteten Ländern und arme Frauen von internationalen Pharmakonzernen und deren Forschungsaktivitäten mißbraucht werden und als Absatzmärkte für das internationale Kapital und Patriarchat dienen.

— Wir wollen eine andere Wissenschaft und Technik, die die Würde des Menschen und allen Lebens auf der Erde respektiert. Wir rufen alle Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen auf, den verhängnisvollen Bund zwischen mechanistischer Wissenschaft und Wirtschaftsinteressen aufzukündigen, und sich mit uns an dem Aufbau einer neuen Einheit von Wissen und Leben zu beteiligen.

— Wir fordern, daß vor der Einführung neuer Techniken der belegte Nachweis erbracht werden muß, daß diese Techniken die Umwelt nicht schädigen und nicht zu gesellschaftlichen Diskriminierungen führen.
In Fortsetzung des Gesamplenums wurde von ca. 150 Frauen folgende Forderungen sehr kontrovers diskutiert und mit knappen Mehrheiten abgestimmt.

— Wir fordern Stop der humangenetischen Beratungsstellen und der pränatalen Diagnostik.

— Wir weigern uns an dieser negativen Eugenik, an der Einteilung von Kindern in „minderwertige" und „hochwertige" teilzunehmen.

— Wir machen nicht mit, wenn unter dem Deckmäntelchen der Selbstbestimmung die Probleme wie schädliche Umwelt und gesundheitliche Arbeitsplätze auf unsere Schultern abgewälzt werden.

— Statt dessen: Abschaffung von Ursachen für Behinderung, d.h. Entgiftung der Umwelt und Veränderung der Arbeitsbedingungen sowie Veränderung der sozialen Bedingungen.

— Für das Recht von Frauen, behinderte Kinder zur Welt zu bringen; es darf kein Problem sein, ein behindertes Kind zu haben.

— Der Kongreß „Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnik" fordert weltweit alle Frauen auf, gegen diese Technologien auf allen Ebenen Widerstand zu leisten, sie mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zu sabotieren, zu boykottieren und sie zu verhindern.

— Wir fordern einen Ausbildungsstopp für männliche Frauenärzte.

Bonn, den 21. 4. 1985

Konferenz des internationalen feministischen Netzwerks gegen Reproduktionstechniken (FINNRET)

I.

Vom 3.—8. Juli haben sich 70 Frauen aus 19 Ländern an der Konferenz mit dem Thema „Neue Reproduktionstechnologie" in Südschweden getroffen. Die Konferenz ist von 5 Frauen der vor einem Jahr gegründeten Organisation FINNRET (Feminist International Network on the New Reproductive Technologies) organisiert worden mit dem Ziel, der internationalen technischen Entwicklung einen internationalen Widerstand entgegenzustellen. Aus der Dritten Welt waren leider nur drei Länder vertreten (Brasilien, Bangladesh, Südsee).
Durch den internationalen Austausch der Informationen hat sich an der Konferenz ein zentraler Aspekt herausgeschält: Es bestehen klare Zusammenhänge zwischen den bevölkerungspolitischen Geburtskontrollprogrammen in den Entwicklungsländern und den neuen Reproduktionstechnologien im Westen. Der Gedanke, es gehe aus machtpolitischen Gründen allein darum, die Bevölkerung dort abzubauen und hier aufzustocken, greift zu kurz. In einzelnen Ländern der Dritten Welt ist die IVB (In-Vitro-Befruchtung) bereits Praxis, andere bekunden ihr Interesse.

Fruchtbar? Unfruchtbar?

Die IVB (In-Vitro-Befruchtung) in den Industrieländern ist die Kehrseite der Verhütungsprogramme in den Entwicklungsländern. In den westlichen Ländern gebären die Frauen immer weniger Kinder. Mit ein Grund dafür scheint die zunehmende Unfruchtbarkeit zu sein. Neben der Schwangerschaft, die bei uns zu den „Krankheiten" gezählt wird, soll nun auch die Unfruchtbarkeit eine „Krankheit" sein. Frauen können sein, wie sie wollen — schwanger oder nicht —, krank sind sie in jedem Fall.

Zur selben Zeit werden die Frauen in Entwicklungsländern aus „bevölkerungspolitischen Gründen" unfruchtbar gemacht, sei es durch Steilisation oder durch mit Nebenwirkungen gesegnete Verhütungsmittel. Zum Beispiel Depo Provera: die Dreimonatsspritze ist in den USA wegen der möglichen krebserzeugenden Wirkung verboten, wird aber an über vier Millionen Frauen in Entwicklungsländern abgegeben. Das Neueste auf dem Markt ist Norplant, eine Kapsel, die in den Oberarm operiert wird und während fünf Jahren verhüten soll, ein einfacher billiger Eingriff. In Indien wollten sich Frauen die einoperierten Kapseln eigenhändig aus dem Oberarm schneiden, da sie die Nebenwirkungen nicht mehr aushielten. Verhütungsprogramme haben eben nicht das geringste mit Gesundheitsversorgung zu tun. Ana Gomes dos Reis, Ärztin und Mitarbeiterin im brasilianischen Gesundheitsministerium erzählt: von der Weltgesundheitsorganisation aus werden an verschiedenen Forschungszentren Verhütungsmittel für Frauen der Dritten Welt entwikkelt. Die Mittel dürfen keine gesundheitliche Nachkontrolle erfordern. Sie müssen billig, von angelernten Laien einfach verabreichbar und lange verhütend sein. Im Moment wird an einer versilberten Spirale gearbeitet, die einmal eingesetzt, über 12 Jahre verhüten soll. Eine 12 Jahre wirkende Spirale paßt sehr gut zur Lancierung der IVB: durch die chronische Unterleibsentzündung, die jede Spirale mit sich bringt, werden die Frauen nach 12 Jahren wohl unfruchtbar sein.
Weiter ist geplant, über hormonelle Impfungen zu verhüten. Um schwanger zu werden, wäre eine gegenhormonelle Behandlung oder IVB notwendig. Ein Vorteil der Impfungen sei, daß die Frauen sie mit medizinischer Versorgung verwechseln.

Das Reagenzglas belebt den Markt

Über die Verhütungsmittel schaffen sich die Technokraten den Markt für die IVB gleich selbst. Die horend teure (in der Schweiz kostet ein Versuch ohne Arzthonorar für ein 6-köpfiges Team Fr.

1.500,—), aufwendige, langwierige und meist erfolglose IVB-Methode wird in Entwicklungsländern tatsächlich als Antwort auf die durch Verhütungsprogramme geschaffene Unfruchtbarkeit propagiert. Mit einer detaillierten Aufstellung der durch die Geburtenkontrolle verursachten Unfruchtbarkeit setzt sich Dr. Paku, ein Arzt aus Südkorea, öffentlich für die Einführung der IVB ein: 33,2 % der verheirateten Frauen unter 44 Jahren sind unfruchtbar; 84,7 % davon wegen Sterilisation. Die IVB kommt da wie gerufen.
In Brasilien gibt es schon 6 IVB-Kliniken. Die neue Befruchtungsmethode wird breit propagiert; 1983 wurde eine Behandlung im Fernsehen übertragen. Nicht allein die Frauen der Ober- und Mittelschicht werden angesprochen, sondern auch die Frauen armer Bevölkerungskreise, eine von ihnen hat bereits ein IVB-Kind geboren. Milton Nakumura, der sich in Brasilien für die ,,fortschrittliche Medizin" stark macht, hat zur Gründung von ,,life's club" angeregt, welche die Finanzierung der IVB für arme Frauen übernehmen. Private Stiftungen und Pharmaindustrie sind die Geldgeber.
Sultana Kamal und Farida Akhter, die beiden Vertreterinnen aus Bangladesh, berichten, daß die IVB noch kein Thema sei. Doch sie glauben, diese Techniken werden wie zuvor andere Techniken (z.B. in der Agrikultur) zuerst als ,,Entwicklungshilfe" mit Modellcharakter angeboten werden, bis der Boden, sprich die Abhängigkeit, geschaffen sei, um die Technik teuer zu verkaufen.

Das Embryo im Labor

Forschung und Markt gehören zusammen. Der Frauenkörper wird als neuer Markt und als Experimentierfeld mißbraucht. Mit der IVB wird die Geschichte der Verhütungsmittel fortgesetzt. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die IVB noch im tiefsten Experimentierstadium steckt. In der Öffentlichkeit wird der Befruchtungsvorgang sehr simpel geschildert: es werden reife Eier abgesogen, im Glas mit den Samen gemischt und wieder eingesetzt. Erfolgsrate 15—25 %. Gena Corea, Autorin des soeben erschienen Buches ,,The Mother Machine", untersuchte im März dieses Jahres 54 nordamerikanische IVB-Kliniken darauf hin, wie ,,Erfolg" definiert wird. Und sie erkannte, daß alle denkbaren Tricks angewendet werden, um die Erfolgsrate zu steigern. Die leisesten Anzeichen einer Schwangerschaft werden als Erfolg gezählt. Von den 200 in den befragten Kliniken geborenen Kindern stammen 100 Kinder aus einer Klinik. 26 Kliniken nehmen die allgemein kursierende Zahl von 15—25 % für sich in Anspruch, obwohl noch kein Kind das Licht ihrer Klinik erblickt hat; schließlich wäre der Erfolg so hoch, wenn die Methode funktionieren würde. Nach den Berechnungen von Gena Corea führen 5—7 % der IVB-Behandlungen zu lebenden Retortenkindern.
Es ist klar, daß die IVB den Frauen schmackhaft gemacht werden muß, um zu einem Geschäft zu werden. Der ,,Erfolg" ist so niedrig, da die Embryonen sich nicht leicht in der Gebärmutter einnisten. An der Verbesserung der Methode wird gearbeitet. Doch weit wichtiger als das geborene Retortenkind scheint die Vorstufe zu sein, nämlich die durch diese Befruchtungsmethode in den Händen der Forscher liegenden Embryonen. Hier ist auch der Ort, wo die ,,humane" Genforschung beginnt.

Internationalismus der Forschung

Es mag irr scheinen, in ein und demselben Land Kinder gleichzeitig verhindern und produzieren zu wollen. Es mag verrückt wirken, die irrwitzige teure IVB-Methode mit ihrer niedrigen Erfolgsquote auch für Frauen armer Bevölkerungsschichten zu propagieren (wie in Brasilien). Doch irr ist dies nur solange man glaubt, die IVB-Methode sei entwickelt worden, um unfruchtbaren Frauen zu ,,helfen".
Nicht das geborene Retortenkind interessiert Forscher und Ärzte in erster Linie, sondern die überzähligen Embryonen, die als ,,Abfallprodukte" dieser Befruchtungsmethode in ihren Händen

bleiben. Und erstes Ziel der Embryoforschung ist nicht, intelligente, blauäugige Supermenschen zu züchten. Sondern sie erforschen, wie der Mensch am besten an seine vergiftete, zerstörte, immer ressourcenärmere Umgebung angepaßt werden kann — das ist ihr Programm.

Ethik-Kommissionen an der Arbeit

In Australien muß eine Frau, die die Behandlung in Anspruch nimmt, sich schriftlich verpflichten, einen ihrer Embryonen der Forschung zu überlassen.
In England sehen die Forscher ihre Embryonenexperimente gefährdet. In der naturwissenschaftlichen Zeitschrift ,,Nature", März 85, wurden die Forscher aufgerufen, zuhanden der Warnock-Kommission (Ethik-Kommission) schriftliche Erklärungen zu verfassen, die die Unumgänglichkeit und absolute Notwendigkeit von Experimenten mit menschlichen Embryonen begründen. Preis des Wettbewerbs; ein ,,Nature"-Jahresabonnement. Der Warnock-Bericht wird im kommenden Herbst im englischen Parlament behandelt werden.
Auch in Schweden hat eine Kommission ethische Regelungen ausgearbeitet. Auf Wunsch der Kommission sollen diese nicht gesetzlich verankert, sondern von ihr selbst überwacht und verantwortet werden.
In Kürze: Embryoexperimente bis zum 14. Tag (gefrorene Zeit nicht gezählt) mit den medizinisch verantwortbaren Zielen:

- die IVB zu verbessern;
- die Zelldifferenzierung zu studieren;
- den Effekt von Bakterien, Viren und toxischen Produkten an Embryonen zu untersuchen;
- die Gen-Therapie zu entwickeln.

Angemerkt wird in den Richtlinien, die 14-tägige Experimentierzeit müsse neu überdacht werden, sobald die technische Möglichkeit geschaffen sei, Embryonen länger am Leben zu erhalten. Weiter sind Experimente an Keimzellen (Spermien und unbefruchtete Eizellen) erlaubt. Ist eine Gen-Therapie (= Genmanipulation) an Keimzellen oder Embryonen ,,gelungen", so wird eine ethische Kommission überprüfen, ob die Einpflanzung in die Gebärmutter verantwortbar ist. Die individualisierende Betrachtungsweise kommt auch in einem letzten Punkt zum Ausdruck: Experimente an abgetriebenen Föten sind mit Einverständnis der Mutter erlaubt.

Der Zusammenhang zwischen den neuen Reproduktionstechnologien und der Gentechnologie im humanen und nichthumanen Bereich liegt auf der Hand. Aus diesem Grund beschlossen die Konferenz-Teilnehmerinnen, die Widerstandsorganisation nun FINRRAGE zu nennen: ,,Feminist International Network of Resistance to Reproductive and Genetic Engineering." Der fünftägige Informationsaustausch war wichtig, um die weltweiten Zusammenhänge und Auswirkungen dieser Technologie zu erfassen. Doch die unterschiedlichen Einschätzungen der politischen Situation flackerten immer wieder kurz und heftig auf. Es müssen einige Fragen neu gestellt werden, wollen wir der technischen Entwicklung adäquate Strategien entgegenstellen. Für 1986 ist deshalb ein europäisches Treffen geplant. 1987 wird ein internationales Tribunal stattfinden; angeklagt werden die von Medizin und Forschung an Frauen begangenen Verbrechen.

Claudia Roth

II.

Nach dem Kongreß ,,Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnik" in Bonn, vom 19—22. April 1985, der das bisher weltweit größte Frauentreffen zu diesem Thema war, war die Konferenz in Schweden, über die Claudia Roth berichtet, die zweite wichtige Auseinandersetzung mit diesen neuen Biotechniken von feministischer Seite. Sie war insofern wichtig, weil erstmalig eine internationale Bestandsaufnahme über den Stand der technischen Entwicklung in den einzelnen Ländern, über die Gesetzgebungsinitiativen und über den feministischen Widerstand gemacht wurde. Diese Bestandsaufnahme brachte eine solche Fülle an

Informationen, vor allem über die Technologieentwicklung zusammen, daß es unmöglich ist, sie alle in einem Kongreßbericht aufzuführen. Alle Interessierten seien auf die demnächst erscheinende Kongreßdokumentation hingewiesen. Ich möchte hier lediglich auf einige Berichte und Beobachtungen eingehen, die mich besonders betroffen gemacht haben.

Trotz der Unterschiede in den verschiedenen Ländern in bezug auf die Entwicklung der Fortpflanzungstechnik war die Grundtendenz überall die gleiche, nämlich die „natürliche" Geburt zu industrialisieren, zu rationalisieren und unter die Kontrolle medizinischer Experten zu bringen. Bei diesen Prozessen spielen Ärzte, angetrieben durch Konkurrenzneid und Ruhmsucht eine überragende Rolle. Deutlich wurden die internationalen Zusammenhänge, die bereits heute zwischen den professionellen „Reproduktionsingenieuren" existieren. Deutlich wurden aber auch die kommerziellen und ökonomischen Interessen, die diese neue Wachstumsindustrie vorantreiben. So berichtete Louise Vandelac aus Canada, daß das technische know how und die internationale Infrastruktur, die bereits bei der industriellen Tierproduktion aufgebaut wurden, nun auch für die menschliche Reproduktionstechnik und -industrie genutzt würden. Das internationale Netz, daß bereits für tierische Mietmütter existiert, würde wahrscheinlich nun auf die menschlichen Mietmütter ausgedehnt, (nicht vergessen werden sollte, daß eine Reihe der neuen Bio-Ingenieure aus der Veterinärmedizin kommen; wie z.B. der Australier Allan Trouson).

Dabei geht es diesen Betreibern zunächst einfach um die massenhafte Produktion von Embryonen zu Forschungszwecken. Anwendungsbereiche sind u.a. auch die Raumfahrt und die Rüstungsindustrie. Schon jetzt schicken amerikanische Forscher Spermen in den Weltraum; das Programm SDI und EUREKA werden diesen Anwendungsbereich für die Embryoproduzenten weiter ausweiten. Entscheidend bei all diesen Entwicklungen ist auch die Rolle des Staates, denn ohne seine massive Förderung wäre ein rasches Wachstum dieses neuen ökonomischen Sektors nicht möglich. Nach Louise Vandelac ist eine neue „Ökonomie der Fruchtbarkeit" oder „Ökonomie der Familie" geschaffen worden, bei der die verstaatlichten Sektoren, wie etwa das staatliche Gesundheitssystem in einigen Ländern, eine entscheidende Rolle spielen. Der Staat ist ihrer Meinung nach auch die wichtigste Triebkraft, die die Ideologie der Tailorisierung von Bewußtsein und Arbeitsprozessen, die Aufteilung des Frauenkörpers zu Produktionsfaktoren vorantreibt. Sie problematisierte die Tatsache, daß diese ökonomistische Idelogie auch unser Alltagsbewußtsein, ja selbst die Sprache unseres Protests bestimmt.

Letzteres wurde übrigens auch während der Konferenz deutlich: Es wimmelt nur so von medizinisch-technischen Fachausdrücken und verschleiernden Kürzeln wie AID (artificial insemination by donor — künstliche Befruchtung durch einen (fremden Samenspender) oder: PND (prenatal diagnosis), oder: IVF-babies (in vitro fertilization babies) usw . . .

Die ökonomisch-kommerziellen Interessen traten besonders unverblühmt bei den australischen Betreibern des Reproduktionsgeschäfts zutage. Dabei spielte die Allianz zwischen Staat, privaten Unternehmern und den Universitäten eine wesentliche Rolle. So gab der Präsident der Monash University, Roy Martin, mit bezug auf die Wissenschaftsfreiheit grünes Licht für die Vermarktung der Reproduktionstechnologie, die an seiner Universität entwickelt wurde, „zum Nutzen der Menschheit, der Wirtschaft und der Universität". Die Technik des Einfrierens von Embryonen, erfunden von Trouson, wird als neues Produkt vermarktet. Ein anderer vermarktet „Gen-Therapien". Dr. Linda Gordon, die an der Entwicklung der Gefriertechnik beteiligt war, will eine eigene Firma mit dem Namen FREEZE MORE gründen und ins Geschäft einsteigen.

Was mich aber mehr als alle private Geschäftemacherei in Australien, USA und

anderen Ländern entsetzte, war die Systematik mit der der französische Staat die „Ökonomie der Fruchtbarkeit" als neuen Wachstumssektor vorantreibt, und zwar im Namen des Fortschritts, der Rationalität und der Modernisierung. Er fördert nicht nur die Forschung auf diesem Gebiet sondern auch den wissenschaftlich gesellschaftlichen Diskurs über Unfruchtbarkeit und künstliche Mutterschaft. Dabei hat er die Feministinnen z.T. gezielt in diese Strategie eingebunden. Drei der anwesenden Französinnen hatten staatliche Forschungsprojekte, die sich mit diesen Fragen befaßten.

Was mir bei den Berichten und Analysen der Französinnen auf diesem Kongreß besonders auffiel, war der in Frankreich scheinbar ungebrochene Glaube an die Planbarkeit und Machbarkeit aller Dinge. Eine Technik- und Wissenschaftskritik, wie wir sie kennen, war so gut wie nicht vorhanden. Darum gilt auch das total geplante, perfekte Kind dort nicht als faschistische Horrorvision, sondern als Ausdruck der endlich erreichten Herrschaft des rationalen Menschen — einschließlich der rationalen Frau — über die Natur, einschließlich der unkontrollierten Natur des weiblichen Körpers. Die Forschung wird mit allen Mitteln vorangetrieben und hat das Ziel, Sexualität, Mutterschaft und Fortpflanzung derselben produktivistischen ökonomischen Logik und Rationalität zu unterwerfen, die die Wirtschaft beherrschen. Effizienz, Kosten-Nutzen Kalkulationen, rationelle Planung von Zeit und Raum sind die Schlüsselworte dieser Reproduktionsökonomie. Nach Aussagen eines Betreibers eines Instituts für künstliche Befruchtung wird die „Effizienz der IVF (In Vitro Fertilization = Reagenzglasbefruchtung) in wenigen Jahren die Effizienz der „natürlichen" Befruchtung übersteigen, die Retortenkinder werden besser sein als die „banalen" Kinder (les enfants banales). Der Frauenkörper ist ein Territorium, das es gilt, rational zu beherrschen.

Laurence Gavarine wies darauf hin, daß das sozio-kulturelle Klima in Frankreich heute besonders günstig ist, für diese Ideologie der totalen Planbarkeit und Durchrationalisierung — die m.E. einhergeht mit einer Durchstaatlichung —. Schon die „banalen" Paare planen Sex und Produktion eines Kindes genau so rationell wie ihren Urlaub, ihre Arbeit oder den Kauf eines Autos. Der Arzt gilt zunehmend als notwendiger Experte für diese Programmierung und wird mehr und mehr zum integralen Bestandteil der Kernfamilie. Seine Beratung beginnt bereits vor der Empfängnis. Er rät dem Paar, wo, wann unter welchen Umständen es koitieren soll, wenn es ein Kind „machen" will. Die Ärzte sind nach Laurence Gavarine heute quasi allmächtig, auf sie richten sich alle Erwartungen auf ein Kind, und zwar ein perfektes Kind. Die Ärzte gehen auf diese Erwartungen nur zu gerne ein, selbst wenn ihre „Rezepte" so absurd sind wie jenes, das einem Paar empfahl: „Denken Sie nicht zu viel darüber nach, gehen Sie in Urlaub und haben Sie Freude am Sex."

Diese staatlich geförderte Ideologie der Plan- und Machbarkeit, die Teil seines Modernisierungsprogramms ist, hat die Feministinnen gespalten. Ein Teil betrachtet die neuen Fortpflanzungstechnologien als Beitrag zur Frauenbefreiung, weil sie die Mutterschaft modernisieren und kalkulierbar machen. Einer der Gründe für diese Reaktion scheint zu sein, daß die Betreiber der neuen Bio-Technik sich die alten Slogans der Frauenbewegung zu eigen machen, z.B. den, daß Frauen allein entscheiden, wann und unter welchen Umsänden sie ein Kind haben wollen, oder daß ihr Körper ihnen „gehört". Dieses Dilemma scheint mir die wichtigste Herausforderung, die sich heute der Frauenbewegung in diesem Zusammenhang stellt. Wenn Frauen die Auseinandersetzung mit den eigenen Slogans scheuen, ist es nicht verwunderlich, daß sie den faschistoiden Techniken keinen Widerstand entgegensetzen können.

Eine solche Instrumentalisierung feministischer Forderungen für kapitalistisch-patriarchale Zwecke ist m.E. immer dann möglich, wenn Frauen ihre jeweils individuellen Wünsche, vor allem heute

den sogenannten „Kinderwunsch", nicht in Bezug setzen zu der Gesamtheit der Verhältnisse, die unsere Realität bestimmen.
Diese Gefahr der Abspaltung und möglichen Instrumentalisierung wurde auch auf der Konferenz in Schweden sichtbar. Ich will das an zwei Beispielen verdeutlichen.
Eine „schwarze" Frau aus dem Südpazifik, die heute in London lebt, zeigte einen Videofilm über die Unterdrückung und Ausbeutung der Frauen in der Dritten Welt; insbesondere klagte dieser Video-Film die imperialistischen und militaristischen Atomversuche der westlichen Mächte im Südpazifik an, durch die die Frauen dieser Region nicht nur unfruchtbar gemacht würden, sondern auch z.T. nur noch „jelly-babies", also Babies, die nur ein undefinierter Fleischklumpen seien, zur Welt brächten. Sie forderte die Konferenz auf, die Probleme dieser Frauen in die Diskussion und die Ächtung der Atomtechnik und der Atomversuche in unseren Protest einzubeziehen.
Darauf stand eine schwedische Frau auf, die vorher über ihre eigene Erfahrung und ihr eigenes Leid als unfreiwillig unfruchtbare Frau berichtet hatte. Sie fragte die Frau aus London, was sie denn zu einer unfruchtbaren Frau wie ihr zu sagen hätte. Darauf antwortete die Frau aus dem Südpazifik: „Daß sie sich zunächst einmal fragt, wie wir uns gefühlt haben".
Hierauf brach die Schwedin in Tränen aus. Sofort scharten sich mehrere Frauen um sie, um sie zu trösten. Die Frage des Zusammenhangs zwischen den durch militaristische und imperialistische Machenschaften unfruchtbar gemachten Frauen im Südpazifik und den unfruchtbaren Frauen in den Industrieländern konnte in der emotionalisierten Atmosphäre, die diesem Vorfall folgte, nicht mehr geklärt werden. Die Frau aus dem Südüazifik mit ihrem Video-Film und ihrem Anliegen war vergessen. Im Mittelpunkt stand die Schwedin mit ihrem Leid der Kinderlosigkeit und erfuhr die Solidarität ihrer weißen Schwestern.
War dies Zufall?
Wenn ich an diese Szene denke, frage ich mich heute, soll man sich mehr wundern über die Unempfindlichkeit einer europäischen Frau angesichts des Horrors, den europäische und amerikanische Regierungen der schwarzen Frauen im Pazifik antun oder über die Egozentrik mit der diese Frau Mit-Leiden und Solidarität ausgerechnet von einer Dritt-Welt-Frau erwartet, während sie doch offensichtlich unfähig ist, Empathie und Betroffenheit gegenüber dem Leid der Frauen in der Dritten Welt zu empfinden. Ich berichte diese Szene, weil sie, wie in einem Code, zeigt, auf welche objektiven Widersprüche wir stoßen, wenn wir uns mit dieser Technologie befassen. Imperialismus, Kapitalismus und Rassismus sind genau so Teil dieser Technologie wie Frauenfeindlichkeit.
Was wir uns aber auch fragen müssen ist, ob die Art und Weise, wie Frauen meist mit solchen Tränenausbrüchen umgehen, uns hilft, diese Widersprüche zu erkennen und richtig in unsere Strategie einzuordnen. Sind nicht die Umarmungsrituale einer meist vordergründigen „Schwesterlichkeit", die solchen Tränenausbrüchen folgen (nach dem Motto, die Frau, die weint, hat immer Recht), auch eine unbewußt/bewußte Taktik, die Einsicht in unsere eigene Mitwirkung bei der Aufrechterhaltung ausbeuterischer Verhältnisse, die „andere" Frauen mehr treffen als uns zu verhindern? Den Blick auf die Realität der eigenen Komplizenschaft halten viele Frauen nicht aus.

Das galt auch für eine Medizinerin aus Berlin, die auf dem Kongreß die Position vertrat, Frauen sollten sich diese Technologie aneignen anstatt sie zu bekämpfen. Als sie während der Diskussion um die Resolution mit ihrer Forderung, feministische Samenbänke für Lesben einzurichten, nicht durchkam, brach auch sie in Tränen aus. Auch hier erfolgte statt einer Auseinandersetzung über den Sinn und Unsinn einer solchen Forderung das bekannte Umarmungsritual. Dadurch wurde verhindert, daß den Anwesenden der Widerspruch klar wurde, daß die Berlinerin einerseits keinen Hehl daraus macht, daß ihr Hauptmotiv Männerhaß

ist, („I hate men" sagte sie wörtlich) und daß sie die Technik der Eifusion deshalb vorantreiben will, weil damit die Männer bei der Fortpflanzung überflüssig würden, daß sie aber andererseits total abgefahren ist auf eben diese Männertechnologie. Sie bewunderte sie wegen ihrer Möglichkeiten der totalen Machbarkeit und sagte, sie „liebe es mit diesen Dingern herumzuspielen" (I like to tinker around with these things"). Sie meinte dabei die Reproduktionstechnologie.
Frauen, die wie die Berlinerin nur dafür plädieren, daß Frauen, genauer Lesben, diese Technologie in ihre Hand bekommen, ohne Rücksicht darauf, wie faschistisch diese Technik im Kern ist, sind die gesuchten Helfershelfer für die Allianz von Kapital, Wirtschaft und Wissenschaft zur Rechtfertigung ihres frauen- und lebensfeindlichen Wachstumsfetischismus.

Es ist sicher als Erfolg der Konferenz zu werten, daß die angedeuteten Konflikte die Konferenz nicht sprengten, sondern daß eine gemeinsame Resolution zustande kam, in der der internationale feministische Widerstand gegen diese Technologien ausgedrückt wurde. Diese Resolution wurde auch auf der Frauenkonferenz in Nairobi vorgetragen und diskutiert. Andererseits glaube ich, daß in Zukunft ein bloßer Appell an die „internationale Schwesterlichkeit" nicht ausreichen wird, um die hier zutage getretenen wirklichen Widersprüche in denen Frauen leben, zuzudecken. Wir müssen uns mit ihnen auseinandersetzen und dabei werden wir nicht vermeiden können, auch Frauen anzugreifen, die eigentlich auf der Seite des Technopatriarchats stehen.

Maria Mies

Christa Wichterich

Eindrücke vom Forum '85 und der 3. Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen in Nairobi

Im Juli fand die von den Vereinten Nationen deklarierte und recht leise verstrichene Frauendekade mit zwei internationalen Treffen in Kenias Hauptstadt Nairobi ihren Abschluß: mit der 3. Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen und dem Forum '85, der Alternativ-Veranstaltung der Nicht-Regierungs-Organisationen. Bereits vorher war ein Vorschlag von Frauen aus der Dritten Welt abgelehnt worden, der wegen der geringen Erfolge der Frauendekade gleich eine zweite im Anschluß forderte. Wahrscheinlich war es weniger die Einsicht, daß die Ausrufung von UN-Jahren und UN-Jahrzehnten uns Frauen nicht entscheidend weiterhilft, sondern die Furcht vor lästigen finanziellen Aufwendungen, Forderungen und moralischem Druck, die die Ablehnung der Regierungen bewirkte. So werden auch die beiden Frauenveranstaltungen in Nairobi für längere Zeit die letzten von dieser Größenordnung gewesen sein.

Forum '85 — Frauen wollen Leben

Zum Forum '85 kamen mehr als 13.000 Frauen nach Nairobi, um sich über den Stand der Diskussionen, über Fortschritte der Mobilisierung und über die Perspektiven der Bewegung zu informieren. Überwältigend war das Angebot auf diesem Bazar der von Frauen bewegten Möglichkeiten, der — obwohl ein totales organisatorisches Chaos — eine kreative und konstruktive Bühne internationaler und multikultureller Begegnung, des Austauschs und der Klärung des feministischen Selbstverständnisses war.
Ca. 100 Workshops fanden täglich statt und viel Informelles drum herum. Die Palette der Themen war atemberaubend: da waren wieder die inzwischen klassi-

schen Frauenthemen des Nordens von Gewalt in der Ehe bis zu Sexismus am Arbeitsplatz, die klassischen Frauenthemen des Südens von der Installation und Reparatur von Wasserpumpen bis zur Diskriminierung von Mädchen im Ausbildungssystem und die die Kontinente verbindenden Themen von Sextourismus bis zu Lohnarbeiterinnen in multinationalen Unternehmen, die „politischen" Themen um die Kriegsherde und die offen repressiven und didaktorischen Regime und die Grundsatzthemen Gleichheit, Entwicklung, Frieden; zu einem weiteren Grundsatzthema wurde in Nairobi der Schutz von Ressourcen und Umwelt. Neu war jedoch, daß die Themen nicht mehr aufgeteilt wurden zwischen den Frauen je nach ihrer Herkunft aus bestimmten Ländern und Kontinenten. Vielmehr wurden die Probleme als gemeinsame gedacht und behandelt, was zu äußerst fruchtbaren Auseinandersetzungen führte.

Die Szene wurde — zum ersten Mal in der Geschichte der Frauenbewegung — vor allem von Frauen aus der Dritten Welt bestimmt. Die Frauen aus dem Norden waren bereit zuzuhören und ihre Prioritäten zurückzustecken, fasziniert von der Lebendigkeit der Schwestern aus dem Süden, von ihrer Energie, die Überlebensprobleme anzupacken, ihrer Nähe zur Natur und der Erfahrung der Naturzerstörung.
Die immer noch bestehende Scheu vieler Frauen aus der Dritten Welt, das Patriarchat zur Verantwortung zu ziehen, zu attackieren und Konfrontationen herbeizuführen, sowie ihre nicht selten naiven Vorstellungen von Durchsetzungsmöglichkeiten wurden nicht offen kritisiert.
Feministinnen der ersten Stunde gaben sich geläutert: Betty Friedan predigte täglich unter einem Baume die Rückkehr zur Familie. Als sie zum Abschluß des zehntägigen Forums jubilierte: „Dies ist nicht das Ende einer Dekade, sondern der Anfang einer ganzen Bewegung", übernahm sie die Aufbruchstimmung, die die Frauen aus der Dritten Welt zur Zeit im wahrsten Sinne des Wortes beflügelt. Diese „Uns-gehört-die-Welt"-Euphorie („Wir Frauen sind die Welt" — lautete die Erkennungshymne des Forums) liegt jedoch für die Frauen aus dem Norden bereits einige Jahre zurück. Obwohl abgeklärt durch die je individuell erlebte Biographie des Feminismus oder gar frustriert durch patriarchalische, politische und ökonomische Rückschläge oder das Scheitern vieler autonomer Projekte, ließen sie sich anstecken von dem Widerstandswillen und der visionären Kraft der Frauen aus dem Süden.
Der Grund für diese internationale Verschwesterung, die 1975 in Mexiko und 1980 in Kopenhagen noch nicht gelang, liegt auf der Hand: die weltumspannende ökonomische und ökologische Krise hat die Erste und Dritte Welt im letzten Jahrzehnt näher aneinandergerückt. Den Raubbau an der Umwelt, Militarisierung und Atomwaffenversuche, wie auch den Siegeszug der neuen Technologien betrachten nun auch Frauen aus der Dritten Welt als existentielle Bedrohung für ihr Leben und Arbeiten. Die Verdrängung von Frauen aus dem Arbeitsmarkt in die Erwerbslosigkeit oder in die Heimarbeit, z.B. am Computer, wie auch der Abbau von Sozialleistungen zeigen andererseits, daß die ökonomische Krise der letzten Jahre die Probleme der Dritten Welt in die Erste zurückgebracht hat.

Die Entwicklung des vergangenen Jahrzehnts hat die Zusammenhänge transparent gemacht, zwischen dem Überfluß hier und dem Hunger im Süden, dem Frieden hier und dem Krieg woanders, aber auch zwischen den ökonomischen Prozessen auf der Makroebene wie z.B. (Exportorientierung der Wirtschaft, Verschuldung, internationale Arbeitsteilung) und den sozialen Kosten dieser Prozesse, die meist auf die Frauen abgewälzt werden. In brillianten Analysen spannten Wissenschaftlerinnen aus der Dritten Welt den Bogen von der Zinspolitik des Internationalen Währungsfonds (IWF) zu den Nöten der Argentinierinnen, die mit ihrem Haushaltsgeld nicht über die Runden kommen, vom fehlenden Landbesitz der Afrikanerinnen zum Hunger in ihren Ländern, von der Militarisierung zur Gewalt gegen Frauen.

Gedacht wurde auf dem Forum in Nairobi in Zusammenhängen, gegen die Abspaltung der agrarischen Länder von den überindustrialisierten, gegen die Trennung der Ausbeutung von Frauen bei uns von der Ausbeutung der Frauen in der Dritten Welt, gegen die Abspaltung der Frauenproblemen von anderen gesellschaftlichen Problemen. Stand auf der einen Seite die Überzeugung „Alle Frauenthemen sind politische Themen", so wurde andererseits versucht, alle politischen Themen als Frauen und im Interesse von Frauen, d.h. anders zu denken, mit einem globalen Bewußtsein, mit einem radikalen Problematisierungsansatz, der an die Wuzeln von Frauenausbeutung und -unterdrückung ging und mit visionären Problemlösungsstrategien.

Dreh- und Angelpunkt war dabei immer wieder die gesellschaftliche Bewertung von Arbeit, die ja für die Frauen längst nicht mehr die Quelle allen Reichtums ist. Denn zu arbeiten haben die Frauen rund um den Globus immermehr, aber sie verdienen immer weniger. Deshalb erfreute sich auch die „Lohn-für-Hausarbeit"-Kampagne einer lebhaften Konjunktur; sie forderte zu einem weltweiten Hausfrauenstreik am 24. Oktober auf, dem 10. Jahrestag des Frauenstreiks in Island, der das gesamte Leben auf der Insel lahmlegte. Daß die Lohnforderung die geschlechtliche Arbeitsteilung weiter festschreibt, reflektierten die Kampagne-Frauen nicht mit. Ihre intensive Lobby-Arbeit bei Regierungsvertreterinnen auf der UN-Konferenz brachte der Kampagne sogar dort einen Anerkennungserfolg ein: im Schlußdokument der UN-Konferenz wurde dafür plädiert, daß alle unbezahlte Frauenarbeit, also auch Hausarbeit, in Zukunft bei der Berechnung des nationalen Bruttosozialprodukts zu berücksichtigen sei.

Die Forderung, Arbeit wieder zum Maß aller Dinge und des Reichtums zu machen — statt des Geldes — und die vorhandenen Ressourcen, materielle wie menschliche, sinnvoll und nicht profitgierig zu nutzen, stand auch im Zentrum der Zukunftsvisionen auf dem Forum.

Einigkeit herrschte darüber, daß Frauen nicht für sich fordern und nicht das versuchen wollen, was bei den Männern schon nicht geklappt hat, daß sie nicht einfach deren Machtpositionen übernehmen wollen, sondern daß es um eine prinzipielle Kritik männlicher Logik geht, die bei der Lösung der Probleme, die sie selbst geschaffen hat, nun versagt. Dennoch überwog die Meinung, daß es mehr Nahrung und weniger Waffen gäbe, wenn Frauen die Welt regieren würden. „Wie eine Mutter, die das kleine Stück Brot, das sie hat, teilt würden sie die Ressourcen der Welt teilen." Das setzt jedoch voraus, daß Frauen erst einmal die männlich-hierarchischen Machtstrukturen abbauen, damit sie in diesen nicht korrumpiert würden wie Maggie und Indira Gandhi.

Die Hoffnung darauf, daß das „andere" Geschlecht eine Kraft darstellt, die „anders" denkt und handelt, hat die emanzipatorische Perspektive erweitert. Nicht nur das Selbstbewußtsein ist in den letzten Jahren in Organisationen und Kämpfen gewachsen, sondern auch das Sendungsbewußtsein. Es geht weniger um die individuelle Emanzipation oder die des weiblichen Geschlechts, es geht vielmehr um eine umfassende Befreiung aller Menschen. So war auf dem Nairobier Forum wenig vom Patriarchat und Sexismus die Rede, dagegen viel von der existentiellen Bedrohung der gesamten Menschheit. Der „neue" Feminismus — in Nairobi wurde für ihn das Schlagwort „Dritte-Welt-Feminismus" geprägt — verstand sich als die rettende Kraft auf diesem Planeten, als Mutter mit offenen Armen, für alle, die da unterdrückt und ausgebeutet sind.

Zwar machten sich mit schöner Regelmäßigkeit Klassenunterschiede und politische und rassische Konflikte als Grenzen nationaler und transnationaler Verschwesterung geltend: Gegensätze, und das wurde gegen Ende des Forums immer deutlicher, lassen sich durch schwesterliche Umarmungsversuche nicht begraben oder übertünchen, was auch in Nairobi immer wieder und notwendig Zündstoff abgab. Es ist nur zu verständlich, daß Südafrikanerinnen eine Verschwesterung mit Freundinnen der Apartheid un-

vorstellbar ist und Philippininnen die mit Imelda Marcos.
Trotzdem schwebte über Nairobi der Geist der Einigkeit — „Wir haben mehr gemeinsam als uns trennt" — und verdächtig oft sollte die Hymne vergangener Tage und Hoffnungen „we shall overcome" Mut machen. Das Gefühl gewann an Boden, daß aufgrund der wachsenden Ausbeutung vieler Frauen und der existentiellen Gefahr für das Überleben Verständigung und Solidarität das Gebot der Stunde seien, da sonst internationale Netzwerke und die Frauenbewegung schlechthin ihre Einflußmöglichkeiten nicht geltend machen kann. Die Stärke, die Frauenorganisationen im letzten Jahrzehnt gewonnen haben, läßt sich nur in eine gesellschaftlich relevante und wirksame Macht umsetzen, wenn sie als „pov unido" auftritt.
Um diese einigende und vereinigte Kraft sein zu können, wurde der Feminismus auf den kleinsten gemeinsamen, und deshalb sehr allgemein und abstrakt bleibenden Nenner gebracht und als Denkansatz definiert, der im diamentralen Gegensatz zu allem Militarismus, Rassismus und Faschismus steht und jede Form von Unterdrückung, von individueller über sexistische und rassistische bis zu nationaler und internationaler, bekämpft. Ist dem Feminismus nicht die Speerspitze durch diesen neuen Universalismus abgebrochen, ist er salonfähig geworden? Auf dem Forum in Nairobi herrschte auf jeden Fall ein Konsens darüber, daß die Frauenbewegung sich nicht integrieren lassen will in die kapitalistische Entwicklung, die auf der Ausbeutung der Frauen, der Dritten Welt und der Natur basiert, daß sie sich nicht befrieden lassen will mit einigen egalitären Gesetzen und mit einzelnen wohlfahrtsstaatlichen Maßnahmen zur Frauenförderung und daß sie sich auch nicht auf eine Inselexistenz alternativen Lebens beschränken will. Für viele Frauen aus der Dritten Welt war diese multikulturelle Übereinstimmung, die letztendlich auf dem Nairobier Forum die Oberhand gegenüber allen Gegensätzen und Auseinandersetzungen gewann, notwendig, um mit einem Gefühl der Rückendeckung an die häuslichen und außerhäuslichen Fronten in ihren Ländern zurückzugehen.

UN-Papiertigerin

Die Euphorie des Nairobier Forums ließ sich durch die Gegenwart der staatlich getragenen Realpolitik vor Ort in Form der 3. Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen nicht bremsen. Merklich schaumgebremst war bei den Regierungsdeligierten dagegen der Enthusiasmus, der am Beginn der Frauendekade gestanden hatte, bei vielen war er der Resignation gewichen.
Zwar gehörten einige Forumsteilnehmerinnen aus der Dritten Welt auch zu den 2.000 Regierungsdelegierten der UN-Konferenz, doch prinzipiell verstand sich das Forum als deren Korrektiv. Frauen aus den USA, der BRD, Dänemark, England und Kanada distanzierten sich in offiziellen Verlautbarungen auf dem Forum von der Politik ihrer Regierungsabordnungen.
Vereint waren die Nationen in ihrer moralischen Entrüstung über die weltweite „Benachteiligung" von Frauen, vereint waren sie im Jubel über die Erfolge, die die Frauen im Laufe des vergangenen Jahrzehnts dank politischer Maßnahmen der gütigen Väter Staat verbuchen konnten und vereint waren sie in hehren Absichtserklärungen für die Zukunft. Besonders brüsteten sich die Regierungsvertreterinnen mit der Verabschiedung egalitärer Gesetze und der Einrichtung irgendwelcher Büros oder Behörden für Frauenfragen. Kein Zweifel, die „Benachteiligung" der Frauen wird verwaltet, ist zu einem Politik-Ressort geworden und eignet sich wunderbar als Ausstellungsstück von Wohlfahrts- und Sozialstaatlichkeit, d.h. als Instrument in der Hand des väterlichen Staates. Die immer wieder thematisierte weltweite Wirtschaftskrise diente als vorzügliches Alibi für mangelnde Frauenhilfe von Seiten der Regierungen, da sie als schwerstes „Hindernis für eine Gleichstellung der Frauen" wirke. Die Schuldzuweisung an die schicksalhafte Krise gab hochwillkommene Gelegenheit, zumal sie alle Staaten trifft, für Ablenkungsmanöver

von den wirklichen und krisenunabhängigen ,,Hindernissen für eine Gleichstellung".

Die Vereinten Nationen präsentierten sich wieder einmal als Weltgewissen, das jede Ungleichheit und Ungerechtigkeit aufspürt und mahnend den Finger hebt. So legten sie mit ihren Bilanzen der Frauendekade hervorragende Analysen von Ungleichheitsstrukturen in den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen vor. Dabei ist permanent von der ,,Benachteiligung" der Frauen die Rede, viel seltener von ihrer Unterdrückung und Ausbeutung und nie vom Patriarchat. Die einzelnen Symptome der ,,Benachteiligung" sind auch in dem Strategiepapier, das ein Leitfaden für politische Maßnahmen bis zum Jahre 2000 sein soll, säuberlich aufgelistet, Paragraph für Paragraph — eine beachtliche Aufreihung unverbunden und unhistorisch nebeneinander existierender Probleme. Die präzise Benennung des ursächlichen Zusammenhangs dieser Phänomene als kapitalistisches Patriarchat ist immer noch ein Tabu für die Vereinten Nationen.
Punktuell wie die Diagnose ist auch die Problemlösungsstrategie: jedes einzelne Problem sollen einzelne politische Maßnahmen beseitigen. Waren auf dem Nairobier Forum die Analyse und Problemlösungsansätze global, so sind sie bei den Vereinten Nationen punktuell und vereinzelt. Im Begriff der ,,Benachteiligung" selbst offenbart sich die nur oberflächlich phänomenologische Einschätzung des patriarchalischen und kapitalistischen Ausbeutungs- und Unterdrükkungsverhältnisses; denn es ist ja eben nicht so, daß Frauen einfach von allem nur etwas weniger bekommen als Männer, von Beschäftigung, Einkommen, Bildung, Gesundheit und vor allem von Macht, und daß die Regierungen nur ein bißchen mehr auf Gleichheit achten müssen, damit die Frauen von allem etwas mehr bekommen — und schon ist die Welt im Gleichgewicht. Diese Ungleichheitsverhältnisse schließen vielmehr Ausbeutungs- und Gewaltverhältnisse ein. Frauen haben weniger von all dem, *weil* Männer mehr haben.

Daß den Regierungsvertretern — die Zahl der Männer nahm in der entscheidenden Konferenzphase merklich zu — und -vertreterinnen, die z.T. hervorragende Männerarbeit geleistet haben, vieles andere viel wichtiger ist als die ,,Benachteiligung" der Frauen, wurde in der Abschlußsitzung der Konferenz wieder einmal exemplarisch demonstriert:
knallharte Machtpolitik bestimmte die Verhandlungen um eine Verurteilung des Zionismus, um Sanktionen gegen die Apartheid und um die Verhinderung einer Neuen Weltwirtschaftsordnung. Moralische Erpressung par exellence führten die westlichen Staaten vor — angeblich im Interesse der Frauen (auch wenn wir nichts davon wissen), denn angeblich nur ein einstimmig verabschiedetes Abschlußdokument sollte den Frauen überall auf der Welt den Fortschritt bringen können.
Als das Dokument letztendlich wirklich im Konsens verabschiedet war, jubelte die Generalsekretärin der Konferenz, Leticia Shahani, daß dies ein ,,Sieg der Frauen" sei. Ob die Frauen rund um den Globus von diesem ihrem ,,Sieg" jemals etwas zu spüren bekommen, bleibt ganz in das Belieben und Gutdünken der Regierungen gestellt, die sich mehrheitlich gegen eine Erfolgskontrolle durch eine baldige 4. Weltfrauenkonferenz aussprachen. Diese Scheu ließ keinen Zweifel daran, daß die Regierungen — glücklich, die Frauendekade so ungeschoren überstanden zu haben — ihre väterlich, sprich: patriarchalisch staatliche Rolle mitnichten zu ändern beabsichtigen.

Béatrice Hecht-El Minshawi

Wissen ist Macht

Ein Gespräch mit der ägyptischen Feministin *Nawal el Sadaawi*

Das Gespräch fand im Rahmen der 3. Bremer Frauenwoche im Oktober 1985 statt.

Nawal el Saadawi wurde 1931 in einem kleinen Ort am Nil geboren. Dort hat sie als Kind und Jugendliche das Leben der Frauen auf dem Lande beobachtet und miterlebt. Sowohl der Vater als auch die Mutter gehörten gebildeten Familien an. Nawal el Saadawi gewann ihre Mutter als Vorbild, die sich in vieler Hinsicht gegen manche Sitten wandte. Außerdem waren die Eltern immer bemüht, die vielen Fragen ihrer heranwachsenden Tochter (Warum dürfen die Jungen dies und jenes, warum die Mädchen nicht?) ausführlich zu beantworten. Darin sieht sie ihre große Chance, wachgeworden zu sein.
1955 beendete Nawal el Saadawi ihr Medizinstudium in Kairo. Sie arbeitete längere Zeit als Ärztin auf dem Lande und mußte u.a. auch die oft lebenslangen physischen und psychischen Beschwerden beschnittener Frauen behandeln. Später wurde sie die Leiterin des ägyptischen Gesundheitswesens.
Seit 30 Jahren beschäftigt sich Nawal el Saadawi schriftstellerisch mit den Frauen im Orient und verarbeitete ihre Erfahrungen in zahlreichen Sachbüchern und Erzählungen. Sie schrieb z.B. seit 1972 „Frauen und Sexualität", „Frauen und Neurose", „Der Ursprung ist weiblich" oder „Sexualität des Mannes" u.s.w. und verlor daraufhin ihre Stellung im Gesundheitsministerium. Da sie sich in ihrer Arbeit und in ihrem offenen Kampf für den Feminismus nicht beirren ließ, wurde sie unter Sadat sogar inhaftiert.
In ihrem ersten, auf Deutsch erschienen Buch „Tschador — Frauen im Islam", schreibt sie über das Leben der Frauen in der islamisch-arabischen Kultur, die im patriarchalen Spinnennetz gefangen sind. In ihrem zweiten deutschen Buch „Ich spucke auf euch", das vor 10 Jahren entstand, berichtet sie über das Leben einer Frau, die auf dem Lande aufwuchs und später zu einer der angesehensten Prostituierten Ägyptens wurde. Daß sich diese Frau manchmal auch in ihre Kunden verliebte, wurde ihr zum Verhängnis. Sie brachte einen Mann um und wurde deswegen hingerichtet. Nawal el Saadawi sprach mit ihr kurz vor dem Tode.
Heute lebt Nawal el Saadawi in Kairo und arbeitet als feministische, politische Schriftstellerin. Sie ist seit vielen Jahren mit einem ägyptischen Schriftsteller verheiratet, der auch Mediziner ist. Sie hat eine Tochter und einen Sohn.

Béatrice: Ich bin sehr glücklich, daß du hier bist. Im Mai 1984 bin ich dir in Kalifornien nachgereist und konnte dich nur telefonisch erreichen. Jetzt bist du mir entgegengereist.

Nawal: Ich bin froh, daß du meinen Aufenthalt in Bremen mit vorbereitet hast, weil ich dich dadurch wieder finden konnte.

Béatrice: Überall, wo Frauen leben, haben sie Probleme. Gibt es Gemeinsamkeiten, gibt es Unterschiede?

Nawal: Gut, daß du mit dieser Frage anfängst. Viele Leute hier im Westen denken, daß die Frauen in der arabischen Welt sehr rückständig sind und durch die islamische Religion sehr unterdrückt sind. Andererseits denken sie, daß die Frauen hier im Westen befreit sind und ihren Frieden haben und wenn wir Araberinnen uns emanzipieren, daß wir die westlichen Frauen als Vorbild sehen würden. Als sei dies der Frieden für uns! Das stimmt aber nicht. Unsere Probleme sind ähnlich und unsere Feinde sind meistens die gleichen.
Frauen in kapitalistischen Gesellschaften, Frauen in feudalistischen, in ländlichen oder in industrialisierten, in islamischen oder in christlichen oder in jüdischen Gesellschaften, egal wo: Frauen sind überall unterdrückt durch die Klassengesellschaft und durch das Patriar-

chat; durch die männliche Vorherrschaft in der Familie. So ist unser Feind mehr oder weniger derselbe. Nur der Grad der Unterdrückung ist unterschiedlich und außerdem die Rechte der Frauen. Es kann z.B. sein, daß ihr im Westen mehr Recht auf freie Sexualität habt, aber vielleicht kein politisches und ökonomisches Recht. In unserer Region kann es vielleicht sein, daß wir weniger sexuelle Freiheit haben, aber mehr politisches und ökonomisches Recht. Man muß immer die spezifische Situation einer Frau untersuchen: das politische System des Landes, das Familienrecht, die Frauenarbeit in der Öffentlichkeit, in der Regierung und in der Privatheit. Und dann kann man vergleichen. Weil aber normalerweise alles generalisiert wird, entsteht das Bild einer rückständigen Araberin, die verschleiert und nicht gebildet ist und nicht außer Haus arbeitet. Du hast dich ja mit Ägypten beschäftigt und dann weißt du bestimmt, daß von allen Studenten in Ägypten 50 % Frauen sind. Das ist ein sehr hoher Prozentsatz. In Palästina ist die Anzahl der gebildeten Frauen auch sehr hoch.
Außerdem ist die Mehrheit der Frauen nicht verschleiert. Selbst die letzte der Frauen, die auf dem Lande lebt, ist nicht verschleiert, wenn sie auf die Straße geht. Sie mag sich ein schwarzes Kleid anziehen, aber ihr Gesicht ist unbedeckt. Wenn sie aufs Feld geht und arbeitet sind ihre Beine nackt, weil sie ihr Land bearbeitet. So geht sie jeden Tag auf's Feld und auf den Markt und wenn sie dann zurückkommt, arbeitet sie auch noch im Haus. Wir haben auch eine Menge Ärztinnen, die schon während der 50er Jahre, also vor 30 Jahren in Kairo studiert haben.

Béatrice: Ist die Religion dort oder hier für die Unterdrückung der Frau verantwortlich?

Nawal: Ich weiß, daß viele Menschen meinen, daß die Frauen in islamischen Ländern wegen der Religion unterdrückt sind. Das stimmt aber nicht. Es ist das politische System, das, wie du doch in deiner Diplomarbeit 1978 geschrieben hast, zur epochalen Interpretation des Koran führt. Es ist also das System, was Frauen unterdrückt, nicht die Religion. Die Religion ist die Handlangerin des politischen Systems. Wenn sich das politische System ändert, dann ändert sich auch die Religion. Einige Beispiele: Der Südjemen ist ökonomisch und sozial gesehen relativ rückständig. Weil sie aber ein progressiv-sozialistisches System haben, interpretieren sie den Islam neu und verändern die Gesetze, besonders das Familienrecht. Sie haben eines der fortschrittlichsten Familienrechte auf der ganzen Welt. Obwohl dies ein islamisch-arabisches Land ist. Dort sind Frauen und Männer in der Fa[illegible]ie gleichgestellt. Genauso im Erbrecht, obwohl dies sogar einigen der Koranverse widerspricht. Und in Tunesien: Dort haben sie auch ein sehr fortschrittliches Recht. Sie haben die Polygamie verboten. In Ägypten haben wir das noch nicht erreicht. Dort ist die Polygamie im Familienrecht noch erlaubt. Beides sind islamisch-arabische Länder. Das Problem ist nicht der Islam sondern das System. Die Religion kann für die Frau oder gegen sie interpretiert werden, für die Menschen oder gegen sie. Hier im Westen habt ihr das gleiche Problem. Ihr habt das Christentum und die Frauen sind auch hier unterdrückt. Im Christentum ist Christus das Haupt der Menschen und der Mann das Haupt der Familie, also auch der Frauen. Das ist die Hierarchie im Christentum. Die Sache mit der Jungfräulichkeit ist im Christentum viel strenger. Wir haben keine Jungfrau Maria im Islam. Die Vorschrift der Verschleierung begann genau genommen im Judentum und Christentum und nicht im Islam. Im Alten Testament steht z.B., daß unbedeckte Haare wie ein nackter Körper wirken. Deshalb soll die Frau die Haare bedecken, weil sie den Körper ohne den Kopf betrachten. Der Ehemann ist der Kopf.
Tatsache ist, daß die inferiore Situation der Frau in den patriarchalen Religionen ähnlich ist. Als ich für einige meiner Forschungen die verschiedenen „Heiligen Bücher" verglich, war ich erstaunt zu entdecken, daß der Koran weniger unterdrückerisch ist als andere Bücher. Im Ko-

ran haben Frauen mehr Rechte und einen höheren Status. Aber es ist nicht eine Frage der Religion, es ist eine Frage des politischen Systems, welches Religion interpretiert; und es ist eine Frage der Separation zwischen Religion und Staat. Im Westen sind der Staat und die Religion aufgrund des Kapitalismus getrennt. Ein religiöser Staat des modernen Lebens ist Israel. Israel ist in unserer Region der am meisten fanatisch-religiöse Staat. Er ist ein fanatisch-jüdischer Staat. Genauso der Iran. Der Iran ist ein fanatisch-islamisicher Staat, Saudi-Arabien ist auch ein fanatisch-islamischer Staat. Diese Staaten sind religiös, fanatisch, rassistisch, weil sie Menschen diskriminieren. Sie sind außerdem patriarchale- und Klassengesellschaften. In solchen Staaten gibt es eine Vielfalt von Unterdrükkung von Menschen: durch Klasse, Religion, Rasse und Geschlecht.
Im Mittelalter, im Feudalismus, war Europa fanatisch-christlich. Als ich nach Europa kam, in die BRD, war ich erstaunt, so viele große und prunkvolle Kirchen zu sehen, die aus dem Mittelalter stammen. Die Kirche, das war der Papst; die Kirche hatte die ökonomische und politische Macht. Die Menschen waren durch die Kirche unterdrückt. Und nach der Industrialisierung und Kapitalisierung gab es einen Konflikt zwischen der Kirche und dem neuen kapitalistischen System, das die Kirche dann übernahm. Deshalb unterscheidet ihr zwischen Kirche und Staat. In Europa und den USA hat die Kirche jetzt nicht mehr diese ökonomische und politische Macht. Sie ist mehr oder weniger eine Nichtregierungsorganisation und Religion wurde mehr oder weniger zur persönlichen Frage. Keiner zwingt euch zum Beten. Die Staatsgesetze haben auch nichts mit Religion zu tun. Die Gesetze wurden säkularisiert. Das Zivilrecht und das Familienrecht wurden säkularisiert. Vor einigen Jahren noch mußten Menschen, die heiraten wollten, in der Kirche getraut werden. Aber jetzt kann man heiraten ohne Kirche, zivil. Bei uns ist das unmöglich. In unserer Religion muß man religiös heiraten. Das Familienrecht bei uns ist ein religiöses Recht, deswegen ist es ja so schwer zu verändern. Wir müssen gegen die religiösen Führer kämpfen.
schwer zu verändern. Wir müssen gegen die religiösen Führer kämpfen.
Den Koran kann man halt unterschiedlich interpretieren. Die Männer dürfen polygam sein und die Frauen müssen monogam sein, so, wird uns erzählt, hätte Gott es gewollt. In einem Vers des Koran steht: ,,Ein Mann kann bis vier Frauen heiraten unter der Bedingung, daß er sie gleichberechtigt behandeln kann". Aber vier Frauen gleichberechtigt zu behandeln, ist einfach unmöglich. Das hat Gott selbst gesagt. Deswegen hat Bourguiba in Tunesien diesen Vers so interpretiert, daß Gott die Polygamie verboten hätte. Und deswegen ist sie in Tunesien verboten. Genauso ist es im Südjemen und in einigen anderen islamischen Ländern. Es gibt viele verschiedene Schulen zur Interpretation des Islams.

Béatrice: Nawal, siehst du eine spezielle Unterdrückung der Frauen in kapitalistischen Ländern?

Nawal: Es gibt eine Unterdrückung durch den Kapitalismus: Die Kommerzialisierung von Frauen und Männern, die Versachlichung, Menschen werden zu Objekten oder zu Angepaßten. Frauen werden als Sexualobjekt dargestellt, um die kapitalistischen Güter besser verkaufen zu können. Ihr habt aber auch eine andere Freiheit: Ihr könnt mit einem Mann Geschlechtsverkehr haben, ohne ihn zu heiraten. Ihr könnt eure Jungfräulichkeit verlieren, ohne daß es ein soziales Stigma wäre. Ihr könnt auch ein Kind haben, ohne verheiratet zu sein. Aber ihr bekommt immer noch nicht den gleichen Lohn für die gleiche Arbeit.
In unserer Region ist die Moral sehr unterdrückend für die Frauen. Sie sollen unberührt heiraten. Ohne Ehemann gelten sie nichts. Wenn sie unehelich schwanger werden, ist das ein großes Problem. Wir sind auch noch im Familienrecht unterdrückt. Die Männer können mehr Frauen heiraten und sich schnell und einfach scheiden lassen. Die Frau kann sich nur vom Gericht scheiden lassen und sie muß beweisen, daß der Ehemann sie vernachläßigt.

Béatrice: Auf Grund meiner Arbeit mit Frauen in Ländern der „Dritten Welt" sympathisiere ich häufig eher mit ihnen, als mit den Frauen in meiner Gesellschaft. Das System „Reichtum hier — Armut dort, Unterdrückung der Frauen überall" hält sich auf der Basis des Neokolonialismus. Wie siehst du das?

Nawal: Das stimmt, wir sind mehr international unterdrückt, durch neokoloniale Mächte als ihr. Ihr lebt in West-Deutschland, einem kapitalistischen Land. Der Status der Arbeiterklasse hier ist sehr viel höher als der in Ägypten, weil ihr reich geworden seid durch den Kolonialismus und ihr werdet immer noch reicher durch den Neokolonialismus der Multinationalen. Wir aber sind unterdrückt durch diese Multis: Durch die USA, Westdeutchland, Großbritannien, Frankreich und Japan. Ihr habt diese kapitalisitschen Länder hinter euch, die euch unterstützten. Und sie alle unterdrücken die „Dritte-Welt-Länder", in Afrika, Arabien, Asien und Lateinamerika. Sie nutzen unsere Ressourcen aus, unser Öl, die landwirtschaftlichen Güter; alles nehmen sie. Zum Beispiel ist Saudi-Arabien eines der reichsten Länder wegen des Öls. Aber es ist gleichzeitig auch eines der ärmsten Länder; gemessen an sozialen Kriterien und dem der Freiheit, ist es eines der rückständigsten Länder. Das Geld wird im Westen benutzt, um dort die Arbeitslosigkeit zu senken. Aber es schafft Arbeitslosigkeit in arabischen Ländern. So kann z.B. ein saudischer Prinz tausende Dollar zur Unterstützung von Behinderten in Amerika ausgeben, aber in seinem Land gibt es tausende behinderte Kinder, um die er sich nicht kümmert. 300 Mrd. Dollar sind hier und in den USA investiert. So unterstützt Saudi-Arabien das ökonomische Blühen im Westen und beraubt die arabischen Länder ihres Besitzes. Das ist Kolonialismus. Deshalb haben wir militärische Waffen und Stützpunkte in arabischen Ländern, um Ziele und Interessen der Amerikaner zu schützen. Die USA will durch die militärische Macht ihre Interessen im Mittleren Osten durchsetzen; sie will ans Öl der Araber. Das ist, wie man sagen kann, die neokoloniale Periode.

Béatrice: Kannst du bitte etwas mehr über die Situation der Ägypterinnen erzählen; über die „Arab women solidarity Association"?

Nawal: Wir haben 1982 eine Arabische Frauen-Solidaritäts-Organisation gegründet. Wir wollen z.B. ein Haus, um dort Bücher für Frauen zu publizieren, weil wir der Meinung sind, daß Frauen gebildet sein sollen. Woher aber können wir das Geld bekommen, das wir dringend benötigen, wenn unsere Ressourcen ins Ausland gehen? Wir brauchen diese Ressourcen für die Entwicklung, um das Land zu kultivieren, zu industrialisieren. Wenn aber das meiste Geld in den Westen fließt, wie können wir den betroffenen Frauen helfen? Wenn wir sogar Güter importieren, die wir selbst produzieren könnten, werden wir abhängig vom Konsumieren der westlichen Güter. Der Westen will Profit machen. Die Multinationalen wollen alle Profit machen. Sie benutzten unsere Länder als Markt für ihre Güter. Z.B. importieren wir in Ägypten amerikanisches Shampoo und amerikanische Seife, anstatt unsere eigene zu produzieren. Daraufhin mußten die kleinen Fabriken in Ägypten geschlossen werden. Es entstand Arbeitslosigkeit. Und wenn Arbeitslosigkeit entsteht, sind es die Frauen, die es zuerst betrifft. Dann wird gesagt, daß sie ins Haus gehören, zur Familie. Dazu benutzen sie die Religion: Der Koran sagt, daß die Frauen Mütter und Ehefrauen sein sollen. Genau das geschah in Ägypten unter Sadat. In den 60er Jahren, nach der Revolution 1952, begann Ägypten, ökonomisch unabhängig zu werden. Deswegen konnte ich arbeiten gehen und ausgehen und mußte nicht verschleiert sein. Als ich Medizinstudentin war, in den 50er Jahren, gab es keine verschleierte Frau in der Universität. Aber während in den 70er Jahren durch Sadat der Prokapitalismus begann, begann auch die Arbeitslosigkeit, die Re-Islamisierung, die Verschleierung der Frau usw.
Ihr müßt diese Phänomene studieren

und mit den anderen vergleichen, um verstehen zu können, was mit Frauen los ist und wie es ihnen geht. Immer wieder wird gefragt, warum Frauen in arabischen Ländern zunehmend mehr wieder den Schleier tragen. Sie meinen, dies sei die echte Identität islamischer Frauen, da sie die westliche Kultur ablehnten. Das stimmt nicht. Das ist eine falsche Interpretation. Wahr ist, daß das politische System unter Sadat wegen des Prokapitalismus die Arbeitslosigkeit geschaffen hatte, die Frauen wurden ins Haus gedrängt und so mit der rückständigsten Interpretation der Religion unterdrückt. Außerdem nutzte Sadat den Islam gegen den Sozialismus, so wie in Saudi-Arabien: Der erste Feind dort ist der Sozialismus oder der sogenannte Kommunismus. Sie benutzen den Islam für die neokolonialen Mächte. Wir Frauen, wir Feministinnen, sind uns dessen wohl bewußt. Und das ist Bildung, und Bildung ist Macht. Wir müssen unsere Feinde kennen. Unser Feind ist nicht der Islam. Einige Iranerinnen streiten deswegen mit mir und sagen: ,,Nein, der Islam ist unser Feind!" Ich kann das nicht behaupten, daß unser Feind das Christentum, der Islam, das Judentum, der Buddhismus etc. ist. Religion ist für mich der Schwanz des Kopfes im politischen System. Wenn du den Anhang entdeckst, wird der Kopf dich umbringen wollen. Deswegen ist es besser, den Kopf zu bekämpfen. Das ist die Macht des Wissens, der Bildung. Du kannst den Schwanz bekämpfen, aber der Kopf wird dann einen anderen entwickeln, eine andere Art von Religion. Aber wenn du den Kopf abtrennst, wird der Anhang automatisch sterben. Alle Religionen der Geschichte sind Schwänze des politischen Systems. Sind sind Produkte eines bestimmten politisch-ökonomischen Systems.

Die drei großen Religionen sind geboren in einer Sklavengesellschaft und deswegen findest du die meisten Sklavenbeziehungen in diesen Religionen. Die Beziehungen zwischen Frauen und Männern sind häufig Sklavenbeziehungen. Christus ist das Haupt der Menschen, aber der Mann ist das Haupt der Frau. Das ist die Hierarchie. Das ist eine Sklavenhalter-Beziehung, weil das Oberhaupt der Meister ist, über den Körper, auch über den der Frau. Wenn Christus das Oberhaupt aller Menschen ist, dann ist er der Meister aller Menschen. Das ist die Hierarchie der Religion. Sie stammt aus dem Sklavensystem. Gegen diese Hierarchie sollten Frauen kämpfen. Feministinnen tun das jetzt. Wir müssen sehr wach sein und müssen eine korrekte Diagnose unserer Feinde erstellen. Wir Frauen in der arabischen Welt sind uns dessen bewußt und gut unterrichtet über das Neokolonialistische und seine Beziehung zu Frauen. Wir sind uns der Probleme der Re-Islamisierung bewußt, die sehr eng mit der neokolonialen Macht zusammenhängt. Die meisten Regierungen der ,,Dritten Welt" arbeiten für den Westen, wie Sadat. Er arbeitete nicht für die Ägypter. Deswegen hatte er ein sehr gutes Image im Westen. Als ich in den Staaten war und die dort erfuhren, daß ich durch Sadat ins Gefängnis kam, waren sie erstaunt. ,,Warum schickte Sadat Feministinnen ins Gefängnis? Er war doch so nett, so demokratisch und für den Frieden." Er hatte dieses positive Image in den Staaten, weil er für sie arbeitete. In unserem Land hatte er einen schlechten Ruf, weil er nicht für uns arbeitete. So ein Image bildet sich, wenn man alles vom eigenen Standpunkt aus betrachtet. Ihr beurteilt mich, ob ich gut oder schlecht bin, im Zusammenhang eurer Interessen. Das ist ganz normal.

In unserer Religion trennen wir nicht politische, ökonomische, sexuelle und psychologische Unterdrückung. Wir trennen nicht die Unterdrückung durch Staatsgesetze oder Familienrechte. Wir betrachten die Religion als ein Produkt des poltischen und ökonomischen Systems. Wir kämpfen nicht direkt gegen die Religion, aber wir kämpfen direkt gegen das politische und ökonomische System.

Der Schah und Sadat waren sehr ähnlich: Beide haben dem Westen mehr gedient, als den eigenen Leuten. Deswegen waren wir gegen den Schah, gegen Imperialismus. Am Anfang war die Revolution im Iran eine politische, später wurde sie fanatisch-islamisch. Jetzt sind wir dage-

gen. Wenn Leute sagen: ,,Du hast damals die iranische Revolution unterstützt, warum hast du deine Meinung geändert?", dann sage ich: ,,Ich habe meine Meinung nicht geändert. Es ist die Revolution, die sich geändert hat".

Béatrice: Als ich dir vorhin meine Zuneigung zu arabisch-islamischen Gesellschaften vermittelt habe, schienst du etwas erstaunt zu sein. Könntest du das noch kurz erläutern?

Nawal: Ja gerne. Du hast mir erzählt, daß du mit einem Ägypter verheiratet warst. Ich kenne die ägyptischen Männer. Darunter gibt es nur ganz wenige, die den Frauen ihre Freiheit und ihren Frieden gönnen. Ich bin seit vielen Jahren verheiratet. Mein Mann unterstützt sogar die neue Frauen-Solidaritätsorganisation, d.h., er ist Mitglied aus Solidarität, obwohl die Frauen für die Frauen die Arbeit machen wollen. Aber darum geht es nicht. Es geht um die selbstverständliche Gleichheit. So politisch wach und aktiv, wie ich dich erlebe, ahne ich nur, daß das in deinen Ehejahren nicht möglich war. Da ich weiß, daß du geschieden bist, gehe ich davon aus, daß du keinen dieser ägyptischen Männer gewählt hast, der gegen die politische, ökonomische, psychologische und sexuelle Diskriminierung von Frauen kämpft. Was soll's also? Dein Interesse für den Arabischen Orient, dein Engagement für Menschen in der sogenannten Dritten Welt, deine Parteinahme für unterdrückte Menschen ganz allgemein und für Frauen im besonderen, heißt Einfluß nehmen zu wollen in politische Systeme, die die Menschen unterdrücken. Und wenn du keinen Partner hast, der das unterstützt, muß du es alleine tun. Um diese Verhältnisse zu wissen und nichts dagegen zu tun, heißt, an der Unterdrückung beteiligt zu sein.

Christa Wichterich

Lose Gedanken zur Ausstellung „Die Braut" in Köln

Etwa 50.000 Menschen haben sich die Ausstellung „Die Braut" in der Kölner Kunsthalle angesehen, die meisten waren Frauen. Was hat sie angezogen: die Erwartung einer Faszination, die von prachtvollen Brautgewändern und Schmuck ausgeht, die Exotik, die die Stickereien, Teppiche und Zelte aus fremden Kulturen umweht, die Sehnsucht nach dem höchsten irdischen Glück, das, wenn schon nicht bei uns, dann vielleicht doch noch in fernen Gesellschaften die Braut heimsucht?
Die Intention der beiden Ausstellerinnen Gisela Völger und Karin von Welck zielte jedenfalls darauf ab zu zeigen, daß der Glanz der Bräute weltweit ein großer Bluff ist: ihr „bedrückendes" Fazit nach mehrjähriger ethnologischer Sammelarbeit ist die Erkenntnis des Immergleichen in kulturell und ethnisch sehr verschiedenem Gewande: „was mit der Braut geschieht und was sie bei der Hochzeit zu tun hat, drückt ihren sekundären minderwertigen Status gegenüber dem Mann aus." (Materialenband 1, S. 22). Die Ausstellung stand somit vor der Aufgabe, einen doppelten Widerspruch vermitteln zu wollen: zum einen das Gleiche im Verschiedenen, zum anderen, die an und mit der Braut zur Schau gestellten Werte und ihre Minderwertigkeit.
So lockte die Schau die Besucher in einen Dschungel verschiedener Gesellschafts- und Eheformen und ließ sie alsbald erkennen: sämtliche denkbaren ehelichen oder eheähnlichen Bindungen existieren in der einen oder anderen Ethnie auf dieser Welt. Das Immergleiche ist, daß Frauen ihre Einwilligung geben, ihre Arbeitskraft und Gebärfähigkeit einem Manne für den Rest ihres Lebens oder zumindest für eine geraume Zeit zur Verfügung zu stellen. Der Augenblick, in dem diese Verfügungsgewalt dem Manne übergeben wird, wird in vielen Kulturen durch Zeremonien und Rituale, rauschende Gewänder und rauschende Feste sowie viel Imponiergehabe und Prestigeheische der beteiligten Familien überhöht.
Die Frauen, die an dem angeblich glücklichsten Tag ihres irdischen Daseins wie ein wandelnder Schatz auftreten, dürfen sich einmal im Leben wie eine Kaiserin fühlen und die Kleider des Adels tragen. Dieses erhebende Gefühl soll ihnen die Tatsache versüßen, daß sie in den meisten Kulturen — ihr Eltenhaus und damit ihren vertrauten Lebenszusammenhang verlassen müssen und den Eigentümer wechseln. Silber und Gold, Brokat und Edelsteine, Reichtum und Wert am Körper der Braut das liegt auf der Hand — drücken den Wert und die Bedeutung der Frau als Produzentin von Leben und vielem anderen mehr, d.h. als Schöpferin zukünftigen Reichtums aus. Doch bereits viele Hochzeitsriten und Ehegelöbnisse entlarven, daß diese zur Schau gestellte Wertschätzung der Frau lediglich ein schöner Schein ist: denn meist ist es mit einem einfachen „Ja" der Braut nicht getan; vielmehr hat sie in vielen Kulturen ihrem Zukünftigen Gehorsam zu versprechen und sich den Mitgliedern seiner Familie symbolisch zu unterwerfen, während der Mann mit Stolz seine Besitzansprüche kundtun darf.
So machen Hochzeitsriten zwar einerseits durch das Schmücken der Bräute deren sozialen Wert augenscheinlich, aber ebenso verdeutlichen sie, daß sich die Männer und in ihrem Schlepptau deren Familien sich diesen Wert aneignen, ihn untertan und hörig machen. Die Frauen treten zwar als Schmuckstücke auf, aber sie sind abhängig, Objekte, über die verfügt wird, Besitzstücke, die zwischen Familien verschoben werden. Das Immergleiche wäre somit, daß die Frauen die Verlierer sind, die Dummen, egal ob es sich um Tausch, Kauf, Raub oder den historischen Sonderfall der Liebe handelt. Da fragt frau sich doch, was vermag die Frauen denn überhaupt rund um den Globus in die Ehe zu locken oder zu treiben, wenn diese für sie solche ein Verlustgeschäft oder sogar ein mehr oder weniger verdecktes Gewaltverhältnis ist? Warum lassen sich die Frauen für dumm

verkaufen, wo sie doch gar nicht dumm sind? Offenbar sind da doch gewaltige soziale Zwänge und Illusionen am Werke, denen sich auch die Besucherinnen nicht entziehen konnten. Denn es ist nicht anzunehmen, daß so viele ins Museum geeilt sind, weil sie der Meinung sind, Hochzeit und Ehe gehörten nur noch dort hin (v. Münch, in: Materialien 2, S. 701). Viele gerieten ins Träumen und Schwärmen beim Anblick der überreich bestickten Hochzeitstrachten und glitzernden Brautballäste — daß viele Kleider und Schmuckstücke verdammt eng und schwer sind, merkt frau erst, wenn sie drin steckt. Die Illusionen und Sehnsüchte, die Frauen mit der Insitution der Ehe verbinden, haben ja bei uns gerade wieder Hochkonjunktur und das Heiraten kann wiedermal eine romantische Renaissance verbuchen. So jubilierte auch kürzlich der scheidende CDU-Familienminister Geissler: eine Aufwertung der Familie sei in unserem Vater Staat gelungen, daß diese Aufwertung von Ehe und Familie mit einer Abwertung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt einhergeht und deshalb die Ehe als Versorgungsinsitution der Frau in einem neuen Glorienschein erstrahlen läßt, hat der Minister selbstverständlich nicht verraten. Schwimmt die Ausstellung denn nun gegen diesen Strom der Zeit (wie Gaby Hommel in der TAZ vom 30.8.85 behauptet) oder mit demselben? Lebt unsere Zeit, oder besser: leben gerade viele Frauen nicht im Augenblick damit, daß sie sich in Widersprüchen einrichten?
Der Wunsch nach Emanzipation scheint bei vielen Frauen gebrochen zu sein durch die Sehnsucht nach emotionaler Geborgenheit, ökonomischer Sicherheit und sozialem Schutz, von der eigentlich jede Frau weiß, daß sie nur schwer in der Ehe zu erfüllen ist. Aber da diese Bedürfnisse auch nur schwer außerhalb der Ehe zu befriedigen sind, wagen offenbar doch so viele den Versuch, ob es ausnahmsweise in ihrer Ehe nicht doch mal klappt. Gerade weil uns in den vollständig durchkapitalisierten Gesellschaften in den letzten Jahrzehnten so viel an Lebendigkeit abhanden gekommen ist, wie z.B. die Kunst zu feiern, zu schenken, Zeremonien und Rituale zu begehen, entsteht der Wunsch, das, was noch nicht ganz verschüttet ist und um das so viele Träume ranken, wiederzuleben — wie z.B. die Hochzeit, die sich dann individuell rückangeeignet wird (vgl. Brandes, in: Materialienband 2. S. 702—710).
Gegen diesen Zeitgeist entwickelt die Ausstellung kein eindeutig kritisches Konzept, sondern vermittelt einen eigentümlich ambivalenten Eindruck, der das Bewußtsein vieler Frauen geradezu wiederspiegelt.
Überwältigt waren sicher die meisten Besucherinnen von der Vielfalt der Eindrücke, und der Schönheit der Exponate. Sie waren sicher fasziniert aber gleichzeitig verwirrt, denn prunkvoller Brautschmuck drückt nun einmal die Minderwertigkeit der Frau nicht aus. Da fehlten Musik, Fotos, Videos, von Hochzeitszeremonien die die Unterwerfung der Frauen meist deutlich zum Ausdruck bringen. Die kurzen guten Erläuterungstexte konnten das allein nicht leisten — und wer geht schon in eine Ausstellung um zu lesen? So haben die Ausstellerinnen zwar Pionierarbeit geleistet, denn der deutschsprachige Raum ist ja mitnichten reich gesegnet mit kulturvergleichenden Studien und Ausstellungen zum Themenkreis Frau. Aber den Besucher/innen haben sie Pfadfinderarbeit abverlangt durch die eher labyrinthische Linienführung der Schau, die einmal die Entwicklungsgeschichte der Gesellschaften verfolgt, von den Jägern und Sammlerinnen, über die Nomaden, Bauern und Städter bis zu den Industriegesellschaften. Desweiteren wird der Wandel in einigen ausgewählten Gesellschaften gezeigt, um dann abschließend die Eheformen der ägyptische, griechische und römische Hochkulturen zu präsentieren. Die Besucherin, die versuchte, das alles auf „eine Reihe" zu bekommen, mußte zwangsläufig scheitern — es gibt keine „eine Reihe", weil es keine geradlinige Entwicklungsgeschichte des Geschlechterverhältnisses gibt.
So war denn die Kölner Kunsthalle eher ein schöner Irrgarten, zwar Augenschmaus und Anstoß, viele Fragen zu stellen, aber kein Leitfaden, an dem ent-

lang frau sich vortasten und entdecken konnte, keine Struktur um zu begreifen und zu verstehen.
Trotz aller historischen Brüche, der Widersprüche von Fort- und Rückschritten in der Geschichte des Geschlechterverhältnisses, trotz des Wirrwarrs von Auf- und Abwertung von Frauen in den verschiedenen Kulturen und Ethnien, trotz der frauenfreundlichen und -feindlichen Strömungen in den Hochreligionen stehen wir ja nun doch nicht ganz verwirrt und orientierungslos im historischen und kulturellen Dunkel, wie uns die Völkerkunde hier glauben machen will. Vielmehr sind unzweideutig Tendenzen in der Geschichte und den Gesellschaften erkennbar, die als Wegweiser und Entdeckungslinien durch die Ausstelung hätten fungieren können. Missionierung durch die Hochreligionen, in denen sich überall Männer rituelle und Bildungsprivilegien häufig auch gegen die Absichten der Religionsstifter sicherten, und Kolonisierung der Völker in der 3. Welt haben die soziale Macht, über die Frauen in den traditionellen Ethnien verfügten, schrittweise beschritten und matriarchalische Strukturen immer weiter verdrängt. Eine vergleichbare Kolonisierung fand für die europäischen Frauen durch die Hexenverfolgung statt, in der sie ihres Verhütungswissens und ihrer ökonomischen Selbstständigkeit beraubt wurden. Mit der Durchsetzung von Geldwirtschaft und Kapitalismus schreitet dieser Entmachtungs- und Entwertungsprozeß der Frauen in der 3. Welt voran.
Dazu gehört auch, daß Frauenarbeit weltweit in dem Maße entwertet worden ist, wie die räuberische Aneignung der Subsistenzproduktion (kostenlose Hausarbeit, niedrige Erzeugerpreise) durch Kapital und Patriarchat voranschreitet. Frauenarbeit wurde im Zuge der Kapitalisierung und Industrialisierung unsichtbar gemacht, um sie zu entwerten. Folglich müssen Frauen die untergeordneten, prestigelosen und am schlechtesten entlohnten Tätigkeiten verrichten. Hausfrauisierung und Feminisierung der Armut sind Resultate dieser Entwicklungslinie.
Die Ökonomie von Tausch, Brautpreis und Mitgift ist eine zentrale Struktur, die den Wert und die Wertschätzung von Frauen nach außen kehrt. Mit dem Vormarsch der Geldwirtschaft nimmt die Tendenz zur Hochzeit als Geschäft zu: in Afrika steigen die Brautpreise und werden bei immer mehr Stämmen in Geld gezahlt, in Indien vollzieht sich die gleiche Entwicklung bei den Mitgiftpreisen, mit z.T. tödlichen Folgen für die Frauen (Mitgiftmorde). Die inflationäre Eigendynamik von Brautpreis und Mitgift in der Geldwirtschaft geht in jedem Fall auf Kosten der Frau. Wo die Hochzeit zum Kommerz wird, wird die Frau zur Ware.
Im Gegensatz zur Ausstellung sind die beiden Materialbände zur Ausstellung uneingeschränkt zu loben. Sie stellen mit fast 100 Aufsätzen eine wahre Fundgrube dar, um der weltweiten Komplexität des Geschlechterverhältnisses auf die Spur zu kommen und müssen als Pionierarbeit im deutschsprachigen Raum angesehen werden. Die Braut — geliebt — verkauft — getauscht — geraubt — zur Rolle der Frau im Kulturvergleich (Gisela Völger und Karin v. Welck, Köln 1985).

Vorankündigung Heft 17

Frauen und Therapie (Arbeitstitel)

Die Geschichte der Psychotherapie und Psychiatrie zeigt, daß das, was als krank bzw. gesund bezeichnet wurde und wird, ähnlichen Definitions- und Machtmonopolen folgt wie andere gesellschaftliche Bereiche. Zu Zeiten von Sigmund Freund hieß dies, uns zu Hysterikerinnen zu machen, heute heißen die Zeitkrankheiten, die es bei Frauen zu therapieren gilt: Magersucht-Freßsucht-Depression. Das Gegenbild zu Krankheit heißt und hieß Gesundheit bzw. Normalität. Krankheit und Gesundheit werden als zwei Pole dargestellt, es gilt vom einen auf den anderen, den gesunden Pol, zu gelangen. Als Mittel, die seelische Gesundheit zu erlangen, lockt die Therapie.
Seit der Entwicklung der Psychoanalyse konkurrieren eine Vielzahl von Schulen um den richtigen Weg der Gesundheit der Seele. Auch die feministische Therapie, die sich in den letzten zehn Jahren entwickelt hat, sucht ihren Platz. Am Anfang dieser Entwicklung standen die Conciousness-raising-groups, die Selbsterfahrungsgruppen, wo unbezahlt und unprofessionell der Versuch gemacht wurde, die gesellschaftlich definierte Frauenrolle mit ihren Einschränkungen, Begrenzungen, Defiziten und Beschädigungen in Zusammenhang zu stellen mit der eigenen biographischen Entwicklung. Ziel war es damals, gemeinsam an der Festlegung dessen, was Frausein in dieser patriarchalischen Gesellschaft ausmacht, zu arbeiten, das hieß, die Verweigerung der traditionellen Frauenrolle mit dem Kampf gegen die patriarchalische Gesellschaft zu verbinden. Was ist davon geblieben?
Seit Jahren hat der Psycho-boom die direkten politischen Kämpfe der 70er Jahre abgelöst. Aus dem Motto ,,das Persönliche ist politisch" ist das Motto geworden ,,das Persönliche ist Politik-Therapie". Der Psychomarkt ist ein stark expandierender Markt, der nicht zuletzt von Frauen in Gang gesetzt bzw. in Gang gehalten wird. Heute bezahlen Frauen trotz großer Armut ein Vermögen, um mittels Therapie ein Stück ganzer, gesünder zu werden. In der Therapie wird zunehmend der Ort gesehen, die gesellschaftlichen Beschädigungen, wenn nicht aufzuheben, so doch punktuell aufzubrechen. Die Kraft zum Überleben holen wir uns mehr und mehr aus der Therapie. Zu der Fremddefinition von Krankheit kommt die Eigendefinition — die Übernahme der Fremddefinition schafft neue Abhängigkeiten und sitzt der Spaltung gesund-krank auf.
Das führt zu der Frage, warum stricken wir mit an der ewigen Defizit-Definition der weiblichen Identität? Es ist unübersehbar, das die positive Identität von Frauen in weiter Ferne liegt. Aber, gibt es ein richtiges, ganzes Leben im falschen? Ist nicht vielmehr ein neuer Mythos eingezogen, genährt von unseren Wünschen und Utopien? Der Mythos von Ganzheitlichkeit, Widerspruchsfreiheit, Identität? Wo bleibt im Psychoboom der Blick auf die harte gesellschaftliche Realität, wo der Kampf gegen die zunehmende Einengung weiblichen Lebensraums! Feministinnen sind aufgerufen, sich erneut der Dialektik von Individuum und Gesellschaft zu stellen.
Dabei gilt es, Grenzen und Möglichkeiten von feministischer Therapie neu zu bestimmen. Die Entpolitisierung von Therapie einerseits und die politischen Implikationen der verschiedenen Therapien andererseits sollten Teil dieser Auseinandersetzung sein, zu der wir hiermit aufrufen!
Redaktionsschluß ist der 31. Januar 1986.

Rezension

Weiblichkeit contra Feminismus

Gisela A. Erler

Frauenzimmer — Für eine Politik des Unterschieds

Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1985, DM 14,50

Wer von Geschlechtsunterschieden spricht, thematisiert das Selbstverständlichste von der Welt. Es gibt ihn, den alles beherrschenden Unterschied, und zwar auch jenseits der Anatomie, d.h. in der Psyche der Betroffenen. Wer davon spricht, ist über jeden Zweifel erhaben.
Eine Neuauflage dieser unendlichen Geschichte zum Thema Geschlechtergegensatz ist Gisela Erlers Buch: Frauenzimmer. Untertitel: Für eine Politik des Unterschieds. Wäre dieses Buch nicht im Jahre 1985 erschienen, geschrieben von einer Frau, die aus dem grün-alternativen Spektrum kommt und Progressivität im Namen der Frauen auf ihre Fahnen geschrieben hat, dann wäre Stillschweigen wohl eher angeraten als vehementer Protest. Doch im Zeichen der konservativen Wende ist offenbar alles möglich — der Rückfall in einen kruden Soziobiologismus ebenso wie ein unverhohlenes Plädoyer für die Beschränkung der Frauen auf das, was sie nach Erler ausmacht: ihre Weiblichkeit, sprich Mutterschaft.
Frauen sind anders als Männer und sollen es auch bleiben. Das ist die Hauptbotschaft des Buches, an die sich im weiteren vorgeblich progressive Lösungsvorschläge für das Problem der Frauen, Beruf und Familie miteinander in Einklang zu bringen, anschließen. Was jahrhundertelang zur ideologischen Waffe des Patriarchats gehörte — die Fixierung der Frau auf ihre biologisch begründete Mutterrolle nebst jener „naturnahen" Attribute wie Emotionalität, Intuition, Beziehungsorientiertheit usw. — soll sich nun, folgt man Erler, endlich zum Wohl der Frauen verkehren, vorausgesetzt sie akzeptieren, was sie sind, nämlich „vollständig anders organisiert" als Männer. Woran das liegt, ist nachzulesen im Kapitel: „Ein wenig Biologismus".
So, als hätte es nie eine Debatte um die antiemanzipatorischen Implikationen sozialbiologistischer Argumentation gegeben, die seit langem zur Legitimation der Unterdrückung und Ausbeutung von Frauen dient, verkündet die Autorin unbekümmert, daß hier, in der Biologie, die tieferen Ursachen für die Unterschiede zwischen den Geschlechtern liegen. Die spezifisch weibliche Gehirnorganisation, entsprechende Sexualhormone wie überhaupt eine nicht näher definierte „Frauenchemie" bilden danach den quasi naturwüchsigen Boden für das endlich zur Geltung zu bringende Selbstbewußtsein von Frauen.
Ersparen wir uns die naheliegende Spekulation, was Männer auf dem Felde der Biologie dem entgegenzusetzen hätten, denn nicht Konkurrenz sondern „die Subsistenz und ihre letzten *abgeleiteten* Formen, die vor allem in der Hausfrauentätigkeit bzw. im Leben von Familienfrauen sichtbar werden" gehören zu den „genuinen Domänen der weiblichen Sozialpsychologie". Folgt man der Autorin, geht es für Frauen darum, ihre Präsenz in diesen Domänen zu verteidigen. Was für Erler dort zur Verteidigung ansteht, ist der uralte Mythos von der naturwüchsigen Mütterlichkeit in Gestalt der „Wucht und Unmittelbarkeit der Mutter/Kind Beziehung". Was offenbar droht, ist „die Vertreibung der Mutter von der Wiege des Kindes, speziell des Knaben", kurzum, die Enteignung der Mutter vom Kind.
Soweit aus den diffusen Äußerungen der Autorin ersichtlich, droht diese Enteignung, wenn es im Namen einer falsch verstandenen Partnerschaft zum Rollentausch kommt, in dem Väter wider ihre Natur den Platz der Mutter einzunehmen versuchen. Mütter und Väter sind nicht austauschbar, lautet denn auch die Botschaft, die eine gleichberechtigte Verantwortung der Männer für Haus- und Familienarbeit kurzerhand zum Mythos erklärt und dem Vater die randständige

Existenz des Erzeugers zuweist, dessen Wesen im Gegensatz zum Wesen der Frau nach anderen Betätigungsformen verlangt. Der Modus vivendi dieser biologistischen Form von „Partnerschaft" im Namen der Ergänzung mündet denn auch in die hoffnungsfrohe Aussicht, „daß Männer Frauen zu ertragen lernen und Frauen Männer."

Als hätte diese groteske Ergänzungssymmetrie der Rollenfixierung, in der die Geschlechter hinter den Möglichkeiten humaner Entwicklung zurückbleiben, nicht längst ihre unerträglichen Folgen gezeitigt und als seien vor allem Frauen nicht bereits in Scharen aus den Beschränkungen ihrer alten Rolle ausgebrochen, wird hier aus der Not der Frauen eine Tugend gemacht.

Die Not — das ist der alltägliche, so selbstverständliche politische Skandal, daß Frauen in ihrem Wunsch, Beruf und Liebe (sei es zu ihren Kindern, Männern oder Freundinnen) miteinander zu verbinden, einen exklusiv weiblichen Preis dafür bezahlen: physisch und psychisch in Form der Doppelbelastung und materiell durch ihre permanente Zuweisung auf minderbezahlte Arbeitsplätze. Daß diese zutiefst radikale Forderung der Frauen, die alles, sprich beides, wollen, sich letztlich gegen sie verkehrt, ist Ausfluß eines patriarchalen Machgefüges, in dem Männer von der Arbeit der Frauen profitieren, ohne eine adäquate Gegenleistung zu erbringen. Wer wollte bestreiten, daß diese Bindungen permanente Überforderungen und psychische Verunsicherungen im Selbstverständnis der Frauen zur Folge haben?

Es geht also nicht darum, die Probleme der Frauen zu bagatellisieren, die aufgebrochen sind, die Grenzen ihrer traditionellen Zuständigkeiten zu überschreiten und auf der Suche nach dem Neuen das Alte nicht völlig aufgeben. Wohl aber geht es darum, dem Erlerschen Versuch zu begegnen, auf dem Hintergrund systematischer Schwarz-Weiß-Malerei ein politisches Problem auf die Ebene der Natur zu transponieren und die Lösung der Konflikte von Frauen auf die Alternative eines Lebens für oder gegen ihre Natur zu reduzieren.

Folgen wir noch einmal dem Versuch der Autorin, in der säuberlichen Trennung von schwarz und weiß die neuen Perspektiven ins Reich der positiven weiblichen Identität zu entwickeln, wo Frauen, Erlers Wunsch entsprechend in der Lage sein sollen, sich liebevoller wahrzunehmen. Was sich dort eröffnet, ist das nachbarschaftliche Feld der genuin weiblichen Frauenkultur, illustriert mit Hilfe nostalgischer Rückblicke in die idyllische Solidargemeinschaft von Frauen, für die der Dorfbrunnen, die Spinnstube und gemeinsames Dreschen vorgeblich optimale Stätten der gewünschten Beziehungsnähe darstellen. Hier sammeln sich, so suggerieren die Bilder jenseits der historischen Realität, die stolzen und selbstbewußten Frauen, die es im Wissen um ihre psychische Überlegenheit nicht nötig haben, „den Männern gegenüber dick aufzutragen".

Als moderne Variante selbstbestimmter Sammlungsorte werden Frxuen, speziell aus der Unterschicht, Mütterzentren angedient, in denen sie für 5—10,— DM die Stunde Räume und Kinder betreuen, Haare schneiden, massieren und töpfern können und auch ein billiges Mittagessen erhalten. Dieses als „unerhört neuer Erfahrungsraum" deklarierte homeland für die „Nigger" der Nation soll zu allem Überfluß auch noch den Wunsch nach Öffentlichkeit und politischer Mitbestimmung befriedigen — ein wahrhaft zynischer Versuch, aus der Not der Frauen eine Tugend zu machen!

Doch was ist die Alternative und wie sehen die Frauen aus, die sich in den männlichen Domänen von Lohnarbeit, Karriere oder Politik bewegen? Ihnen konzediert Erler allenfalls einen gewissen Charme hinsichtlich des Eifers und der Unbekümmertheit, mit der sie ihrer Ansicht nach ans Werk gehen. Ansonsten herrscht Trostlosigkeit vor angesichts der „totalen Selbstveräußerung" und des Identitätsverlusts jener Erfolgbesessenen, die, anstatt sich auf ihre positive Weiblichkeit zu besinnen, der gleichmacherischen Anspassung anheimfallen.

Da wird die „wahre", „in der Logik (?) von Subsistenz und Kinderversorgung tief verwurzelte Frau" gegen die diffuse

Zwitterhaftigkeit einer androgynen Schreckgestalt ausgespielt, so daß die Erlerschen Rückzugsgefechte ins Reich der Mütterzentren die Qualität eines utopischen Signals am Horizont weiblicher Emanzipation erhalten.

Haben wir darüber hinaus im Sinne des Erlerschen Realismus erkannt, daß es unsinnig ist, „Frauen nur Ohnmacht und Unlust anzudichten, wo sie in Wirklichkeit die höchste Machtentfaltung erfahren", dann gilt es im weiteren zu realisieren, daß Frauen gar nicht wollen, was sie angeblich sollen. Sie wollen „sich niemals mehrheitlich so völlig der Logik des außerhalb der Nachbarschaft, fern von der Familie angesiedelten Großbetriebes unterwerfen".

Als hätte eine derartige „Unterwerfung" jemals unter dem Vorzeichen der Emanzipation zur Debatte gestanden, verkehrt sich im wohlwollenden Kommentar der Autorin die weitgehende Abwesenheit der Frauen in den männlichen Domänen von Politik und Öffentlichkeit zur bewußten Weigerung der Betroffenen, sich überhaupt darauf einzulassen. Das mag in den Ohren mancher Frauen schmeichelhaft klingen; doch was hier reproduziert wird, ist der uralte sexistische Zirkelschluß, nach dem die faktischen Entscheidungen von Frauen ihrem ureigensten Wesen entsprechen sollen. Wenn das so wäre, dann würden sich allerdings sämtliche Debatten über subtile und offene Benachteiligungen von Frauen erübrigen und es bliebe nicht mehr als wohlwollend zu konstatieren, daß Frauen dahin gehören, wo sie sind — in die randständigen Zonen der patriarchalen Weltordnung, ausgeschlossen und diskriminiert und ab und an im Namen der Mutterschaft rhetorisch aufgewertet.

Die Lektüre des Buches zeigt, daß Erler in ihrem verbissenen Kampf gegen die Schimäre der Gleichmacherei selbst Opfer jenes eindimensionalen Denkens geworden ist, daß sie so häufig beklagt. Denn was auf der plakativen Ebene ihrer Argumentation verloren geht, ist der Stand einer politisch-feministischen Diskussion, die längst die Ebene des Entweder-Oder verlassen hat und — um es auf eine abstrakte Kurzformel zu bringen — Emanzipation in der Dialektik von Veränderung der Umstände und Selbstveränderung begreift. Nichts spricht auf diesem Hintergrund dagegen, traditionell weibliche Qualitäten zu bewahren — allerdings nicht in der einseitigen Delegation an Frauen. Alles spricht hingegen dafür, Bedingungen zu schaffen, unter denen es sich leben und arbeiten läßt — jenseits von Hierarchie und Ausbeutung und selbstverständlich für Männer und Frauen. Dafür zu kämpfen und zu arbeiten sind viele Frauen aufgebrochen — nicht im Namen ihrer Weiblichkeit, sondern in der Perspektive des Feminismus, dessen Verwirklichung sich „an einem für alle Menschen möglichen Maß von Freiheit und Gleichheit" (Ute Gerhard) orientiert.

Zentraler Angelpunkt und Maßstab auf dem Weg in eine humane Gesellschaft ist demzufolge aus feministischer Perspektive die Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung auf allen Ebenen des Lebens, Liebens und Arbeitens. Was Erler als selbsternannte Sachwalterin „der ungeheuren weiblichen Fähigkeiten" demgegenüber ihrer Klientel anbietet, gehört eher in die Hochglanzbroschüren technokratischer Arbeitgeberverbände als in die Zukunftsvisionen der Frauenarbeit.

Als Anhängerin öko-libertärer Ansätze entwirft sie ein Szenarium der Quadratur des Kreises, von dem wie durch ein Wunder alle profitieren: Männer und Frauen, Arbeitnehmer und Unternehmer, Ökologen und Ökonomen. Die dazugehörigen Forderungen speziell für Frauen: mehr zeitliche Flexibilität, sprich Teilzeitarbeit (natürlich mit inhaltlichen Qualifikations- und Aufstiegsmöglichkeiten), gleicher Lohn für *andere* Arbeit mit Hilfe der Höherbewertung von den Frauen zugeschriebenen Qualitäten wie Kommunikationsfähigkeit, Fingerfertigkeit und Monotonieresistenz sowie Dezentralisierung der Arbeitsorganisation, auf daß zum guten Schluß die Frauen sich in den heimatlichen Gefilden der Subsistenzproduktion betätigen — „vom Pflanzen bis zum Einmachen, vom Hausschaf bis zur Milchkuh, von den

Tomaten auf dem Balkon bis zum Fischtank im Keller".
Womit wir es hier zu tun haben, ist das von Erler eingeklagte gestalterische Anerkennen der realen Unterschiede, in dem sich das „ungeheure Arbeitspotential der Frauen" u.a. folgendermaßen realisiert: als Bildschirmarbeiterinnen im Wohnblock der Vorstadt mit Kinderbetreuung und Zeit für die Laienspielgruppe oder ggf. als Kleinunternehmerinnen von Frisiersalons oder Kosmetikstudios. Das ist die konkrete Perspektive einer „Politik des Unterschieds", die statt der Zukunft der Frauenarbeit deren Sackgassen tradiert.

Mein Vorschlag trotz alledem: Das Buch lesen und darüber streiten — offen und öffentlich, kritisch und kompetent! Denn die Zukunft der Frauenarbeit steht wirklich auf dem Spiel — für alle Frauen, nicht nur für Mütter. Im (selbst)kritischen Dialog miteinander lebenswertere Perspektiven zu entwickeln — auch das könnte ein Boden selbstbewußter Solidarität unter Frauen sein. Schwer vorstellbar allerdings, daß „Frauenzimmer" dafür die geeigneten Räume sind. Wie wäre es stattdessen mit Frauenvillen?

Astrid Osterland

Autorinnen

Ute Annecke, 35 Jahre, Studium der Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften, Philosophie und Sozialwissenschaften, arbeitet als bezahlte Redakteurin bei den ,,beiträgen".

Adelheid Biesecker, 43 Jahre, Hochschullehrerin für ökonomische Theorie im Fachbereich Wirtschaftswissenschaft der Universität Bremen. Arbeitsschwerpunkte: Werttheorie, Kapitalanalyse, Staatstheorie, feministische Theorientwicklung.

Marita Blauth, 28 Jahre, Dipl. Sozialpädagogin, arbeitet z.Zt. in einer Frauenberatungsstelle in Bonn. Politische Arbeit in Arbeitsloseninitiative. Frauengruppe. WG. Aus Überzeugung kinderlos. Aus Überzeugung parteilos. Journalistisch tätig im Bereich: Arbeit, Soziales, Frauen.

Angelika Blickhäuser, 31 Jahre, Diplomhandelslehrerin und Diplomvolkswirtin, seit 1981 mit Unterbrechungen erwerbslos, seit 1982 unbezahlte Arbeit in der Initiative ,,Frauen gegen Erwerbslosigkeit", Lehrauftrag an der Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Köln.

Birgit Cramon-Daiber, geboren 1944, Diplompädagogin und ehemalige Sekretärin, Beirätin und aktiv im Büro ,,Goldrausch".

Ingrid Düßmann, 33 Jahre, 1969—81 Ausbildung und Berufstätigkeit als Speditionskaufmann, z. Zt. Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Bremen, zukünftiger (Wunsch)arbeitsbereich: Journalismus.

Helga Grubitzsch, geboren 1943, studierte Romanistik, Latein und Psychologie (Promotion 1970). Während ihres Studiums arbeitete sie als Serviererin, Reiseleiterin und Dolmetscherin, danach als Lehrerin an Volkshochschule und Gymnasium. Sie lehrt seit 1971 an der Universität Bremen, erst als Assistenzprofessorin, dann als Professorin auf Zeit für französische Literaturwissenschaft und Didaktik, seit Mai 1983 als Dozentin für Literatur und Sozialgeschichte der Frau.

Lu Haas, 41 Jahre, Soziologin, seit 1969 Lehr- und Forschungstätigkeit an den Universitäten Frankfurt und Göttingen zu Sozialisation, Beruflicher Bildung im gewerblichen und kaufmännischen Bereich und Frauenthemen (besonders zum Zusammenhang von Frauenarbeit und normativen Orientierungen von Frauen). Mitbegründerin der ,,Frankfurter Frauenschule"; Initiatorin des Projekts ,,Frauenbetriebe": seit 1984 Konzeption, Durchführung und wissenschaftliche Begleitforschung für das Projekt ,,Frauenbetriebe".

Béatrice Hecht-El Minshawi, geboren 1947, hat als Krankenschwester 1968—1969 in Vietnam und 1970—1972 in Afghanistan gearbeitet. Anschließend studierte sie Sozialpädagogik und arbeitete nach der Diplomprüfung beim Senat der Stadt Bremen im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit. Durch die Ehe mit einem Ägypter und mehrere Reisen in arabische Länder gewann sie Einblick in die Lebenssituation der Frauen im islamisch-arabischen Raum. Sie beschäftigt sich seit längerer Zeit mit den psychischen Faktoren von Personen, die in zwei oder mehreren Kulturen leben und ist kritisches Mitglied der IAF (Interessengemeinschaft der mit Ausländern verheirateten Frauen). Sie arbeitet z. Zt. an einer Untersuchung über die Entstehung von bi-kulturellen Partnerschaften.

Heidi Heinisch, geboren 1941, Literaturarchäologin und ehemalige Kauffrau, Mitbegründerin und aktiv in Vorstand und Büro bei „Goldrausch".

Dörthe Jung, 36 Jahre, Diplomsoziologin (.u.a. Mitarbeit in einem Projekt Frauen in Männerberufe), Mitbegründerin und langjährige Mitarbeiterin in einem Frankfurter Frauenzentrum. 1979 Mitbegründerin des Vereins „SFBF/Frankfurter Frauenschule", dort seit mehreren Jahren vollauf beschäftigt.

Barbara Kavemann, geboren 1949, Sozialwissenschaftlerin und ehemalige Einzelhandelskauffrau, Mitbegründerin und aktiv im Vorstand, Arbeitsgruppe bei „Goldrausch" und der Redaktion „Blattgold".

Barbara Köster, 38 Jahre, einen 7jährigen Sohn, Diplomsoziologin. Langjährige Erfahrung in der Frauenbewegung. Seit 1985 halbtägige Mitarbeit in der „Frankfurter Frauenschule".

Agnes Lewe, 32 Jahre, nach langjähriger Arbeit in einem Frauenbetrieb Studium der Volkswirtschafts- und Genossenschaftslehre. Aktivitäten: Frauenselbstverteidigung, Lesbenring, Ökobank.

Dorothea Mey, geboren 1945, 2 Kinder, Staatsexamina in Mathematik und Französisch, wissenschaftliche Assistentin von 1972—1977 an der TU Berlin (Romanistik), z.Zt. Arbeit mit einem schwer hörbehinderten Schüler der 10. Klasse eines Gymnasiums. Vor kurzem Dissertation: „Die Liebe und das Geld" (über die Veränderung der Vorstellungen von „Liebe" im Zuge der Industrialisierung in Frankreich) abgeschlossen.

Maria Mies, 54 Jahre, Professorin für Soziologie am Fachbereich Sozialpädagogik, FH Köln, Arbeitsschwerpunkte: Frauen in der Dritten Welt, feministische Theorie und Methodologie. Von 1979 bis 1981 Aufbau des Schwerpunktes: „Women and Development" am Institute of Social Studies, Den Haag.

Monika Molter, 32 Jahre, Diplomsoziologin, seit 1981 mit kurzen Unterbrechungen erwerbslos, seit 1982 unbezahlte Arbeit in der Initiative „Frauen gegen Erwerbslosigkeit", die seit Mitte 1984 in Form einer ABM-Stelle bezahlt wird.

Astrid Osterland, 40 Jahre, Diplom-Sozialwirtin, promovierte nicht unabhängig von biographischen Aspekten und feministischen Interessen zum Thema der Geschlechtsdifferenzen und ihrer politischen Implikationen. Als Grenzgängerin zwischen Politik und Wissenschaft will sie das eine nicht vom anderen trennen und mischt sich mit Wort und Tat in die Auseinandersetzungen ein.

Barbara Rendtorff, 34 Jahre, einen 5jährigen Sohn. Nach dem Studium (Dr. phil., dipl. soz. und Lehrerin) und langjähriger Mitarbeit in der Frauenbewegung 1979 Mitbegründerin des Vereins „SFBF/Frankfurter Frauenschule", seitdem dort kontinuierlich tätig.

Claudia Roth, 30 Jahre, Ethnologin, arbeitet jetzt als Journalistin. Interessenschwerpunkte: Frauen, Gen- und Fortpflanzungstechnik, Bevölkerungspolitik, Zusammenhang von sogenannter Erster und Dritter Weltproblematik.

Brunhilfe Sauer-Burghard, 42 Jahre, Studium der Soziologie, Sozialpsychologie, Sozialpolitik, Volkswirtschaft und Jura, Akademische Oberrätin an der Universität

Köln, Arbeitsschwerpunkte: Sozio-historische Frauenforschung, geschlechtliche Arbeitsteilung und geschlechtsspezifische Sozialisation.

Irmgard Schultz, 36 Jahre, seit 4 Jahren im Frankfurter Frauenbuchladen, z.Zt. erwerbslos, 1 Jahr in Mexiko gelebt, jahrelang Referentin für politische Jugendbildung gewesen, Arbeits- und Interessenschwerpunkt: feministische Geldtheorie.

Claudia von Werlhof, 42 Jahre, einen Sohn von 3 Jahren, studierte Volkswirtschaft und Soziologie, arbeitet als wissenschaftliche Assistentin an der Fakultät für Soziologie an der Universität Bielefeld. Habilitierte sich 1984 in Politikwissenschaft, Privatdozentin im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften an der Universität Frankfurt, Arbeits- und Interessenschwerpunkte: feministische Gesellschaftstheorie und Frauenarbeit, Frauen in der Dritten Welt.

Christa Wichterich, 36 Jahre, Soziologin und Germanistin, nach mehrjährigem Arbeitsaufenthalt in Indien z.Zt. freiberufliche Journalistin, Schwerpunktthema: Frauen in der Dritten Welt.

Susanne Zeller, 34 Jahre, Sozialarbeiterin und Erziehungswissenschaftlerin, promoviert in Geschichte der Sozialarbeit und Frauenerwerbsarbeit in der Weimarer Republik an der TU Berlin.

Nach langem Hin und Her haben sich die Frauen des Vereins "Das Kunstwesen" darauf geeinigt Kunst mit Wissenschaft zu kreuzen. Hier nun das Ergebnis:

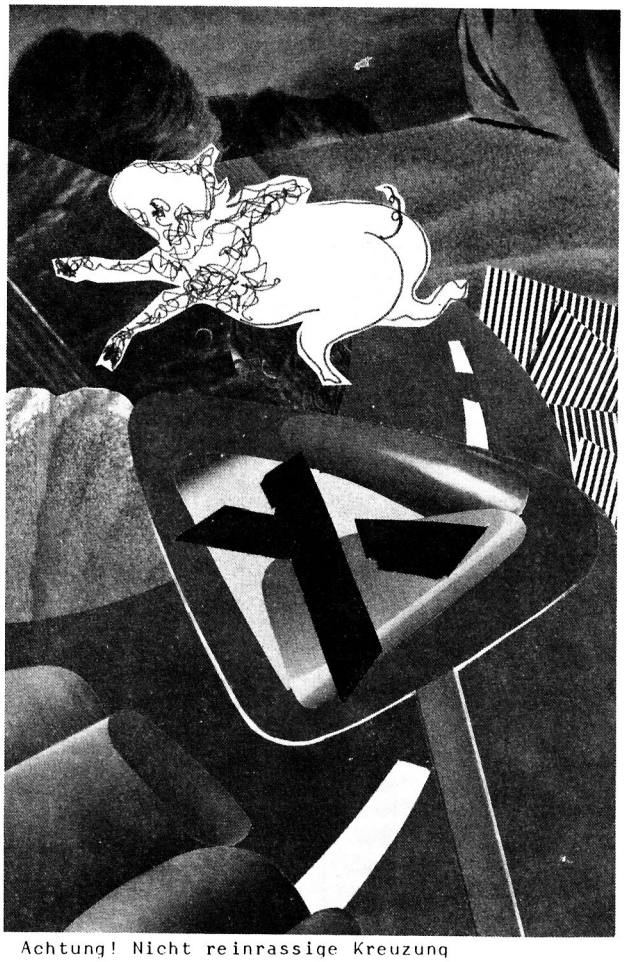
In einem Lese- und Bilderbuch geben sie einen vorausschauenden Rückblick auf die biotechnologische Revolution der 80er Jahre.

Beleuchtet wird der gegenwärtige Stand der Genforschung, die ethischen und finanziellen Aspekte sowie die Kinderwunschproblematik.

Die Informationen sind literarisch-satirisch verarbeitet in Form fingierter Zeitungsmeldungen, Annoncen, Tagebuchaufzeichnungen und großzügig mit Zeichnungen und Collagen karikiert.

Das Wahre vom Erfundenem zu trennen bleibt ständig Aufgabe des Lesers, da sich der Anteil von Science Fiction im Alltag dramatisch verringert.

"Die Wacht am Gen" reagiert mit Betroffenheit und engagierter Phantasie. Es ist nicht zuletzt das Buch zum Film, der vor uns abläuft.



Achtung! Nicht reinrassige Kreuzung

DIE WACHT AM GEN

Zu bestellen bei

DAS KUNSTWESEN
Potsdamer Str. 116
1000 Berlin 30

Großformat,
64 Seiten stark,
zur Hälfte vom
Berliner Netzwerk e.V.
vorfinanziert, daher nur **DM 14,80**

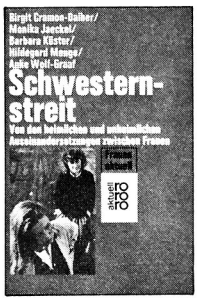
frauen aktuell

Herausgegeben von Susanne von Paczensky

Eine Auswahl

rororo aktuell 5443

Theresia Brechmann
Jede dritte Frau
Protokoll einer Vergewaltigung.
rororo aktuell 4930
Wie eine Frau, die sexuelle Gewalt erlitt, sich mit dieser Demütigung auseinandersetzt, sich gegen Unglauben und Desinteresse der Umgebung wehrt und die beschämenden Folgen der Tat überwindet.



rororo aktuell 5120

Elisabeth Vogelheim (Hg.)
Frauen am Computer
Was die neuen Technologien den Frauen bringen.
Eine Einführung.
rororo aktuell 5529
Wenn die Frauen sich nicht in die Computerzukunft einmischen, werden sie die Analphabeten von morgen sein.

Barbara Kavemann / Ingrid Lohstöter
Väter als Täter
Sexuelle Gewalt gegen Mädchen «Erinnerungen sind wie eine Zeitbombe»
rororo aktuell 5250

rororo aktuell 5538

Heike Mundzeck
«Als Frau ist es wohl leichter, Mensch zu werden»
Gespräche mit Dorothee Sölle, Margarethe von Trotta, Heidemarie Wieczorek-Zeul
rororo aktuell 5354
Drei Frauen beschreiben ihre Lebenswege: ihre Kindheit, was ihnen geschenkt wurde, was sie sich hart erringen mußten und was sie weiterhin erwarten.

rororo aktuell 5352

S. Plogstedt / K. Bode
Übergriffe
Sexuelle Belästigung in Büros und Betrieben. Eine Dokumentation der Grünen Frauen im Bundestag.
rororo aktuell 5353
Dieser Band macht deutlich, wie verbreitet, wie vielfältig, wie verletzend die Übergriffe männlicher Chefs und Kollegen sind.

Lisa Scheuer
Vom Tode, der nicht stattfand
Theresienstadt, Auschwitz, Freiberg, Mauthausen.
Eine Frau überlebt.
rororo aktuell 5239

Christine Swientek
«Ich habe mein Kind fortgegeben»
Die dunkle Seite der Adoption.
rororo aktuell 5119

Awa Thiam
Die Stimme der schwarzen Frau
Vom Leid der Afrikanerinnen.
rororo aktuell 4840

rororo aktuell 4530

Barbara Yurtdaş
Wo mein Mann zuhause ist . . .
Tagebuch einer Übersiedlung in die Türkei.
rororo aktuell 5137

C 2079/3

Patricia López-Stewart,
Elisabeth Gumberger

Ich bringe das Salz

Chilenische Frauen berichten

60 Fotos und Texte
132 Seiten
Großformat 21 x 27 cm
DM 19,80
ISBN 3-88526-001-8

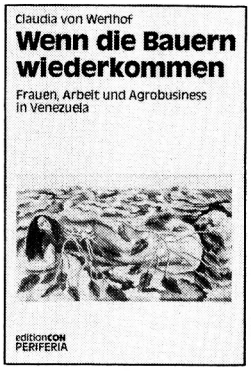
Ein eindringlicher und realistischer Bericht zweier Frauen aus Chile. Gleichwohl ein poetisches Buch. Die Texte sind Tonbandprotokollen entnommen. Einige stammen von *La Batucana,* der für die Bewegung *Lira Popular* typischen und wohl prägnantesten Volksdichterin. Die Fotografien kommen durch Ausgrenzung und Perspektive der Misere wie dem Widerstand so nahe, daß die in den verdichteten Texten bloßgelegte Wahrheit nicht nur dokumentiert wird sondern eigenständigen Ausdruck findet. Berichtet wird aus dem Erleben von Frauen, deren Bruder oder Vater „verschwand"; die Gemeinschaftsküchen für die Verpflegung der *Toma* organisieren; die erfahren, wie einem der Wunsch, sich herauszuhalten aus dem politischen Kampf, ausgetrieben wird, wenn der Alltag einem die Würde zertritt.

Claudia von Werlhof

Wenn die Bauern wiederkommen

Frauan, Arbeit und Agrobusiness in Venezuela
Vorworte von Maria Mies, Joachim Hirsch und Immanuel Wallerstein

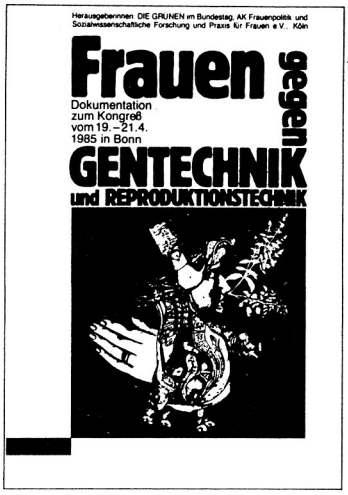
350 Seiten ·DM 29,00 ·ISBN 3-88526-305-X



Warum sind die Bauern nicht längst „verschwunden", wie so oft prognostiziert und haben sich in Proletarier verwandelt?
Warum wird allgemein gerade die kleine Produktionseinheit auf Familienbasis sogar zur Bedingung modernster (agro-)industrieller Produktionen?
Und wie werden mithilfe des Staates die geschlechtliche Arbeitsteilung und verschiedene Formen der Frauenarbeit immer wieder zur Grundlage einer patriarchalisch-kapitalistischen Ökonomie gemacht?
Schließlich: Wie wehren sich die unmittelbaren Produzenten/innen gegen ihre zunehmende Ausbeutung in- und außerhalb der Lohnarbeit und
welches Verständnis von Ökonomie, Politik, Natur und Geschlechterverhältnis setzen sie dem entgegen?
Diese und andere Fragen werden am Beispiel einer empirischen Untersuchung im ländlichen Venezuela gestellt und in theoretisch ganz neuartiger Weise beantwortet. Das Buch, die Habilitationsschrift der Autorin, will nicht nur Leser/innen aus der entwicklungspolitischen und lateinamerikanischen Diskussion ansprechen, sondern insbesondere auch solche aus der Frauenbewegung sowie der grün-alternativen Diskussion.

Edition CON · Westerdeich 38 · 2800 Bremen

N E U E R S C H E I N U N G



Herausgeberinnen: DIE GRÜNEN im Bundestag, AK Frauenpolitik & Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. Köln
184 S., DM 18,–, ISBN 3923243-19-7
Zu beziehen über die Herausgeberinnen, im Buchhandel oder direkt beim Verlag Kölner Volksblatt · Palmstr. 17 · 5000 Köln 1 · 0221 / 24 52 11

Die patriarchalisch-kapitalistische Ökonomie und Wissenschaft hat eine neue Stufe erreicht. Es gilt, neue Ressourcen zu verwerten und auszubeuten: Frauen der „1. und 3. Welt", die menschliche und nicht-menschliche Natur.

Gen- und Reproduktionstechnik sind die neueste Kriegserklärung von Wissenschaft und Kapital. Ziele dieser unheimlichen Allianz sind die synthetische Natur und maßgeschneiderte Menschen.

Von der Ablehnung der Gen- und Reproduktionstechniken zum aktiven Widerstand ist noch ein weiter Weg. Ansätze dazu und Argumentationen bietet das vorliegende Buch. Die Dokumentation des Kongresses „Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnik" ist zugleich Handbuch und Aufforderung zum Weiterdenken und zur Eigeninitiative. Deshalb gibt es auch einen ausführlichen Anhang mit Hinweisen auf Aktionsgruppen, Aktivitäten, Kontaktadressen und Literaturangaben.

Solidarische Welt

Nr. 111
Sept. 85

Vom Mythos der Überbevölkerung
Prognosen, Ideologien, Konferenzen

Ein neues Kapitel der Bevölkerungskontrolle in Indien

„Es ist ein Fluch, als Frau geboren zu sein..."

Geburtenkontrolle für die Armen – Retortenbabys für die Reichen?

Die Austreibung des Volkswissens über Schwangerschaft und Verhütung

Hexenprozesse in Europa – eine Form der Bevölkerungspolitik?

Geburtenregelung bei den Tongas

Zimbabwe – Großfamilien, Traditionen und Tabus im Umbruch

Solidarische Welt bringt Informationen aus und über die „Dritte Welt" und stellt Entwicklungen dort Entwicklungen hierzulande gegenüber.

Solidarische Welt berichtet über kleine Projekte ländlicher Selbsthilfegruppen, über die Situation von Frauen, Kindern, von Kleinbauern und Landlosen.

Solidarische Welt stellt Initiativen und Einrichtungen in Afrika, Indien und Lateinamerika vor, die schnell und unbürokratisch Hilfe benötigen.

Einzelheft DM 3,-

Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt e.V. (ASW)
Friedrichstr. 236
1000 Berlin 61
Tel.: 030-251 02 65

In diesem Heft wird versucht gegen Biologismus und Aktionismus in der (Frauen)friedensbewegung einen theoretischen Zusammenhang zwischen Militarismus und Ausbeutung/Unterdrückung von Frauen zu formulieren.

Dazu gehört auch eine gründlichere Auseinandersetzung mit den politischen und ökonomischen Hintergründen der derzeitigen Krise, der Kriegsdrohung und Hochrüstung und der Versuch der Formulierung einer feministischen Gegenposition.

144 Seiten, DM 14,—

Aus dem Inhalt:

Christina Thürmer-Rohr: Aus der Täuschung in die Ent-täuschung — Zur Mittäterschaft von Frauen
Petra Müller: Sind Frauen friedfertig?
Brunhilde Sauer-Burghard: „Nur wenige Frauen haben nicht mitgemacht". — Feminismus gegen Militarismus?
Unbekannte Autorinnen: Militarismus kontra Feminismus
Theresa Wobbe: Dollars, Männer, Krieg und Illusionen — Ein Zeitalter geht zu Ende
Maria Mies: Frauenbefreiung und nationaler Befreiungskampf — Geht das zusammen?
Ute Annecke, Carola Möller: Frauen — Krise — Krieg

Die neuen Verhältnisse, von denen in diesem Heft die Rede ist, betreffen die Umstrukturierung der weiblichen Erwerbsarbeit und der vergesellschafteten Hausarbeit sowie die Internationalisierung der Hausfrau. Außerdem werden der marxistischen Arbeits- und Fortschrittsbegriff kritisiert, die Funktion der Gewalt bei der Mobilisierung des weiblichen Arbeitsvermögens analysiert und perspektivische Ausblicke in Richtung auf ein Leben ohne Ausbeutung und Unterdrückung diskutiert.

272 Seiten, DM 28,—

Aus dem Inhalt:

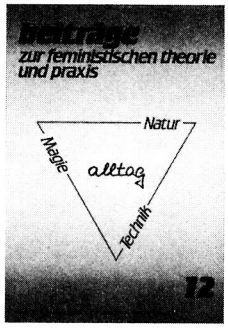
Carola Möller: Ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse — Verstärkte Spaltung der abhängig Arbeitenden.
Petra Müller: Neue Daten zur Erwerbstätigkeit und Erwerbslosigkeit in der BRD.
Hildegard Demmer, Bettina Küpper, Edelgard Kutzner: Frauenarbeitsschutz: Gesundheitsschutz oder Ideologie?
Barbara Böttger: Steht die Vertreibung der Frauen aus Büro und Verwaltung bevor?
Ilse Lenz: Frauenarbeits-Futurismus-Tango
Gertrud Backes, Gisela Notz, Barbara Stiegler: Sie nützen viel und kosten nichts.
Brigitte Sellach: Zukunft der Sozialarbeit als Zukunft der Spaltung zwischen Frauen?
Maria Mies: Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung.
Rhoda Reddock: Frauen und Sklaverei in der Karibik.
Claudia von Werlhof: Auf dem Wege zu einer neuen Zwangsarbeit? Frauenarbeit im Agrarsektor Venezuelas.
Ute Birkenbeil-Studer, Ute Winkler: Frau Li, Frau Fulano, Frau Müller — weibliche Erwerbsarbeit in den Weltmarktfabriken Südostasiens, in der peruanischen Industrie und bei uns.
Iris Bubenik-Bauer: Gehört den chinesischen Frauen „die Hälfte des Himmels"?
Christel Neusüß: Und die Frauen? Tun die denn nichts? Oder: Was meine Mutter zu Marx sagt.
Veronika Bennholdt-Thomsen: Die Zukunft der Frauenarbeit und die Gewalt gegen Frauen.
Hilde Fauland, Ruth Kümmerle: Wirtschaftspolitische Alternativen von Frauen.
Kölner Gruppe autonomer und grüner Frauen: Auszug aus dem Technopatriarchat.

Das erneute Nachdenken über Fragen der Methodologie hat uns klargemacht, daß es bei feministischer Forschung nicht bloß um andere, dem „Forschungsgegenstand" Frauen bzw. Frauenunterdrückung angemessene Forschungsinstrumente, sondern um eine andere Weise des Handelns, Erkennens, Denkens und Forschens geht, kurz um ein neues Paradigma.

168 Seiten, DM 14,—

Aus dem Inhalt:

Maria Mies: Methodische Postulate zur Frauenforschung.
Anet Bleich, Ulla Jansz, Selma Leydesdorff: „Lob der Vernunft".
Heide Göttner-Abendroth: Zur Methodologie von Frauenforschung am Beispiel Biographie.
Maria Mies: Frauenforschung oder feministische Forschung?
Claudia Opitz: Der „andere Blick" der Frauen in die Geschichte
Christina Thürmer-Rohr: Der Chor der Opfer ist verstummt
Brunhilde Sauer-Burghard: Die Frau als Überbauphänomen oder wie ich meinen Marx rette
Monika Bolbrügge, Sabine Hermann, Sabine Heuck, Brigitte Papen, Brigitte Salzmann: Von der Theorie zur Praxis
Donna Kate Rushin: Die Brücke
Claudia von Werlhof: „Vom Boden des Fasses aus . . ."
Lisa Fernkorn, Gabi Förder, Petra Zwaka: „Mit Ihnen kann ich darüber sprechen, mit meiner Tochter konnte ich das nie!"
Ulrike Büchner: Frauenwissenschaft und Frauenstudien als radikale Wissenschaftskritik — dargestellt am Beispiel hochschuldidaktischer Praxis
Honor Ford-Smith: Das Theaterkollektiv „Sistren" aus Jamaika



Im Mittelpunkt dieses Heftes steht die Kritik an patriarchaler Naturwissenschaft und Technik, sowie die Veränderung der Erkenntnispraxen von Frauen und der Paradigmawechsel in der politischen und wissenschaftlichen Praxis von Frauen, vor allem die Einbeziehung von Magie und Spiritualität in den (politischen) Alltag.

160 Seiten, DM 14,—

Aus dem Inhalt:

Christa Wichterich: Von der Mutter-Natur zur Maschine-Natur
Genoveffa Corea: Wie durch die neuen Reproduktionstechnologien das Bordell-Modell auf die menschliche Reproduktion angewandt werden kann
Gudrun Quandel: Alles Neue ist besser als alles Alte
Christel Neusüß: ... aber was ist denn das, der ‚irrationale Rest'? Zur Rationalisierungsdiskussion in der Weimarer Republik und heute
Christina Thürmer-Rohr: Wendezeit — Wendedenken — Wegdenken
Rosemarie Rübsamen: Der Wolf hat Kreide gefressen — bewahrt euer Mißtrauen gegenüber der Wissenschaft!
Sarah Jansen: Magie und Technik — Auf der Suche nach feministischen Alternativen zur patriarchalen Naturnutzung
Maria Mies: Tantra — Magie oder Spirualität?
Ute Schiran: spinnerin, häxe, furie — möglichkeit politischen(r) machens (macht) in weiblicher sinnlichkeit/spiritualität
Christine Flitner: „Eine andere Sprache? Zur Reproduktion von Selbstunterwerfung in der neueren Literatur von Frauen"
Scarlett Baldhoff, Gundula Femmer: „Wenn Du das Unmögliche nicht suchst, wirst Du am Ende nicht einmal das Mögliche finden"
Claudia Koppert, Birgit Lindberg: Ich lebe Widerstand, weil ich lebendig bin
Ute Annecke, Johanna Pagenstecher: Zu weit nahe gehen — zu nahe gehen — nahe gehen
Brunhilde Sauer-Burghard: Annäherungsversuche an eine wichtige Seh- und Denkweise

In den Artikeln konzentrieren sich die Ansätze zu einer feministischen Staatstheorie um die Interessenverflechtungen, die -identitäten und Allianzen zwischen Staat, Kapital und Patriarchen. Im Vordergrund stehen die Entstehungsgeschichte des modernen Staates, der Staat als Männerbund zur Absicherung von Gewalt- und Ausbeutungsverhältnissen gegen Frauen, Kolonien und Natur, sowie das Verhältnis von Frauen zum Staat.

158 Seiten, DM 16,—

Aus dem Inhalt:

Irmgard Schultz: Überlegungen zu einer feministischen Staatstheorie anhand von Jean Bodin (1529—1596).
Veronika Bennholdt-Thomsen: Zivilisation, moderner Staat und Gewalt. Eine feministische Kritik an Norbert Elias' Zivilisationstheorie.
Brunhilde Sauer-Burghard: . . . Wie der Staat zum Vater aller Dinge wurde. Eine Untersuchung staatlicher Funktionen bei der Organisation der modernen kapitalistisch-patriarchalen Verhältnisse zwischen Männern und Frauen, dargestellt am Beispiel Preußens.
Bärbel Clemens: Bürgerin im Staat oder Mutter in der Gemeinde? Zum Politik- und Staatsverständnis der bürgerlichen Frauenbewegung.
Susanne Zeller: Die „Staatsgesinnung" der Fürsorgerin nach dem 1. Weltkrieg zwischen Sozialismus und Weiblichkeitsideologie
Claudia von Werlhof: Zum Verhältnis von „Staat" und „Kapital" und „Patriarchat".
Verena Fiegl: Über den Zusammenhang von Staat — Militär — Prostitution
Inge Hehr, Carola Möller: Die Illusion vom Sozialstaat.
Helgard Ulshoefer: Wie der Staat heute mit den Frauen umgeht.
Frauen gegen Erwerbslosigkeit, Angelika Blickhäuser, Monika Molter: Politische Arbeit mit Staatsgeldern?
Sabine Marx: Der Ort der Politik ist: Hier, überall. Die Zeit der Politik ist: Jetzt, sofort.
Anne Klein, Regina Michalik: Frauenvorstand — feministischer Coup oder nur ein Vorstand ohne Männer?
Barbara Böttger, Anne Lütkes, Carola Möller: Grüne Parlamentarierinnen — Macht für Frauen?

Heute sind die technologischen Möglichkeiten der rassistischen Aufspaltung von Frauen in „erwünschte Zivilisierte" und „unerwünschte Wilde" (Arme) ungleich größer. Die neuen Bio-Techniken stellen dabei einerseits die lineare Fortsetzung des alten Prinzips der Aufspaltung und Neukombination der patriarchalen Naturwissenschaft dar, andererseits sind sie aber auch eine qualitativ neue Etappe der frauen-, menschen- und naturfeindlichen Produktionsweise, die wir kapitalistisches Patriarchat nennen. Denn nun wird der Frauenkörper selbst in seine für den kapitalistischen Verwertungsprozeß relevanten Teile zerlegt, wieder neu zusammengesetzt und vermarktet.

144 Seiten, DM 16,—

Aus dem Inhalt:

Christa Wichterich: Der Mythos der Überbevölkerung als Mittel zur Kolonisierung der Frauen in der Dritten Welt
Ute Sprenger: Wer hilft wem auf dem kontrazeptiven Sektor?
Ann Kathrin Scheerer: Bevölkerungspolitik und die Situation der Frauen in der Volksrepublik China
Maria Mies: „Erwünschte Frauen" — „unerwünschte Frauen". Kapitalistische und sozialistische Akkumulation und Bevölkerungspolitik
Vibhuti Patel: Amniozentese und Mord an weiblichen Föten
Gundula Kayser: Industrialisierung der Menschenproduktion — Zum faschistischen Charakter der Entwicklung neuer Technologien der Geburtenkontrolle
Silvia Kontos: Wider die Dämonisierung der Technik
Gabriele Czarnowski: Frauen — Staat — Medizin. Aspekte der Körperpolitik im Nationalsozialismus
Doris Schubert: „Ehrfurcht vor dem Leben"? — Zur Diskussion um die Reform des §218 in der deutschen Nachkriegszeit
Brigitte Holzer: Es geht nicht um die Zahl der Kinder, sondern um die Zurichtung mütterlicher Arbeitskraft für die kapitalistische Wirtschaft
Helgard Ulshoefer: Die Lüge vom Generationenvertrag

Abonnement-Bestellung

Hiermit bestelle ich ab Heft ..... die *„beiträge zur feministischen theorie und praxis"* (jeweils 3 Hefte)

- als Jahresabonnement zu 38,— DM ☐
- als Mitgliederinnenabonnement zu 35,— DM ☐
- als Förderabonnement ab 60,— DM ☐

Name: .....

Anschrift: .....

Datum: ..... Unterschrift: .....

Redaktion und Verlag: Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1, Tel.: 02 21 / 52 64 22

Konto: Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e. V.
Stadtsparkasse Köln (BLZ 370 501 98) Nr. 7 192 032

Ab Heft 13 erhöht sich der Preis für die Einzelhefte auf 16,- DM. Da der Abo-Preis nicht erhöht wird, kostet dann ein „beiträge"-Heft im Abo nur 12,73 DM — also 3,33 DM pro Heft gespart!

Abonnement-Bestellung

Hiermit bestelle ich ab Heft ..... die *„beiträge zur feministischen theorie und praxis"* (jeweils 3 Hefte)

- als Jahresabonnement zu 38,— DM ☐
- als Mitgliederinnenabonnement zu 35,— DM ☐
- als Förderabonnement ab 60,— DM ☐

Name: .....

Anschrift: .....

Datum: ..... Unterschrift: .....

Redaktion und Verlag: Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1, Tel.: 02 21 / 52 64 22

Konto: Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e. V.
Stadtsparkasse Köln (BLZ 370 501 98) Nr. 7 192 032